This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

# Emigrantengeschichten.

Erzählungen

aus

## dem amerikanischen Leben

von

Theodor Griesinger.

Erster Band.

Tuttlingen,
Verlag von E. L. Kling.
1858.

E184
G3 G8
v. 1

Druck der Buchdruckerei von J. C. Mäcken Sohn in Reutlingen.

# Vorrede.

Die nachfolgenden Erzählungen sind vielleicht nicht gerade so passirt, wie sie hier niedergeschrieben wurden; aber sie beruhen auf Thatsachen und hätten können so passiren. Wenigstens kann man die Charaktere, die d'rinn vorkommen, Dutzendweise in Amerika finden.

Somit hoffe ich, werden diese Emigrantengeschichten nicht blos zur Unterhaltung dienen, sondern auch hie und da Einen darüber belehren, wie es in Amerika zugeht, und besonders wie sich die Deutschen in diesem Lande benehmen und befinden.

Am Neujahrstag 1858.

Theodor Griesinger.

# I.

## Der reiche Vetter in Amerika.

Wer ein Freund einer luſtigen Geſchichte iſt, der mag die Geſchichte von Robert Keller aus Holzmaden bei Stuttgart leſen. Das war ein fröhlicher Burſche ſeiner Zeit! Freilich ſind's jetzt ſiebenzehn Jahre her, und in ſiebenzehn Jahren kann man ſich ſchon ein klein Bischen verändern. Noch mehr, als er, aber hat ſich die Anna Maria, ſein Weib, verändert! Die iſt nicht mehr ſo flink und ſchlank, wie Anno dazumal! Es iſt aber auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß ihr älteſtes Mädchen jetzt bald fünfzehn zählt, und ihr jüngſtes Bübchen, das ſechste, noch kaum Papa ſagen kann!

Doch, es iſt nicht gut, wenn man vorgreift, darum wollen wir lieber alles recht hübſch fein der Ordnung nach erzählen.

Alſo am 16. Juni 1841 lief das gute Bremer Schiff „Weſer" in den Hafen von New-York ein. Daſſelbe brachte eine Menge Paſſagiere und darunter ſehr viele Süddeutſche; denn das Jahr 1841 war für die damaligen Zeiten ein ſtarkes Auswanderungsjahr, wie immer die Jahre, wo der Wein nicht geräth und die Frucht fehl ſchlägt. Unter den Auswanderern oder vielmehr Einwanderern (denn die, welche von Deutſchland in New-York ankommen, ſind doch Ein- nicht Auswanderer) war auch der obengenannte Robert Keller von Holzmaden bei Stuttgart.

Es war ein schmucker junger Bursche von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, der wenigstens seine sechs Fuß maß und einen prächtigen Husaren abgegeben hätte. Schade, daß ihn der Vater des alten Fritz nicht unter seine Hände bekam! Aber — er hatte es bei der Conscription gewonnen und so war nichts mit ihm zu machen, so gern es vielleicht auch die Offiziere, die bei der Ziehung zugegen waren, gesehen hätten. Seine Wangen waren, wie Milch und Blut, und seine blauen Augen schauten so gutmüthig und unschuldig drein, daß man ihm gut seyn mußte, man mochte wollen oder nicht. Und doch sah man es ihm an, daß er nicht so unerfahren war, wie die Schwaben oft sind. War er doch schon in der Fremde gewesen, und zwar nicht blos in Eßlingen oder in Reutlingen, oder sonst einem benachbarten kleinen Städtchen, sondern — nach Wien und Straßburg und sogar nach Paris war er gewandert, und hatte dorten längere Zeit in Arbeit gestanden. Ueberdieß hatte er das beste Zeugniß von der Lehre her, und so darf also kein Mensch daran zweifeln, daß er ein ganz geschickter Schreinergeselle war.

„Dem kann's nicht fehlen," mußte man denken, wenn man ihn nur ansah, denn ein guter Schreiner findet in New-York immer sein Auskommen, wenn er fleißig ist, nämlich, und wenn nicht gerade ein böses Jahr und eine arbeitslose Zeit da ist, was freilich sich oft genug wiederholt. Aber — warum kam denn der herüber? Ein guter Handwerker hat's doch auch draußen gut und ist gesucht, da mußte es also einen besondern Hacken haben. Und einen Hacken hatte es!

Der junge Keller sah sich nämlich ganz und gar nach keiner Arbeit um, und fragte weder nach einem Meister, noch

nach einem Fabrikherrn, sondern saß ganz ruhig in seinem Wirthshaus, wo er abgestiegen war, und studierte die Zeitungen, die aber damals noch nicht so groß waren, wie jetzt, wo man mit Einer allein einen ganzen Tisch bedecken kann. Endlich aber am zweiten Tage seiner Ankunft, als er sah, daß der Wirth gerade nicht sehr beschäftigt war, nahm er sich ein Herz und entdeckte sich dem. Wem sollte er sich denn sonst entdecken? Bekannte hatte er ja keine und Verwandte auch nicht! Ueberdieß — damals waren die Emigrantenwirthe noch nicht, was sie später wurden, und hatten ihre Häuser auch nicht in der Greenwichstreet, sondern trieben ihre Wirthschaft meist in Beckmannsstreet und nicht auf betrügerische und unsolide Weise. Dem konnte er sich also gut anvertrauen, aber — was half ihm das Anvertrauen? Der Wirth, so brav er auch war, und so erfahren und vertraut mit den Verhältnissen New-Yorks, konnte ihm in seinem Falle nicht viel rathen.

Vor vielen Jahren nämlich war ein Johann Mayer von Plieningen nach Amerika ausgewandert. Es war ein Schneider von Profession und zufälligerweise ein Bruder von des Roberts Mutter. Der Schneider nun, der jetzt wohl seine dreißig Jahre in Amerika war, wenn er noch lebte, hatte vor etwa zwanzig Jahren einmal geschrieben und zwar an seine Schwester, die Mutter des Robert Keller. Und in diesem Briefe stand zu lesen, daß es dem Herrn Vetter ausgezeichnet gehe, daß er ein Einkommen habe, größer als der Leibhofschneider in Stuttgart, obgleich seine Gesellen täglich nur zehn Stunden, er selbst aber gar Nichts arbeite, und daß also die ganze Familie seiner Schwester doch gleich hereinkommen solle, um sein Glück mitzugenießen. „Denn," so hieß es weiter in seiner

Zuschrift: „er werde sich zunächst ankaufen, da er nicht wisse, was mit dem vielen Gelde anfangen, und dann könnten sie Haus und Hof mit ihm theilen, weil er unverheirathet sey, und vorderhand auch nicht zu heirathen gedenke." — So stand's in dem Briefe, und die Mutter Roberts hätte nach Empfang desselben lieber gleich aufgepackt, und wäre dem Bruder nach Amerika in sein „Glück" nachgezogen, denn — für was sollten sie sich in dem kleinen Holzmaden mühselig abarbeiten, wenn der Onkel in New-York in Hülle und Fülle lebte, und des Geldes so viel hatte, daß er gar nicht mehr wußte, was nur mit anfangen! Der Vater Roberts aber dachte kaltblütiger und meinte: es liege ihnen zwar ein schweres Stück Arbeit alle Jahr zu verrichten ob, aber sie hätten doch ihr sicheres und ruhiges Auskommen und wenn auch selten am Neujahr was übrig geblieben sey, so habe es doch noch immer gelangt. — Der Vater Roberts war nämlich Schreinermeister und besaß zugleich auch ein paar Stückchen Feld, die er selbst bepflanzte, so daß er, wie man zu sagen pflegt, sich sein Brod selbst schneiden konnte. Sein Handwerk trug dann das Uebrige ein, das, was man zu Bestreitung von Kleidung, Getränke, Fleisch, Kindstaufen und Kindererziehung brauchte. Deßhalb konnte sich Roberts Vater nicht so schnell und leichtsinnig zur Auswanderung entschließen, besonders auch wenn er bedachte, daß der Schwager Johann immer Etwas von einem Luftibus an sich gehabt hatte und am Montag stets einen Blauen machte. — Darum beschloß er, vorher noch einmal an den Herrn Schwager zu schreiben, um des Genaueren noch mehr zu erfahren. „War der wirklich so reich, wie er schrieb, so konnte es ihm ja auch nicht darauf ankommen, das Reisegeld zu senden."

Der Brief ging ab an den Johann Mayer in New-York, aber Antwort erfolgte keine. Es ging noch ein zweiter und ein dritter Brief an den reichen Vetter ab, aber — Antwort kam keine.

Nun war damals zu Anfang der Dreißigerjahre die Verbindung mit Nordamerika noch keineswegs so großartig, wie jetzt. Es stand oft ein Halbjahr an, bis ein Brief nur an Ort und Stelle kam, und oft und viel gingen auch Briefe ganz verloren. Auch gab es der Auswanderer nicht so viele, daß man Dem oder Jenem den Auftrag geben konnte, sich nach der und der Sache oder nach dieser und jener Person zu erkundigen, wie man jetzt zu thun gewohnt ist. Auch die Consuln waren noch spärlich und nahmen sich eines Dings gar nicht an, wenn man nicht Etwas dran rückte, etwas Klingendes nämlich. Davon war aber ohnehin nicht die Rede, daß die Leute zwischen Amerika und Deutschland nur so hin und her reisten, wie es jetzt der Fall ist, und daß man sich dann bei Solchen, die in Deutschland auf Besuch waren, auf Kundschaft legen konnte, wie's Diesem oder Jenem gehe. So kam es denn, daß die Familie Keller von dem reichen Onkel und Schwager in Amerika Nichts mehr hörte, ja daß man nicht einmal wußte, ob er noch am Leben war oder nicht! Und wenn er auch noch lebte, — wo lebte er? In New-York oder im Lande? Und — wenn im Lande, wo im Lande? Das Land ist ja so gar groß, daß man fast ganz Europa nur allein in das Gebiet der Vereinigten Staaten hineinstecken könnte!

Der Vater Robert Keller's schlug sich daher nach wenigen Jahren, als man keinen weitern Brief mehr erhielt, die ganze Geschichte aus dem Kopfe, arbeitete nach wie vor, wie's einem

ſoliden Familienvater geziemt, und duldete es nicht, daß man zu viel von dem reichen Vetter in New-York ſprach. „Ich will meine Kinder nicht mit leeren Hoffnungen hinhalten und noch weniger will ich ſie durch die Ausſicht auf ein Erbe, das wahrſcheinlich gar nicht vorhanden iſt, verderben und an Unfleiß gewöhnen.“ So ſprach der Alte und in dieſem Sinne erzog er auch ſeine Kinder. Der älteſte Sohn Robert wurde daher ein recht fleißiger, genügſamer und geſchickter Menſch, und die andern Geſchwiſter ſchlugen nicht minder ein. — Die Mutter aber konnte ſich den Brief nicht aus dem Sinne ſchlagen. Sie durfte zwar nicht davon ſprechen, aber dran zu denken, das konnte ihr Niemand wehren. Sie ließ ſich nicht davon abbringen, daß Alles, Wort für Wort, wahr ſey, wie es ihr Bruder geſchrieben. Sie war feſt überzeugt, daß derſelbe jetzt vielleicht zum mindeſten ein Millionär ſey, und ſo viel an Geld und Gut beſitze, daß er halb Württemberg damit glücklich machen könnte. Und — was das „Nicht-Mehr-Schreiben“ des Bruders anbelangte, ſo hatte ſie ihre verſchiedenen Auslegungsweiſen. Entweder waren ihre Briefe nach Amerika hinein verloren gegangen und der Bruder ſchrieb dann natürlich aus Aerger, weil Niemand auf ſeine Einladung hin kam, nicht mehr. Oder waren ſeine Briefe heraus nicht an Ort und Stelle gekommen und ſie hatten ſich gleich abſchrecken laſſen, den vierten Brief zu ſchreiben. Oder hatte er auch geheirathet und ſeine Frau war zu vornehm, mit den „gemeinen“ Verwandten in Holzmaden etwas zu thun haben zu wollen. Oder war er ſo weit von New-York weggezogen, als er ſeine Landgüter kaufte, daß gar keine Poſtverbindung mehr hinging. Oder endlich — und das war noch die drol-

ligſte Vermuthung, aber ſie glaubte daran, wie an's Evangelium — meinte ſie, er könnte durch den langen Aufenthalt unter den Engliſchen das Deutſche ganz verlernt haben! — So machte ſie für ſich im Stillen ihre Gloſſen und — ganz ſchweigen konnte ſie auch nicht, ſondern ſo ein klein wenig theilte ſie ſchon den Kindern mit, damit das Geheimniß nicht mit ihr in's Grab gehe. Und den Brief! Nun den bewahrte ſie auf, wie ein Heiligthum; der hatte ſeinen Platz in demſelben Schubfach, worin die Familienbibel geborgen wurde, in welcher die Geburts-, Trau- und Tauftage der Eltern wie der Kinder eingetragen waren!

Trotz dieſer Differenz in ihren Anſichten lebte die Familie ruhig und zufrieden, bis ſie vor etwa einem Jahre der ſchwere Schlag traf, daß der Vater ſich auf's Kranken- und nur wenige Tage darauf ſogar auf's Todtenbette legte. Mutter und Kinder waren tief gebeugt; ſie glaubten kaum, unter dieſer Laſt ſich herausarbeiten zu können; allein ihr Herz war fromm und ihr Glaube ſtark. So überwanden ſie auch dieſe Trübſal, und in einer Nacht, da die Mutter ſchlaflos im Bette der Zukunft gedachte und darüber hin und her grübelte, wie wohl Alles noch werden ſollte, da vermeinte ſie plötzlich, es falle ihr wie Schuppen von den Augen, denn ſie gedachte des Briefes von ihrem Bruder in Amerika. Sie ſtand auf, machte Licht und las den Brief, den ſie ſchon mehr als hundertmal geleſen hatte, und der ſchon von Zeit und Rauch ganz vergilbt war, zum hundert und zweiten und dritten Male durch. Bald ſtand ihr Entſchluß feſt. Ihr Aelteſter, der Robert, mußte nach Amerika. Er mußte ſelbſt ſehen, ſelbſt hören; ihm, dem gewandten Burſchen, der ſchon in Wien gearbeitet hatte, das doch auch

eine Stadt war, wie wenige in der Welt, — ihm konnte es nicht fehlen, den Oheim ausfindig zu machen. Freilich — weit mochte es seyn nach dem New-York und eine gefährliche Reise auch; aber der Mensch ist überall in Gottes Hand und es waren ja schon Tausende vor ihrem Robert hinüber in das ferne Glücksland und alle wohlbehalten angekommen. Warum sollte es ihrem Robert nicht auch glücken? Ueberdieß, wenn auch Alles fehlschlug, wenn der Oheim auch wirklich verschollen bleiben sollte, konnte der Robert sich nicht durch seiner Hände Arbeit fortbringen? Ja, konnte er, der geschickteſten Schreiner Einer, nicht zehnmal leichter in New-York, als in Heumaden, emporkommen und wenn nicht ein reicher, so doch ein vermöglicher Mann werden, wie es ihr Bruder, der doch nur ein Schneider gewesen, auch geworden war?

So calculirte sie und wurde während des Calculirens immer getroster, und wie die Sonne ihre ersten Strahlen aussandte, da weckte sie ihren Aeltesten und theilte ihm ihre Plane mit. Der Sohn war gleich mit einverstanden. Die Mutter und die jüngeren Geschwister hatten ja, wenn sie recht fleißig und sparsam waren, wenigstens zu leben! So brauchte er für sie nicht in Sorge zu seyn. Und — er selbst, für seine eigene Person, hätte ja doch nicht in Heumaden bleiben können, nämlich sein Leben durch, weil ihm dieser Wirkungskreis doch zu eng gewesen wäre! — Der von Obrigkeit wegen bestellte Pfleger der Kinder wurde mit in's Geheimniß gezogen, und da er gegen den Plan nichts Besonderes einzuwenden hatte, so stand es keine vierzehn Tage an, bis das nöthige Geld flüssig wurde, um den Robert auszurüsten und ihm das gehörige Reisegeld nebst noch einem kleinen Sparpfennig in die Hand zu drücken.

So kam der Robert Keller in die Stadt New-York und in die Beckmannsſtreet. — Wie es ihm auf der Reiſe ergangen, das gehört nicht hierher; es mag auch wohl zwiſchen ſeinen Erlebniſſen zur See und den Erlebniſſen Anderer kein großer Unterſchied geweſen ſein. Genug, er kam glücklich und wohlbehalten an. Er beſaß einen hübſchen Koffer voll Kleidungsſtücke, einen ziemlich vollen Beutel und — den Brief des Schneidermeiſters Johann Mayer in New-York an ſeine Schweſter in Holzmaden. Der Brief war ja natürlich die Hauptſache, wenigſtens in den Augen der Mutter; der ſollte ja das Erkennungszeichen und die Beglaubigung zugleich ſeyn!

---

Und nun was anfangen! Wie finden wir den reichen Johann Mayer heraus, der mehr Einkommen hat, als der Königliche Leib-Hofſchneider in Stuttgart, und der im Begriff iſt, große Ländereien und Schlöſſer zu erkaufen?

Der junge Burſche blickte voll Vertrauen zu ſeinem Wirthe auf und meinte, ſo Etwas müſſe für den, der ja ſchon mehr als zwanzig Jahre in New-York anſäßig, eine wahre Kleinigkeit ſeyn! Ja, man ſah's ihm an, er wunderte ſich, daß der Wirth ihm nicht gleich ſagte: „Da und da wohnt dein Vetter, geh' hin und umarme ihn.“ — Natürlich in Holzmaden, da kennt Jeder den Andern und weiß deſſen ganze Lebensgeſchichte auswendig; ſogar in Wien iſt es nicht ſchwer, einen Mann ausfindig zu machen, der allda anſäßig iſt oder anſäßig war; denn dort iſt eine Polizei, die Alles weiß und die hat alle Namen der Einheimiſchen wie der Fremden in ihr Buch eingetragen, und kennt ihre Wohnungen und ihre ganzen Verhältniſſe. Aber — in New-York! Lieber Gott im Himmel, wie ſoll das in

New-York möglich seyn? Freilich war damals, als sich dieses zutrug, die Stadt noch bei weitem nicht so groß und ausgedehnt, wie jetzt, und der Einwohner waren es kaum mehr als 400,000, während jetzt das Doppelte nicht zureicht; aber — von einer Fremdenpolizei, von einem Paßwesen war damals gerade so wenig die Rede, als jetzt! Ja sogar, könnte man vielleicht sagen, die Controle über die Einwohner war damals, wenn irgend möglich, noch geringer, als jetzt, wo doch gar keine Controle da ist! In New-York kann nämlich Jeder thun und treiben, was er will, wenn's nur nicht gar zu arg gegen die Gesetze des Landes verstößt; in New-York und ganz Nordamerika kann Jeder gehen und wandeln, wohin's ihm beliebt, und kein Mensch hat das Recht, auch nur nach seinem Namen zu fragen. Kann er sich ja doch heute Nathanael heißen und morgen Isaschar und kein Richter und kein Polizeiherr hat ein Jota dagegen einzuwenden. Wie soll man da Jemanden ausfindig machen, der seit siebzehn oder zwanzig Jahren nichts mehr hat von sich hören lassen?

Der junge Mann war ganz verblüfft, wie man ihm das Alles auseinandersetzte. Er hatte sich wohl Schwierigkeiten gedacht, aber — solche Schwierigkeiten, oder gar vollends Unmöglichkeiten doch nicht.

„Nun", sagte der Emigrantenwirth, wie er sah, daß der Gast den Muth ganz sinken ließ, „nur nicht gleich den Kopf verloren. Wenn der Mann noch hier ansäßig ist und nicht fortzog, so ist doch wohl möglich, daß wir ihn finden."

Natürlich wurde nun gleich das Directory, das ist das alphabetische Verzeichniß aller in New-York Ansäßigen herbeigeholt. Ein solches Directory ist freilich auch nicht dasselbe, was

ein „Wegweiſer“ in Stuttgart oder einer andern größeren Stadt in Deutſchland. Dort werden die Liſten der Einwohner aus den Polizeiregiſtern herausgezogen und dieſe Regiſter ſind genau und pünktlich bis auf's Tipfelchen vom J. Aber in New-York, da iſt's blos eine Privatliebhaberei, wenn Jemand dem Speculanten, der den Directory herausgiebt, ſeinen Namen ſagt. Hunderte finden es gar nicht für nöthig und Tauſende von Leuten, die entweder bloße Arbeiter ſind oder geringere Geſchäftsleute, ſtehen ohnehin gar nicht darin, einfach, weil's den Herausgeber zu koſtſpielig käme, alle Einwohner ohne Unterſchied in das Buch einzutragen. Würde dieß ja ſonſt ein ganzer Foliant! So wird blos auf die Rückſicht genommen, die ſchon lange da wohnen, und in einem gewiſſen Wohlſtande leben, das übrige Geſindel aber wird übergangen. Ueberdieß — auf deutſche Namen wird natürlich noch weniger Bezug genommen, als auf amerikaniſche, denn was hat das große Publikum für ein Intereſſe, die Wohnung und den Vornamen eines — Dutchman, eines armen deutſchen Eingewanderten zu wiſſen! — So iſt das Nachſchlagen in dem New-Yorker „Wegweiſer“ immer ein ganz unſicher Ding und man iſt ganz ſchief gewickelt, wenn man meint, der und der könne nicht in New-York wohnen, weil ſein Name nicht im Directory ſteht. Doch in unſerem Fall hier war's was Anderes. Der Johann Mayer war ja ein reicher Mann, und die reichen Leute kommen alle im Directory! War er alſo noch in New-York, ſo mußte man ihn finden!

So nahmen ſie denn das dicke Buch zur Hand und ſchlugen den Artikel Mayer nach. Der nahm wenigſtens fünf Seiten ein! Johann Mayer ſtand nun freilich keiner darin,

und noch viel weniger ein Johann Mayer von Holzmaden bei Stuttgart, aber: „John Mayer“ fanden ſie nicht weniger als Achtundſiebzig. Welcher war's nun, wenn's überhaupt Einer von ihnen war? — Sie übergiengen natürlich mit Fug und Recht die John Mayer, welche ſich als bloße gewöhnliche Schuhmacher oder Drechsler und dergleichen auswieſen, und hielten ſich an die Vornehmeren, an die, welche mit dem Hofkünſtler von Stuttgart in Beziehung auf Anſehen und Einkommen concurriren konnten. Da war der Eine John Mayer: importer, d. h. ein reicher Kaufmann, der ſeine Waaren in großen Maſſen von Europa bezog; der Andere war Fabrikant und beſaß eine mächtige Maſchinenwerkſtätte; der Dritte figurirte als Inhaber eines immenſen Etabliſſements mit fertigen Kleidern und der Vierte ſchrieb ſich gar: Präſident der Bank von Nordamerika. Der Robert war flugs mit Papier und Bleiſtift zur Hand und notirte ſich die wichtigſten dieſer Männer nebſt der richtigen Hausnummer und den Straßennamen. Sein Geſicht glänzte, wie er die vielen John Mayer gedruckt vor ſich ſah, denn — Einer von dieſen mußte es doch wohl ſeyn!

Am heutigen Tage war es ſchon zu ſpät, ſich auf den Weg zu machen; denn ſolche Herren wohnen nicht da, wo ſie ihre Geſchäfte haben, ſondern entweder in der obern Stadt, in den feinen Straßen neben der fünften Ebene, oder auch in den Vorſtädten Brooklyn und Hoboken, oder gar auf ihren Landhäuſern in der Nähe der Stadt. Da muß man früh aufſtehen, wenn man bei derlei Herrſchaften Beſuch machen will, denn es iſt meiſt ein weiter Weg in ihre Paläſte, und nach zehn Uhr trifft man den Hausherrn ſelten mehr in ſeiner Privatwohnung, ſondern im Geſchäftslocale. Wie wollte es ſich aber

mit dem Anſtand vereinigen laſſen, wenn ein neu angekommener Vetter nur ſo mir Nichts, dir Nichts auf's Comptoir gegangen wäre! — Am andern Tag alſo, in aller Früh war Robert Keller auf den Beinen. Er hatte ſeinen beſten Rock und ein ſchneeweißes Hemd angezogen und nun gieng's fort, den Oheim zu finden. Zuerſt wollte er zum Kleideretabliſſements-Inhaber gehen, dann zum Fabrikanten, darauf zum Importer, zuletzt zum Präſidenten.

---

Er hat's nachher ſeinen Bekannten oft und viel beſchrieben, der Robert, wie dieſe Viſiten abgelaufen ſind; deßwegen iſt uns Alles gerade noch ſo im Gedächtniß, als ob wir dabei geweſen wären. Und lachen müſſen wir jetzt noch, wenn wir uns die Situation der betreffenden Partheien denken.

Der Kleideretabliſſementsinhaber wohnte in der Grandſtreet. Dieſe Straße gehört unter diejenigen, in welchen „Unnere Leut" gerne ihren Wohnſitz aufſchlagen. Es ſind da lauter Bänder-, Spitzen-, Mantillen-, Seiden-, weiße Waaren- und Ellenwaarenläden und die Läden, wie die Häuſer, ſind vom erſten bis zum fünften Stock von den Nachkommen Jacobs mit Beſchlag belegt.

Der Robert fand ſich bald zurecht, und es dauerte keine Viertelſtunde, ſo ſtand er vor dem Hauſe ſeines „erſten" Oheims. Natürlich war die Hausthüre verſchloſſen und auf ſein „Anläuten" öffnete ihm eine alte Magd. Die ſah ziemlich unſchön und unſauber aus, und war noch nicht einmal gewaſchen, wie das ſo bei den Juden gewöhnlich iſt. Dem Robert klopfte das Herz gewaltig, wie er über den mit alten Teppichen belegten Gang dahinſchritt. Seine Füße verſagten ihm faſt den

Dienſt, bis er zum dritten Stock hinaufgelangte, wo der Herr John Mayer, der Großhändler in fertigen Kleidern, wohnte. Es kam ihm Alles ſo gar reich und prächtig vor, denn in ſeiner Heimath hatte er nie einen Hausgang und gar vollends eine Treppe mit Teppichen belegt geſehen! Er wußte natürlich nicht, daß das eine allgemeine Sitte iſt in New-York, und daß die Arbeitersfrau den Boden ihres ärmlichen und einzigen Zimmerchens ebenſogut mit einem Teppich oder wenigſtens mit Wachstuch bedeckt, als der Millionär die Prachtszimmer ſeines Palaſtes. Der Unterſchied liegt blos in der Sorte. Der Teppich oder das Wachstuch des armen Mannes koſtet vielleicht dreißig Kreuzer die Elle und der des Reichen das Zehnfache und Fünfzehnfache. Beim Erſten iſt das „Teppichlegen" eine Art Erſparniß, denn die Hausfrau braucht dann den Stubenboden nie zu waſchen; beim Zweiten wird Luxus mit den Teppichen getrieben und je mehr der Fuß beim Auftreten einſinkt, je weicher und farbenreicher der Teppich erſcheint, um ſo zufriedener iſt die Hausfrau.

Die Parlor- oder Beſuchszimmerthüre ſtand weit auf, wie Robert hinaufkam, und eine ältere Frau handthierte drin herum, als wenn ſie da zu Hauſe wäre. Das Weib trug eine ſchiefſitzende Haube, die mit ſchwefelgelben Spitzen beſetzt war; vielleicht waren es ächte Brüßler, vielleicht waren ſie auch ſeit verſchiedenen Monaten nicht gewaſchen. Ihre übrige Kleidung zeugte von einem tiefen Negligé, mit verſchiedener Unſauberkeit gepaart, die nicht ſehr einladend ausſah.

„Iſt Herr John Mayer zu ſprechen", fragte Robert.

Die Frau ſtemmte die beiden Arme in die Weichen und muſterte den jungen Mann vom Kopf bis zum Fuße.

„Was wolle Se vom Herrn John Mayer?“ fragte ſie; „wolle Se bringe Geld und kaufen Hoſen oder Weſte oder Röckcher oder andere Artikel. Se ſain a feiner, junger Mann; ſe ſolle bedient werde zur Zufriedenheit: — „Ephraim! Ephraim!“ rief ſie laut, „ſo komm doch heraus; du brauchſt ja eine Ewigkeit, bis de angezoge haſt deine Pantöffelcher. 's iſch a Herr do, a feiner, reicher Herr, der kaufe will für de Süde!“

„Ephraim, rufſt de?“ entgegnete eine Stimme von Innen, „wenn de rufſt noch amol Ephraim, ſo laß ich mer ſcheide, de werſt doch nie lerne Bildung und feine Manier, wie ſich's gehört für unſere jetzige Stand. John heiß ich, denn mer ſain jetzt amerikaniſche Bürger und Citizen, und den Ephraim, den habe mer gelaſſe in Jebenhauſe bei Göppingen; da könne ſ'en ſiede oder broate. Und du heiſcht net mehr Sarah, ſondern Camilla heiſcht du; denn mer ſchreite fort mit dem Zeitgeiſt, und es macht an andere Eindruck bei der Geſchäftswelt, wenn da ſteht auf der Firma: „John Mayer, holesaledealer,“ als wenn da ſtünde: Ephraim Bamberger, Kleiderhändler, und wenn de giebſt dei nächſte Parthie oder Soirée; und wenn ſe komme zum Thee und zum Wein und zum Tanze, die Schickſelche und die Garçons, ſo müſſe ſe ſage und grüße: Miſſis Camilla und nicht mehr Miſſis Sarah, denn mer ſein jetzt Amerikaner.“

Mit dieſen Worten kam der „erſte“ Onkel zum Vorſchein. Er hatte eine Art Studentenmütze mit einer Troddel auf dem Kopfe, einen prächtigen Schlafrock auf dem Leibe und geſtickte Pantoffeln an den Füßen.

„Soll mer Gott helfe,“ ſchnatterte er weiter, „du haſt geſproche de Wahrheit, Sarah, — Camilla will ich ſage,

a feiner, properer junger Herr, un a Deutſchländer dazu. Mit wem habe mer die Ehr?"

Robert ſah nun wohl, daß er hier falſch gegangen war. Hatte er im Anfang, als er das ſchmutzige Judenweib ſah, ſeinen Oheim bedauert, daß er in ſolche Hände gerathen ſey, ſo war es ihm jetzt eine wahre Erleichterung zu ſehen, daß er ſich gänzlich getäuſcht, denn der Mann konnte doch unmöglich ſein Onkel, der Bruder ſeiner Mutter ſeyn! — Doch war er ſo überraſcht und verwirrt, daß er kaum ſeinen Namen und Heimathort nennen konnte.

„Na, ſoll mer Gott helfen," ſprach der redſelige Ephraim oder vielmehr John Mayer weiter; „Sarah, — Camilla will ich ſage, von Holzmade iſcht er! A Landsmann, a würtembergiſcher Landsmann, denn mer ſain von Jebenhauſe bei Göppingen; aber mer ſain ſchon zwanzig Jahre hier und haben's zu was gebracht, und mache jetzt nur noch große Geſchäftcher. Na ſetze Se ſich, Heumadener, und ſage Se mer, wie viel wolle ſe kaufe? Wolle Se's em Dutzend nach oder em Gros nach? Mer ſain billig, ſehr billig gega cash, natürlich, denn creditire thun mer net außer bei Geſchäftsfreund, wo mer wiſſe, daß es ſicher iſt! — Mer ſain ſchon billig beim Dutzend, aber bei de hundert vierundvierzig, da gebe mer's her für gar Nix!"

So gieng es fort und fort, bis endlich Robert aufſtand und ſich entſchuldigte, den Herrn Engroskleiderhändler geſtört zu haben. „Es walte ein Mißverſtändniß hier ob," meinte er, „denn er habe zu einem andern John Mayer gehen ſollen."

Robert eilte die drei Treppen ſchneller hinunter, als er hinaufgegangen war. Es war ihm ordentlich wohl, wie er

ſich wieder auf der Straße befand. Beſſer gar keinen Onkel, als ſolch Einen, dachte er, und beſonders als ſolch eine Tante!

---

Jetzt gieng's zum Fabrikanten, der wohnte in Brooklyn, der Stadt der Kirchen und Paläſte. Dieſe Stadt iſt von faſt lauter New-Yorkern bevölkert, welche es zu eng, zu ſchmutzig und zu unnobel finden in der Altſtadt, und die doch nicht reich genug ſind, um in der fünften Avenue und Umgebung einen Palaſt zu kaufen. So iſt Brooklyn nach und nach groß geworden und zählt jetzt faſt zweimalhunderttauſend Einwohner.

Robert fuhr hinüber nach Brooklyn über den Eastriver, d. h. den öſtlichen Fluß, wie man den Meeresarm hier nennt, der durch den Sund hereinſtrömt und New-York von (der Inſel) Longisland trennt. Nach einigem Suchen fand er das Haus, wo der „zweite" John Mayer wohnen ſollte. Dießmal öffnete ihm ein junges, nettes Mädchen, das ihm wegen ſeines liſtigen und zugleich lüſternen Auges wie eine Art Kammerzofe vorkam.

„Herr John Mayer iſt nicht zu Hauſe," antwortete ihm die Zofe auf ſeine Frage. Dabei muſterte ſie ihn von Kopf bis zu Fuße und nachdem ſie ihn lange genug betrachtet und augenſcheinlich mit ihrer Unterſuchung zufrieden war, meinte ſie: „wenn auch der Herr Mayer ausgegangen ſey, ſo ſey doch die Madame Mayer zu Hauſe und vielleicht auch zu ſprechen." — Sie eilte die Treppe hinauf, huſchte in ein Zimmer hinein und kam bald darauf wieder zurück, um den jungen Robert in den Parlor zu führen.

„Alſo auch der iſt verheirathet," dachte Robert und war begierig zu erfahren, wie dieſe Tante ausſah.

Die Madame Mayer ſaß in einem Rockingchair, d. i. einem amerikaniſchen Schaukelſtuhl, hatte ihre Füßchen auf einem gepolſterten Schemel aufgelegt und ſchaukelte ſich gemüthlich hin und her, ohne ſich nach dem Eintretenden umzuwenden. Sie ſaß nämlich mit dem Rücken gegen die Thüre, hatte aber einen großen Spiegel ſich gegenüber, der ihr den jungen Fremden getreulich in ganzer Figur abſpiegelte. — Robert blieb an der Thüre ſtehen und drehte verlegen ſeinen Hut zwiſchen den Händen; die Dame aber ſchaukelte ſich fort und fort und machte keine Miene, aufzuſtehen. — Robert wäre am liebſten wieder draußen geweſen auf der Straße. — Das Spiel mochte ſo zehn oder fünfzehn Minuten gedauert haben, da ſprang ſie plötzlich auf und ſtellte ſich bolzgerade vor Robert hin und fieng an aus voller Kehle zu lachen.

„Ihr ſeyd ein Grünhorn," meinte ſie endlich, indem ſie ihn von oben bis unten muſterte. „Ihr müßt erſt einige Tage im Lande und mit den Sitten und Gebräuchen hier unbekannt ſeyn, ſonſt ſtündet Ihr nicht Stunden lang an der Thüre und drehtet Euren Hut."

Dabei nahm ſie ihn bei der Hand und führte ihn zu einem der Sophas oder Divans, mit denen das Zimmer reichlich verſehen war.

„So, Ihr verlegener Menſch," meinte ſie, „da ſetzt Euch und ſagt mir, was Ihr von meinem Manne wollt, vielleicht kann ich Euch nützlich ſeyn."

Mit dieſen Worten ließ ſie ſich neben Robert auf den Divan nieder, und dieſer faßte ſich endlich Muth und wagte es, das Auge zu ſeiner Nebenſitzerin aufzuſchlagen. Es war ein üppiges Weib von etwa dreißig Jahren mit einem bren-

nenden Auge, das offenbar keiner Deutſchen angehörte. Auch der Accent, mit dem ſie ſprach, verrieth die Ausländerin. Und vollends das ungenirte Benehmen — nun, Robert dachte, das ſey vielleicht ſo Sitte in Amerika. — Inzwiſchen hatte die Kammerzofe auf einen Wink der Gebieterin eine Flaſche mit Wein nebſt einigem Backwerk gebracht und Robert mußte mit der Madame Mayer anſtoßen. Der Wein war gut und es wurde unſerm Robert ganz warm um's Herz, beſonders da das üppige Weib ihn bei der Hand nahm und dieſelbe ſanft drückte. Er mußte nun anfangen zu erzählen und ſie ruhte nicht, bis er ſein ganzes Herz vor ihr ausgeleert hatte. Ihre Augen hingen an ſeinem Munde, und ihre Hand ruhte in der ſeinigen.

„Alſo mein Vetter ſeyd Ihr," rief ſie aus, als er endlich fertig war, „mein lieber, junger, ſchöner Vetter ſeyd Ihr." — Dabei ſchlang ſie ihre Arme um ihn, preßte ihn an ihren vollen Buſen und küßte ihn auf Mund und Stirn und Auge.

Robert wußte nicht, wie ihm geſchah. Alſo das war wirklich ſeine Tante? Und der Fabrikant John Mayer war wirklich ſeiner Mutter Bruder? — Sie ließ ihm keine Zeit, ſich zu beſinnen, ſondern zog ihn hart neben ſich, und wer weiß, wie weit ihre ſo ſchnell erwachte verwandtſchaftliche Zuneigung noch gegangen wäre, wenn nicht plötzlich die Zofe hereingeeilt wäre und ihr ein paar Worte auf Franzöſiſch zugerufen hätte. Die junge Tante ſprang auf, ſetzte ſich in ihren Rockingchair und ſchaukelte ſich hin und her mit einem ſo gleichgültigen Geſichte, als könnte ſie nicht fünfe zählen.

Kaum war dieſe Metamorphoſe vor ſich gegangen, ſo trat ein Herr in's Zimmer, der ſich alsbald als „Gemahl" an-

kündigte. Es war ein großer hagerer Herr, offenbar viel älter, als die Frau, aber mit Augen, die wie Feuer blitzten. Er überſah das ganze Zimmer mit Einem Male; er betrachtete den verlegenen, bald roth, bald blaß werdenden Robert, betrachtete den Wein auf dem Tiſche und betrachtete ſeine Frau. Es mochte ihm Etwas nicht geheuer vorkommen, denn ſein Geſicht röthete ſich immer mehr, wie wenn ihn ein heftiger Zorn ergriffe.

„Wer ſeyd Ihr? Was wollt Ihr hier?“ rief er endlich dem betretenen Robert auf Franzöſiſch zu. Robert hatte, wie oben ſchon geſagt, einmal einige Zeit in Straßburg und Paris gearbeitet und verſtand etwas Franzöſiſch; allein ehe er Zeit bekam, dem ſtrengen Herrn zu antworten, hatte die Dame im Schaukelſtuhl bereits replicirt.

„Wieder einmal eiferſüchtig, Monſieur Mayer?“ ſagte ſie und gähnte dazu. „Doch,“ fügte ſie nachher bei und ſprang auf: „ich muß ja die Herrn einander vorſtellen: Herr John Mayer, Herr Robert Keller, Oheim und Neffe.“

„Was?“ ſchrie Herr John Mayer, „Oheim und Neffe? Das ſoll mein Neffe ſeyn? Ich habe keinen Neffen.“

„Du täuſcht dich, lieber Mann,“ ſagte die Frau lächelnd und knixte dabei, wie wenn ſie ihn ein Bischen höhnen wollte. „Es iſt der Sohn deiner Schweſter; ſo ſagt er wenigſtens ſelbſt.“

Robert war natürlich längſt vom Sopha aufgeſtanden und trat nun auf den älteren Herrn zu, um ihn als Oheim zu begrüßen. Schon ſtreckte er ihm die eine Hand entgegen, während er in der andern den bewußten Brief hielt, der als Legitimation gelten ſollte. Doch der Herr John Mayer war nun

ganz wüthend geworden. Er ſchleuderte ſeiner Frau einen Blick zu, der ſie vernichten ſollte, den ſie aber mit der höchſten Gleichgültigkeit aufnahm, und dem Robert befahl er, ſich augenblicklich zu entfernen.

„Hinaus! Hinaus!“ ſchrie er. „Ich habe in meinem Leben keine Schweſter gehabt und noch viel weniger einen Neffen. Nichts als Lug und Trug! Nichts als Schurkerei über Schurkerei!“

Er rannte in der Stube auf und ab, wie beſeſſen, und geſticulirte mit den Händen dazu, als wollte er mit einem Taubſtummen ſich verſtändlich machen. Inzwiſchen hatte ſich die Frau wieder in den Schaukelſtuhl geworfen, und beſah ſich bald den tollen Ehegemahl, bald den verlegenen „Vetter.“ Sie hatte offenbar ihr Hauptgaudium an dem Spaße. Endlich wurde der Mann ruhiger. Er trat auf Robert zu und fragte ihn, wie er heiße, woher er ſtamme und was er für ein Landsmann ſey. Robert beantwortete Alles kurz und bündig, aber — nunmehr mußte er ſich bald ſelbſt überzeugen, daß es mit der Vetterſchaft Nichts ſey, denn dieſer John Mayer hieß eigentlich „Jean Mayer“ und war ein Deutſch-Franzoſe aus Metz; ſeine Frau aber war eine Lauſannerin und hatte natürlich von Anfang an wohl gewußt, daß der Robert Keller kein Vetter ihres Mannes ſeyn könne. Sie hätte aber gar zu gerne die „liebende Tante“ geſpielt; darum ſtellte ſie ſich jetzt wie aus den Wolken gefallen über die Nachricht, daß es mit der Vetterſchaft Nichts ſey.

Dem Robert blieb nun Nichts übrig, als ſich zu verabſchieden. Das that er denn auch und der Herr John Mayer ſchien faſt verſöhnt, wie er ſah, daß ſeine Frau, ohne ſich auch

nur noch einmal nach dem „Vetter" umzusehen, ja ohne ihn nur zum Abschied zu grüßen, in's Nebenzimmer gegangen war. Der schnelle Uebergang von der fast allzu „tantenhaften" Liebe zu einer solchen Gleichgültigkeit fiel dem Robert schwer auf's Herz; doch — das war vielleicht so Sitte in Amerika, dachte er. Wie er jedoch die Stiege hinab und an der Hausthüre war, huschte die Kammerzofe an ihm vorbei und drückte ihm ein Briefchen in die Hand, indem sie zugleich den Zeigfinger auf den Mund legte. Robert eilte die Straße hinab, und wie er um die nächste Ecke gebogen hatte, las er das Zettelchen: „Theurer Robert", stand darin, „die Liebe besiegt alle Hindernisse. Deine Tante." Dabei war ihm ein gewisses Haus in einer gewissen Straße bezeichnet, wo er den andern Morgen zu einer bestimmten Zeit hinkommen sollte, um sich der neuen Base ungestört zu widmen.

So endete der zweite Versuch, den Oheim aufzufinden. Und er endete wirklich damit; denn der Robert war kein junger Mensch, wie manche Andere es sind, sondern ein ehrenhafter Bursche, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Er ging also nicht hin, wohin ihn die üppige Frau bestellt hatte, und wenn ihn auch Der oder Jener deßhalb einen Narren schimpfen wird, so hat er sich doch bei einer solchen Denkungs- und Handlungsweise stets gut und glücklich befunden.

---

Robert ließ sich durch die zwei vergeblichen Versuche nicht abschrecken; sondern machte sich auf den Weg zum dritten John Mayer, zum Importer. Der wohnte auf dem Lande, wenigstens sechs Meilen von New-York und ließ sich alle Morgen in die Stadt herein und alle Abende auf seinen Landsitz hin-

ausfahren. Viele reiche Kaufleute halten es ſo (wenn auch einige Unbequemlichkeit dabei iſt, jeden Tag hin- und herzufahren), und deßhalb ſtehen den ganzen Hudſon entlang eine Menge Villas; denn ſo entſchädigt Einen die prächtige Ausſicht am Hudſon und die herrliche Luft im Freien gegenüber der Stickluft in der Stadt hinlänglich. — Robert ging alſo auf's Comptoir des Importers, um anzufragen, wann er dem Herrn am beſten und gelegenſten ſeine Aufwartung machen könne. Das Comptoir lag natürlich in der untern Stadt, weil alle Geſchäfte New-Yorks im untern Stadttheile, nach der See zu, ſich befinden. Es hatte durchaus keine Schwierigkeit, Entrée zu bekommen, denn die Leute liefen da aus und ein, ganz nach Belieben, und Alle mit dem Hute auf dem Kopfe. So unhöflich war nun der Robert nicht, denn er hatte noch deutſche Manieren und Manierlichkeiten. Er zog alſo den Hut ſchon auf der Straße ab, und der Kutſcher, der mit ſeiner Equipage gerade vor der Thüre hielt, ſchaute ihn ganz verwundert an. Noch verwunderter ſchauten die Commis über ſeinen tiefen Bückling, als er in das Geſchäftslokal trat. Da ſaß ein alter Herr auf einem Armſtuhl vor einem Schreibtiſch und ſchrieb eifrig, während einige Andere geſchäftig hin- und herliefen. An den Alten wandte ſich unſer Robert und fragte nach Herrn John Mayer.

„Iſt auf ſeinem Landſitz und unwohl. Wird vor acht Tagen nicht in die Stadt hereinkommen", antwortete der Alte, ohne aufzuſehen.

Robert genirte ſich weiter zu fragen, und blieb eine Zeit lang ſtill ſtehen. Der Alte wandte ſich deßhalb um, und meinte, wenn er ſonſt noch was wollte, ſo könnte er's ihm ſagen; denn

er ſey der Partner, d. i. der Aſſocié, wie ſie in Deutſchland ſagen.

„Ich möchte gern mit Herrn John Mayer ſelbſt ſprechen", ſagte Robert. „Ich komme gerade von Deutſchland an und —"

Weiter ließ ihn der Alte nicht ſprechen, ſondern fragte kurz: wie er heiße.

„Robert Keller", war die Antwort.

„Was?" rief jetzt der Herr, vom Stuhle aufſpringend. „Was? Robert Keller, der längſt erwartete Neffe? Nun, die Freude wird groß ſeyn." — „Sie müſſen ſich gleich auf den Weg machen", ſetzte er dann hinzu, „und auf's Gut hinausfahren. Das trifft ſich ja äußerſt glücklich, daß das Gefährt noch vor der Thüre hält."

Schnell ſetzte er ſich an den Schreibtiſch, ſchrieb ein paar Zeilen, händigte ſie Robert ein und hob ihn dann ſelbſt in die Prachtequipage, die vor der Hausthüre hielt, indem er zugleich dem Kutſcher einige Vorſchriften gab. Dieſer ſetzte ſeine Pferde in Bewegung und — Robert befand ſich auf dem Wege zu ſeinem Oheim.

Dießmal konnte es doch kein Irrthum ſeyn! Der Aſſocié hatte ja von ihm gewußt! Folglich mußte der Onkel von ſeinen Verwandten in Deutſchland mit ihm geſprochen haben! — Nur das fiel unſerm jungen Freund auf, daß der Herr Partner ihn den „längſt erwarteten" Neffen nannte. Der Onkel konnte doch nicht wiſſen, daß er von Deutſchland nach Amerika gereist ſey, er konnte ihn alſo auch nicht erwartet haben! Doch — zu welchem Zwecke grübeln? Es war ja genug, daß der Partner ſeines Oheims wußte, daß dieſer einen Neffen Namens

Robert Keller hatte. Daraus folgte doch nothwendig, daß dieſer Onkel ſein Onkel, der Onkel unſeres Robert ſeyn müßte. Und — ein Traum konnte dieß Alles auch nicht ſeyn; denn er ſaß ja im Wagen ſeines Oheims; es war ja pure, veritable Wirklichkeit!

Die Pferde flogen unſerem Robert faſt zu raſch, denn ſchon nach einer Stunde befanden ſie ſich an Ort und Stelle. Es war ein prächtiges Landhaus hart am Hudſon, ein Landhaus, das man anderswo vielleicht ein Schloß nennen würde. Die Umgebung war herrlich und das Wohngebäude lag mitten in einem Parke mit der Ausſicht über den Fluß. Der Kutſcher hielt an, half unſerem Robert heraus und ging dann mit ihm die Treppe hinauf in einen prächtigen Salon, wo ein älterer Herr auf dem Sopha lag und las. Dieſem übergab der Kutſcher einige Papiere, und Robert beeilte ſich natürlich, auch die paar Zeilen des Partners abzugeben. Der alte Herr las und die Wirkung war elektriſch.

„Robert, mein lieber Robert! Nun das freut mich. Endlich hat doch dein Vater nachgegeben! Setz' dich, mach' dir's bequem! Leider kann ich nicht auf den Fuß ſtehen, denn das verdammte Zipperlein ſteckt drin. So mußt du dir ſchon allein zurechthelfen."

Nun zog der alte John Mayer an einer Klingel und alsbald machte ein Bedienter ſeine Erſcheinung, der beordert wurde, Erfriſchungen herbeizubringen.

„Laß dir's ſchmecken, Robert. Bin gottvollfroh, daß du endlich da biſt. Meine alte Junggeſellenwirthſchaft muß nun ein Ende nehmen, denn ich will ſchon dafür ſorgen, daß du bald heiratheſt. Komm', ſtoß' an; dein Vater und deine

Mutter ſollen leben. So, und jetzt erzähle mir von ihnen und von deinen Geſchwiſtern und der ganzen Verwandtſchaft. Iſt er immer noch ſo gut angeſchrieben bei'm Herzog, dein Vater nämlich, und ſchimpft er immer noch über das Lumpenpack in Amerika?"

So plauderte der alte Herr in Einem fort und man ſah ihm die Freude im Geſichte an. Endlich aber war er doch genöthigt, eine Pauſe zu machen und nun kam Robert zum Worte.

„Lieber Onkel", ſagte dieſer, „das Erſte, was ich dir ſagen muß, iſt das, daß der Vater geſtorben iſt."

„Um Gott!" rief der Oheim erſchrocken. „Mein Schwager iſt todt; der gute, liebe Robert iſt geſtorben. Meinen beſten Freund hat man begraben."

Thränen ſtanden ihm in den Augen, als er dieß ſagte, und lange ſprach er kein Wort weiter. Endlich faßte er ſich und wollte nun wiſſen, wie dieß ſo ſchnell gekommen ſey. Robert nannte Tag und Stunde, wann der Vater geſtorben.

„Was?" ſchrie der alte Herr. „Ein Jahr iſt's, ſagſt du, und ich habe doch erſt vor zehn Wochen einen Brief von ihm bekommen, worin er mir deine baldige Abreiſe anzeigt? Burſche, wer biſt du? Du biſt ein Betrüger!"

Und auf ſprang er trotz Podagra und Gicht, und faßte den Robert an der Kehle und ſetzte ihn mit Einem Ruck auf einen Stuhl, daß dieſer krachte und bebte. — „Heraus mit der Sprache, Burſche, wer biſt du?"

Robert war wie vom Himmel gefallen. Er ſah ganz verdutzt drein und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Endlich fiel ihm der Brief des „Onkels" ein und den überreichte er

dem alten Herrn. Dieſer las denſelben geduldig vom Anfang bis zum Ende, und wie er damit fertig war, ſo fing er hellauf an, zu lachen.

„Alſo ein Schneider iſt dein Oheim, und mich haſt du für den Schneider gehalten.“ — Nunmehr mußte Robert haarklein erzählen, wie er dazu gekommen ſey, in dem Gefährte des Herrn John Mayer herauszufahren und wie ſich Alles gemacht habe. Endlich klärte ſich der Horizont auf. — „Nun“, ſagte der alte Herr, „mein Robert Keller biſt du nicht, ob du gleich den nämlichen Namen führſt; ſo wenig als ich dein John Mayer bin, ob wir gleich auch dieſen Namen mit einander gemeinſchaftlich haben. Das war ein verdammtes Mißverſtändniß und ich bin nur froh, daß blos dein Vater geſtorben iſt und nicht der Vater meines Robert.“

Der alte Herr wurde nun wieder ſeelenvergnügt, ſchenkte dem Robert noch ein volles Glas ein und ließ ihn am Abend ſogar in demſelben Gefährte bis in die Stadt hineinfahren, in welchem der junge Burſche herausgekommen war. Freilich die Stimmung des Hineinfahrenden war eine ganz andere, als die des Herausfahrenden, denn — ſeinen Oheim hatte Robert abermals nicht gefunden.

---

Man konnte nun wohl merken, daß die drei Fehlgänge, und beſonders der letztere, den Robert ganz de- und wehmüthig geſtimmt hatten; allein das war ganz gut ſo. Es iſt beſſer, wenn ein Menſch durch eigene-Erfahrung ſich ſeiner Thorheit bewußt wird, als durch fremden Rath! Eine gründliche Kur kann nur durch Selbſterkenntniß erzeugt werden. — Somit lachte der Emigrantenwirth blos in ſich hinein, als

Robert den andern Tag mit frischem Muth auf seinen vierten Fehlgang auszog; denn daß es ein Fehlgang seyn würde, das mußte jeder vernünftige Mensch, der mit den Verhältnissen New-Yorks bekannt war, voraussehen. Wie sollte in dieser Weltstadt ein „grüner" Bursche seinen reichen Onkel finden können, wenn dieser sich nicht finden lassen wollte, was doch das zwanzigjährige Stillschweigen zur Genüge bewies? Und vollends, wenn der Onkel gar nicht mehr in der Stadt war, wie mehr als wahrscheinlich? Oder gar, wenn er gestorben nnd verdorben, wie nicht minder leicht möglich?

Dießmal ging's zum Bankpräsidenten und der wohnte in der fünften Avenue.

Die fünfte Avenue ist eine Straße, hundert Fuß breit, und mit Trottoirs besetzt, die selbst wieder zwanzig Fuß und mehr breit sind. Hier reiht sich Pallast an Pallast, wohl eine halbe Stunde lang. Rings um die Palläste dehnen sich Gärten aus mit Springbrunnen und tropischen Gewächsen. Eine feierliche Ruhe herrscht den ganzen Tag in diesen Regionen und man sieht Nichts als herrliche Caroſſen mit eben so herrlichen Pferden bespannt. Kein profaner Karren, keine rumpelichte Miethkutsche läßt sich da hören; was hier lebt und athmet, gehört den höheren Kreisen an, der exclusiven Welt, der Geldaristokratie New-Yorks.

Robert hatte sich die Hausnummer richtig gemerkt. Es war ein großes Marmorpalais mit breiter, doppelter Einfahrt und fast so ausgedehnt, wie das Residenzschloß in Stuttgart. Er wollte schon wieder umkehren, als er vor dem Hause stand, aber — er hatte sich's einmal vorgenommen, auch diesen, den letzten Versuch noch zu machen. — Nachdem er den Thür-

klopfer in Bewegung gesetzt, öffnete ihm ein kohlraben-schwarzer Portier, und so erschreckte ihn der plötzliche Anblick des Negers, daß er einige Schritte weit zurückfuhr. Nicht daß er noch keine Neger gesehen hätte; denn in New-York begegnet man auf jedem Schritte einem Nigger oder Mulatten; aber das Plötzliche der Erscheinung frappirte ihn. Und wie war's ihm vollends, als der Nigger, nachdem er ihm ein paar Sekunden lang seine weißen Zähne gezeigt, ihn in gutem Schwäbisch — deutsch anredete! Er glaubte, der Teufel treibe sein Spiel und doch — war Nichts natürlicher. Es war dieß nämlich ein Pensylvanischer Nigger, welche fast Alle deutsch sprechen, aber kein anderes Deutsch, als das schwäbische, weil in Pensylvanien von fünfzig Jahren her eine Menge Schwaben residiren, die ihre Muttersprache zwar etwas stark modificirt sprechen, aber doch den Grundton derselben nicht verlernt haben. Und natürlich erlernen die schwarzen Pensylvanier (früher Sklaven, jetzt freie Arbeiter) keine andere Sprache, als die ihrer Dienstherren, bei denen sie aufgewachsen sind.

Der schwarze Portier lachte herzlich über den Schrecken Robert's, war aber gleich bereit, ihn zu seinem „Herrn" zu führen, denn einen Herrn muß der Nigger haben, ob er freigeboren ist, oder Sklave. — Robert folgte ihm einen Gang entlang, der mit so kostbaren Teppichen belegt war, daß der Fuß bei jedem Tritt einen Zoll tief einsank, so daß der junge Deutsche nicht wußte, ob er nicht „zur Schonung" seine schweren Stiefel ausziehen sollte. Hätte er nicht den Schwarzen ganz ungeniert darauf hingehen sehen, so hätte er's sicher gethan! — Nun kam er in ein Zimmer, — nein, so was hatte er in seinem Leben nicht gesehen. An den Wänden hingen

Gemälde in ſo koſtbaren Rahmen, daß nur ein Fürſt dergleichen bezahlen konnte; die Decke erglänzte von Gold und Silber; die Kronleuchter blendeten faſt das Auge; die Meubels beſtanden aus lauter Sammt und Seide; die Spiegel reichten von der Decke bis auf den Boden. Und doch war dieß nur das Vorzimmer zu dem Privatzimmer des Bankiers, in welches er jetzt geführt wurde. Wie dieſes ausgeſchmückt ſeyn mußte, kann man daraus ermeſſen, daß das erſtere ſchon eines Königs würdig war!

Der Inhaber all' dieſer Pracht und Herrlichkeit ſaß in einem breiten, reich gepolſterten Lehnſeſſel vor einem Schreibtiſche aus Roſenholz, deſſen vergoldetes Geſtell mit Büchern in reichen Einbänden verziert war. Er benützte aber den Schreibtiſch nicht zum Schreiben, ſondern er hatte ſich weit in ſeinen Lehnſeſſel zurückgelehnt und ſtreckte ſeine Füße über das Büchergeſtell hin, ſo daß die Poſition der Füße weit höher war, als die des Kopfes. Auf letzterem thronte ein hoher Hut, der aber ganz auf dem Hinterkopfe ſaß, ſo daß er alle Augenblicke in Gefahr war, herunterzufallen. Im Munde des reichen Mannes ſteckte eine brennende Cigarre, vermittelſt der er ſtarke Wolken ausblies.

Robert ſtand mit dem Hut in der Hand an der Thüre und wagte natürlich vor lauter Reſpekt nicht den Mund aufzuthun. Der Bankier aber rührte und bewegte ſich nicht. Seine einzige Beſchäftigung ſchien darin zu beſtehen, daß er alle Sekunden ausſpuckte und dabei mit wunderbarer Genauigkeit immer auf denſelben Gegenſtand, einen herrlichen Papierkorb, zielte. Richtig traf er auf das Ziel unter hundert gewiß neunundneunzig Mal, was ihn offenbar bedeutend befriedigte.

Dieß Spiel mochte etwa eine halbe Stunde gedauert haben und Robert hatte während dieſer Zeit kaum zu athmen gewagt, um dem hohen Herrn nicht in ſeinen Meditationen zu ſtören. Endlich war die Cigarre ausgeraucht.

„Well *)!“ ſagte jetzt der Bankier.

Robert antwortete natürlich nichts, denn er wußte nicht, was das „Well“ bedeuten ſollte. Der Schwarze aber war ſchnell herbeigeſprungen und hatte ſeinem Herrn eine neue Cigarre mit einem brennenden Fidibus gereicht. — Nun begann das Spiel von Neuem. Der Bankier rauchte, ſpuckte aus und zielte nach dem Papierkorb. Robert ſtand an der Thüre mit dem Hut in der Hand.

Wieder eine halbe Stunde gieng vorüber. Wieder war die Cigarre ausgeraucht.

„Well,“ ſagte der Bankier zum zweiten Male.

Nun faßte ſich Robert ein Herz. „Allverehrteſter Herr,“ begann er, natürlich deutſch, denn er verſtand ja kein Wort engliſch.

„Tom,“ rief jetzt der Hausherr: „Is that a Dutchman **)?“

Tom, d. h. der Schwarze, nickte und grinste dazu.

„Put him out, that dutch Son — of — a — bitch ***), ſagte nun der Bankier, indem er eine neue Cigarre in den Mund nahm.

---

*) Well! Nun? Was wollen Sie?

**) Tom, is that a Dutchman, Thomas, iſt das ein deutſcher Lump?

***) Put him out, that dutch Son — of — a — bitch. Wirf ihn hinaus, dieſen lumpigen deutſchen Hurenbuben!

Tom ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſondern nahm den Robert am Arm und führte ihn hinaus.

So endete dieſer vierte Verſuch, den reichen Oheim zu finden. Uebrigens erfuhr Robert von dem Nigger, daß der Bankier unmöglich ſein Oheim ſeyn konnte, denn Tom hatte noch deſſen Vater gekannt und ſchon dieſer war ein eingeborner Amerikaner.

---

„So kann's nicht fortgehen," ſagte Robert am Abend, als er ſeinem Wirthe den vierten vergeblichen Gang erzählte. „Auf dieſe Art finde ich meinen Oheim nun und nimmermehr. Am Ende müßte ich ganz New-York und nachher noch ganz Amerika durchwandern und alle John Mayer aufſuchen, ob nicht Einer darunter der ächte iſt! Da mach' ich mich ja zum Geſpött der Welt."

„Weißt du was?" erwiederte ihm der Gaſtgeber. „Wir machen noch einen Verſuch und wenn auch dieſer fehlſchlägt, ſo greifſt du nach deinem Handwerk, ernährest dich redlich und ehrlich, und überläßſt es der Zeit, ob ſie das Geheimniß aufdecken will, oder nicht. Der letzte Verſuch aber, den wir machen, beſteht darin, daß wir eine Annonce in zwei der verbreitetſten amerikaniſchen Zeitungen ſetzen und deinen Oheim auffordern, ſich, wenn er noch am Leben iſt, zu melden und ſeinen Neffen in Empfang zu nehmen."

So geſchah es auch; denn Robert war gleich mit einverſtanden. Der Wirth machte einen recht hübſchen „Aufruf" an den John Mayer aus Holzmaden bei Stuttgart zurecht, und am andern Morgen ſchon konnte man das Machwerk gedruckt leſen. Natürlich ſaß der gute Robert den ganzen Tag, wie auf

Nadeln; er hatte keine Raſt und keine Ruhe; das eine Mal ſprang er an's Fenſter, das zweite Mal vor die Hausthüre, aber es wollte ſich Niemand zeigen, der nach ihm fragte, und noch viel weniger erſchien der erſehnte John Mayer in Perſon. Die Geduld Robert's war faſt erſchöpft, aber — was konnte er machen? Am Ende mußte er doch in ſein Schlafkämmerchen gehen und verſuchen, die Nacht hinzubringen, ohne den Oheim gefunden zu haben.

Den Tag darauf führte den Wirth ein nothwendig Geſchäft über Feld und er konnte erſt Abends ſpät wieder nach Hauſe kommen. Wie erſtaunte er, zu hören, daß der Robert von einem Fremden in einem einſpännigen Gefährte, wie ſie auf dem Lande und auch in den Städten hie und da Mode ſind, und wie ſie zur Noth auch jeder Pferdeverleiher hat, abgeholt und zu ſeinem Oheim geführt worden ſey! Alſo doch gefunden? — Der Gaſtgeber konnte es kaum glauben, allein — gegen eine Thatſache kann man nicht ankämpfen. Der Robert hatte vorher ſeine Zeche bezahlt, ehe er abreiste, und überhaupt Alles in Ordnung gebracht. Auch ließ er dem Gaſtgeber ſagen, daß er ihn in kurzer Zeit beſuchen werde. Natürlich war der hoch erfreut, daß es dem armen Burſchen doch noch gelungen war, und die Neugierde plagte alle Hausbewohner ordentlich, zu erfahren, wer denn der Onkel eigentlich ſey, wo er wohne und was dergleichen mehr iſt; denn vorderhand wußte Niemand weiter, als daß der Fremde in dem Wägelchen ſehr preſſirt war und geſagt hatte, der Oheim beſitze ein großes Landgut nicht weit von Patterſon und könne es kaum erwarten, bis er den jungen Vetter an's Herz gedrückt.

Die Neugierde der Leute von der Beckmansſtreet wurde

aber nicht lange auf die Probe gesetzt, denn schon am andern Morgen, wer stellte sich wieder ein? Wer anders, als der Robert Keller, der noch zudem hin seinen Koffer auf dem Rücken dahertrug. Das war eine schöne Geschichte! Es trug sich aber Alles der Ordnung nach so zu.

Kaum war nämlich den Tag zuvor der Gastgeber zum Hause hinaus, so hielt ein Mann in einem Wägelchen, wie man's bei reicheren Farmern sieht und wie sie auch, um dieß zu wiederholen, die Wagenausleiher haben, vor der Wirthschaft. Der Spitzbube mußte gewartet haben, bis der Wirth fort war; man kann sich's nicht wohl anders denken! Er kommt also herein, geht auf den Schenktisch zu, läßt sich ein's geben, zahlt und zieht dann eine Zeitung heraus, wo richtig die bewußte Annonce steht. „Ist der Robert Keller zu Hause?" fragt er kurz angebunden, indem er die Zeitung wieder in die Tasche schiebt.

Natürlich der Robert ließ sich nicht zweimal auffordern. Es trieb ihm alles Blut zum Herzen zurück, denn jetzt oder nie war der entscheidende Augenblick.

„Ich heiße Robert Keller," sagte er, tief Athem schöpfend.

„Aus Holzmaden in Württemberg?" frug der Fremde weiter, und musterte den Robert mit wohlgefälligem Blicke. — „Nun, ich denke, Euer Oheim wird eine Freude an Euch haben; denn das muß ich Euch sagen, Ihr seyd ein schmucker Bursche, und wenn's unterm Brusttuch auch so ist, wie's Euer Gesicht zur Schau trägt, so möcht' ich mir selbst einen solchen Vetter wünschen."

So gab ein Wort das andere und am Ende kam's heraus, daß der Fremde ein schönes Landgut im Jerseyischen

hatte, ſo acht oder zehn Meilen von Patterſon und zwanzig oder mehr von New-York, und — nur eine Meile von ihm war der John Mayer anſäſſig, der Oheim des Robert Keller. So erzählte er wenigſtens und wußte nicht Rühmens genug zu machen von der außerordentlichen Ausdehnung, Fruchtbarkeit und Schönheit der „Mayer'ſchen Farm." „Er iſt mein beſter Freund," fuhr er fort, „wir kennen einander ſchon einige zehn Jahre her und kein Tag vergeht, wo wir nicht zuſammenſitzen, er bei mir, oder ich bei ihm, und unſern Cider oder Brändi dazu trinken und von vergangenen Dingen plaudern. Da ſitzen wir auch geſtern wieder bei einander und leſen die Zeitung und discurriren. Fällt da mein Blick auf die Annoncen und zufällig gerad auf die Annonce. „John," ſag' ich, „da iſt was für dich." Er lieſt's und macht einen Sprung vor Freude. Gleich wollt' er einſpannen laſſen, noch in der Nacht und herüberfahren. „Nein," ſag' ich, „John; die Freude mußt du mir laſſen. Ich muß morgen doch in aller Früh in die Stadt und ein paar nothwendige Einkäufe machen, da hole ich dir den Jungen und du ſchmückſt derweilen dein Haus aus und bereiteſt deinem Neffen einen Empfang, wie ſich's nach ſo langer Trennung gehört." Und da bin ich nun und jetzt nur ſchnell vorwärts, daß wir noch bei Tag an Ort und Stelle kommen. Der alte John Mayer vergeht ſonſt vor Sehnſucht."

So ſprach der Fremde und natürlich war Robert Keller in wenig Minuten fix und fertig. Sein Koffer wurde auf das Wägelchen gethan und fort gieng's im hellen Galopp der Farm des Oheims zu.

Wenn man aber nach Jerſey hinüber will, ſo muß man

über den Hudſon und zwar auf einem Dampfffährboote. Wie nun die Beiden, der Fremde und der Robert, an die Fähre (Ferry heißt man's in New-York) kommen, ſo hält Einer vor dem Einfahrtsthore, mit einem ziemlichen Bündel unter dem Arme.

„Seyd Ihr's, Joë?" ruft der Fremde dem Bündelmann ſchon von weitem zu. „Habt Ihr die Waaren? Nichts vergeſſen, he? Man kommt nicht alle Tage nach New-York, und es wäre mir verteufelt ungeſchickt, wenn Eines der Dinge fehlte, denn ich brauche ſie nothwendig ſchon morgen."

Aus was die Waaren und die „Dinge," von denen er ſprach, beſtanden, hörte Robert nicht; es war ihm auch im höchſten Grade gleichgültig, denn er dachte an Nichts, als an's ſchnelle Fortkommen, damit der Oheim nicht zu lange warten müßte.

Der Bündelmann verſicherte, daß durchaus nichts vergeſſen ſey und plazirte die wohlverpackten Waaren in's Wägelchen.

„So, und nun die Rechnung," ſagte der Fremde. „Ihr wißt, Joë, daß ich nur gegen Baar Geſchäfte mache, der alte John Mayer würde mir's nie verzeihen, wenn ich nur einmal auf Credit kaufte;" ſetzte er, gegen Robert gewandt, hinzu. „Solidität iſt die Seele des Geſchäfts, iſt ſein gewöhnlicher Wahlſpruch."

Die Rechnung wurde präſentirt und betrug gerade zweiundvierzig Thaler und fünfzig Cents. Der Fremde langte in die Taſche, um ſeinen Geldbeutel zu ziehen, aber, — o Jammer, die Taſche war leer. Man ſah ihm die Beſtürzung im Geſichte an. Er griff bald in die Hoſentaſche, bald in die andere. Dann wurden alle Taſchen des Rocks vorgenommen, aber nirgends fand ſich das Taſchenbuch mit den Banknoten.

„Höll' und Teufel, ich habe meinen Geldbeutel verloren," rief jetzt der Fremde; „aber nein, ich hab' ihn nicht verloren, gestohlen iſt er mir worden. Oh, dieß Sodom und Gomorrha! Dieß neue Gotham, wo nichts als Sünde und Schlechtigkeit thronet!" — „Verzeiht," wandte er ſich an Robert, „verzeiht meine Hitze, aber ſoll Einen das nicht in Harniſch bringen! Hab' mein Taſchenbuch ſo gut verwahrt geglaubt, weil ich weiß, daß die ganze Stadt voller Spitzbuben iſt, und doch fanden ſie's heraus! Es iſt mir nicht um die lumpigen hundert Thaler, die es enthielt; die kann ich noch verſchmerzen; aber darum iſt mir's, daß ich jetzt das Bündel da nicht mitnehmen kann, das ich doch ſo nothwendig brauche, denn auf Credit nehme ich einmal keine Waare. „Joë," wandte er ſich an dieſen, „da nehmt Eure Waaren wieder mit; ich komme die nächſte Woche wieder herein in dieß verdammte Diebsneſt und will ſie dann mitnehmen."

Schon packte er den Bündel, um ihn dem Joë zuzuwerfen, da legte ſich Robert in's Mittel.

„Wenn ich Euch aushelfen dürfte!" ſagte Robert zum Fremden, und erröthete vor Verlegenheit und Angſt, der Freund ſeines Oheims, der ſo ſtrenge Grundſätze hatte, möchte ſein Anerbieten übel aufnehmen.

„Ich von Euch Geld entlehnen?" rief der Fremde und warf ihm einen ernſten Blick zu. „Bedenkt, junger Mann, was Ihr thut. Ihr kennt mich ja gar nicht näher! Seyd für die Zukunft nicht ſo voreilig mit Euren Anerbietungen."

Und abermals griff er nach dem Bündel, um es dem Joë zu überliefern; allein Robert faßte ſich ein Herz und ſtellte ihm vor, daß der „beſte Freund ſeines Oheims" von dem

Neffen deſſelben ſchon eine Gefälligkeit annehmen dürfte. Und weiter ſey es ja gar Nichts, da das Anlehen in wenigen Stunden wieder abbezahlt werden könne. So ward noch eine Zeit lang hin- und hergeredet, bis ſich der Fremde, obwohl mit offenbarem Widerſtreben, endlich dazu bewegen ließ, von Robert zwei Zwanzigthalerſtücke (die er ſich erſt vor wenigen Tagen für deutſches Geld eingewechſelt hatte) anzunehmen; denn das „Ungerade" an der Rechnung konnte er mit kleiner Münze machen, die er in der Weſtentaſche hatte. Robert war herzlich froh, Gelegenheit gehabt zu haben, dem Fremden gefällig zu ſeyn. Zwar war es all' ſein Geld bis auf wenige Thaler, allein ſein Oheim mußte ſich freuen, wenn er ſah, für wen er ſein Geld ausgegeben!

Die Reiſe gieng nun, ohne ein weiteres Hinderniß, vor ſich. Robert wurde nicht müde, nach ſeinem Oheim zu fragen, und der Fremde fühlte ſich glücklich, wie er ſagte, über ſeinen noblen Freund Auskunft geben zu können. Der Weg war freilich nicht der beſte und gieng bald bergauf, bald bergab, bald über Felſen, bald über Sumpf, aber auf ſo einem Wägelchen mit ſeinen dünnen Hickoryrädern kann man über Stock und Stein fahren, ohne daß ein Unglück paſſirt. Die Sonne fieng ſchon an, ſtark bergab zu gehen und noch immer war das Ziel ihrer Reiſe nicht erreicht. Robert hatte zwar den ganzen Tag noch Nichts über den Mund gebracht, als eine Taſſe Kaffee; allein er ſpürte weder Hunger noch Durſt, trotz der heißen Juniſonne, denn er hoffte von Minute zu Minute das Landgut ſeines Oheims zu erſchauen. Endlich nach einer Fahrt von fünf Stunden erblickte er auf der rechten Seite des holperigten Weges einige ziemlich weitläuftige Gebäude, die

ſich unter den grünen Bäumen rings um dieſelben herum recht niedlich ausnahmen. Das Haus, welches wahrſcheinlich als Wohngebäude benutzt wurde, war blendend weiß angeſtrichen und die grünen Jalouſieläden bildeten einen angenehmen Gegenſatz damit. Die kleinen Gebäulichkeiten, die an das Wohngebäude ſtießen, nahmen ſich freilich etwas farb- und tonlos aus; allein um ſo eindrucksvoller erſchien die große, lange Umzäunung, welche das ganze Areal von Aeckern, deren Mittelpunkt die Gebäude bildeten, umgaben. Es war dieß offenbar der Hof eines nicht unvermöglichen Bauern oder, wie man ſich in Amerika ausdrückt, die Farm eines Mannes, der „gut ab" war.

„Hier iſt Eure künftige Heimath," ſagte der „Freund des Oheims." „Bald werdet Ihr hier ſchalten und walten, denn ſo weit ich meinen wackern Freund kenne, ſo wird er nicht lange anſtehen, Euch Hof und Gut zu übergeben, um in ſtiller Zurückgezogenheit blos noch ſeiner Muſe und der Jagd, von der er ein beſonderer Liebhaber iſt, zu leben. Hat er ja doch Geld genug, um ſich neben dem jetzigen Wohnhaus ein anderes Gebäude zu errichten und von ſeinen Zinſen zu leben!"

Inzwiſchen waren ſie der „Farm" immer näher gekommen und nach wenigen Minuten hielten ſie vor der Einfahrt der Umzäunung oder „Fenz," wie man hier zu Lande ſagt. Von dieſer Einfahrt führte ein breiter, gerader Weg zu dem nur ein paar hundert Schritte entfernten Wohnhaus.

„Gar zu gerne," ſagte der „Intimus des fünften John Mayer," die Zügel ſtraff haltend, „gar zu gerne möchte ich Zeuge dieſes Wiederſehens ſeyn; allein es giebt Augenblicke im menſchlichen Daſeyn, wo ein Dritter nur ſtörend einwirkt,

darum muß ich mich für dießmal beſcheiden. Geht nun mit Gott, junger Mann, grüßt Euren Oheim von ſeinem Nachbar und ſagt ihm, ich werde mich dieſen Abend, wenn der erſte Sturm der Freude vorüber iſt und gemäßigteren Gefühlen Platz gemacht hat, zu einer Taſſe heißen Thee, zu der ich den Arak liefern werde, einfinden. Euer Geld bringe ich Euch mit und bin Euch für Eure Dienſtfertigkeit verpflichtet; aber nehmt Euch zuſammen, junger Freund! Seyd künftig gegen den nächſten beſten Bekannten nicht mehr ſo unvorſichtig mit Euren Anerbietungen! Und nun, hier iſt Euer Koffer, gehabt Euch wohl für einige Stunden und bedenkt in Eurem Glücke, daß das Unglück auch nie ferne." —

Nachdem er mit dieſer Standrede fertig war, ſchüttelte er dem Robert die Hand, gab dem Pferde einen Hieb und beeilte ſich, weiter zu kommen.

Robert nahm ſeinen Koffer auf die Achſel und ſchritt dem Farmhauſe zu. Es war ihm doch etwas auffallend, daß ihm kein Menſch entgegenkam; denn wenn die Bewohner deſſelben Jemanden erwarteten, ſo mußten ſie ihn faſt nothwendig geſehen haben. So ſchritt er langſam weiter und je näher er kam, um ſo mehr mäßigte er ſeine Schritte, denn er mußte es ſich geſtehen, er hatte ſich ſeinen Einzug in die Beſitzthümer ſeines reichen Oheims anders gedacht, als — allein, zu Fuße, mit dem Koffer auf der Schulter! Aber, es mochte ihm auffallend vorkommen oder nicht, kein Menſch regte ſich, nicht einmal ein Stückchen Vieh ließ ſich ſehen, Alles ſchien wie ausgeſtorben.

Vor dem Wohnhaus war eine lange Bank angebracht, offenbar zum Ausruhen und zum Aufenthalt für die Sommer-

abende. Hier ſtellte er ſeinen Koffer hin und war im Begriff in die halboffene Hausthüre zu treten, als ein paar Hunde wie wüthend aus derſelben herausſprangen und mit lautem Gebell auf ihn losſtürzten.

„Keep still, Caesar, lay down, Murr" *) rief zu gleicher Zeit eine helle, weibliche Stimme. „Wollt ihr gleich ruhig ſeyn, ihr Kobolde," ſetzte ſie auf gut Deutſch hinzu, als die Hunde nicht gleich Apell gaben. — Jetzt trat ſie unter die Hausthüre an's helle Tageslicht und Robert hatte volle Muſe, die ſchöne Geſtalt zu betrachten. Es war ein liebliches Mädchen von etwa 18 bis 19 Jahren, blühend wie eine Roſe, mit Grübchen im Kinn und ſchelmiſchen blauen Augen. Sie trug ein einfaches Kleid; aber um ſo herrlicher contraſtirte damit ihre volle und doch ſchlanke Geſtalt. Robert ſchaute das Mädchen und das Mädchen ſchaute ihn an.

„Anne Marie," rief plötzlich Robert.

„Robert," rief in derſelben Secunde das Mädchen.

Und beide lagen ſich in den Armen und herzten und küßten ſich. Und dann ſtellten ſie ſich gerade vor einander hin und hielten ſich an beiden Händen und ſchauten einander in's Auge und ſprachen kein Wort. Aber das Auge ſprach mehr, als tauſend Zungen geſprochen hätten. — Das war ein Wiederſehen!

Und wie ſie ſich lange genug angeſchaut und in ſeligem Entzücken dageſtanden, da löste ſich endlich auch die Zunge und Jedes fragte das Andere: „Wie kommſt du hierher?"

---

*) Keep still, Caesar, lay down, Murr: Sey ſtill, Cäſar, kuſche dich, Murr.

Die Anne Marie war nämlich die Tochter ehrlicher Schustersleute von Sillenbuch, einem kleinen Dorfe bei Heumaden. Die Eltern waren „Freunde," wie man im Schwabenlande ſagt, d. h. weitläuftig mit einander verwandt, und ſomit waren die Kinder faſt mit einander aufgewachſen. Schon während der Schulzeit zeigten Robert und Anne Marie eine für Kinder ungewöhnliche Zuneigung zu einander; er war allerdings um drei oder vier Jahre älter, als das Mädchen, aber nur um ſo eher konnte er ihren Ritter ſpielen. Auch nachdem ſie Beide confirmirt waren, dauerte dieſes Verhältniß fort und Robert ward der erklärte „Schatz" der Anne Marie, was ihm bei Sonntagsausflügen oder den kleinen Volksvergnügungen, welche das Landleben in Schwaben verſchönern, gewiſſe Vorrechte gab, die er ſich natürlich nicht nehmen ließ. So durfte z. B. Er allein die Anne Marie zum Tanze führen und kein anderer Burſche hatte das Recht, ohne ſeine Erlaubniß den Arm um ſie zu ſchlingen und ſich mit ihr im Walzer oder Hopſer zu drehen. Die Erlaubniß aber ertheilte er nie. Und oft gab es in Heumaden und Sillenbuch Etwas zu lachen, weil der Robert und die Anne Marie ſo gar unzertrennlich waren. Fünfzehn Jahre war die Anne Marie alt, als Robert in die Fremde ging und wie er wieder von der Fremde heimkam, war die ganze Schustersfamilie nach Amerika ausgewandert. Seither hatte man Nichts von ihnen, von den Eltern ebenſo wenig als den Kindern, erfahren, als daß ſie glücklich über's Waſſer gekommen ſeyen. Später ging das Gerücht in Sillenbuch und Heumaden, die Eltern lebten in Newark, einer neu entſtandenen Stadt unweit New-York, und trieben ihr altes Geſchäft, die Anne Marie aber habe ſich ganz jung an einen Goldarbeiter

dorten verheirathet. Woher das Gerücht entſtanden, konnte Niemand ſagen, aber ſo viel war ſicher, Jedermann glaubte es. Und als daher Robert ſpäter von der Fremde zurückkam und natürlich gleich nach Anne Marie fragte, ſo wurde ihm die Nachricht ihrer Verheirathung als eine Gewißheit mitgetheilt, an der er ſeither nicht im Geringſten gezweifelt. Er ſagte nicht viel darüber, und ſeine Bekannten, ſogar ſeine Mutter, meinten, er habe die Jugendliebſchaft als eine Thorheit vergeſſen, aber — die erſte Liebe vergißt man nie, es zieht ſich nur eine Kruſte über das Herz, daß man die Wunde nicht ſieht. Uebrigens hatte dieſes Ereigniß für ihn jedenfalls die Folge, daß er als junger Mann von zweiundzwanzig Jahren ſchon ſo ſtill und geſetzt war, wie ein dreißigjähriger. Verborgen im Hintergrunde ſtand immer noch die Geſtalt ſeiner Anne Marie, und vielleicht trug der Gedanke, dieſelbe wenigſtens noch einmal, wenn auch von der Ferne (denn ſie war ja eine Frau) zu ſehen, viel dazu bei, ihm den Entſchluß, nach Amerika zu gehen, ſo leicht zu machen.

So ſtand's mit Robert. Die Anne Marie aber hatte nie daran gezweifelt, daß der Robert ihr treu ſey. Das Herz war ihr faſt gebrochen, als ſie mit den Eltern von Sillenbuch vor etwa vier Jahren fortzog und ſie nicht einmal von ihrem Schatz Abſchied nehmen konnte. Aber — geſchrieben hatte ſie deßhalb doch nicht, denn an die Eltern Robert's wollte ſie nicht ſchreiben; die verſtanden ſie doch nicht; und Er, — er war ja in der Fremde! Natürlich, hätte ſie eine Ahnung davon gehabt, daß man ſie draußen für verheirathet ausgab; ja hätte ſie nur gewußt, daß Robert's Vater geſtorben, — ſie hätte ſich längſt an Robert's Mutter gewandt. So aber dachte ſie, wenn's

Gottes Wille ſey, daß ſie einander wieder ſehen, ſo geſchehe es ganz gewiß von ſelbſt, und ohne daß ſie was dazu thue, und an dem Vertrauen hielt ſie feſt in allen Stürmen der See und des Lebens.

Und es war Gottes Wille! — Die Engel im Himmel mußten eine Freude haben, wenn ſie auf die Beiden herabſahen; denn ein glücklicheres, unſchuldigeres Paar hatte die Erde noch nicht geſehen. — Es war vielleicht drei Uhr Mittags, wie Robert die Anne Marie traf, und um ſechs Uhr Abends hatten ſie einander noch nicht mehr erzählt, als daß die Anne Marie ſo ledig ſey, wie der „Robert". Wohl fragten ſie ſich: „Wie kommſt du hierher?" Wohl fragten ſie ſich: „Wie kam das Alles ſo wunderbar?" Aber ſie hatten keine Zeit zum Antworten, denn ſie mußten einander in die Augen ſehen. Es war ihnen genug, daß ſie ſich wieder beſaßen! Wenn ſie ſich gegenſeitig umarmt hielten, was brauchten ſie mehr zu wiſſen? Ein Kuß galt ihnen mehr, als ein dreibändiger Roman.

Doch der Stundenzeiger des Tages rückt vorwärts, trotz aller Liebespaare der Welt. Die Zeit iſt ein gar kaltblütiger Geſell, ohne Herz und Phantaſie, und nimmt keine Rückſicht auf irgend einen Menſchen oder ein Verhältniß. — Die Anne Marie ward zuerſt aus ihrer Seligkeit aufgeſchreckt, wie ein paar Knechte mit ihrem Fuhrwerke vom Acker heimkehrten.

„Herr Gott!" rief ſie, „iſt's denn ſchon um dieſe Zeit? Und jetzt wird auch meine Herrſchaft kommen, denn die iſt heute Morgen mit den Kindern in die Stadt gefahren und wird zum Abendeſſen wieder da ſeyn. Und ich habe noch gar nichts gerüſtet. Da wird meine „Lady" wieder ſchön donnern und blitzen!"

Jetzt erſt erfuhr Robert in wenigen geflügelten Worten, daß Anne Marie ſchon ſeit zwei Jahren hier bei den Farmersleuten im Dienſt als Köchin ſtehe, daß ſie aber am nächſten Erſten von da abgehe, weil die Herrſchaft, geborene Amerikaner, doch gar zu anmaßend gegen ſie als eine Deutſche ſeyen. „Dann komme ſie," erzählte ſie weiter, „zu einer Herrſchaft nach Newark, was ihr um ſo lieber, da auch ihre Eltern in Newark leben. Robert ſollte alſo ganz gewiß am Erſten (das ſey nächſten Sonntag) nach Newark kommen. Dann wollten ſie ſich gegenſeitig erzählen; jetzt aber müſſe er fort, um jeden Preis, denn die Herrſchaft könne jeden Augenblick eintreffen und ſie müſſe noch vorher Verſchiedenes zurüſten."

Nun erſt gedachte Robert des Zweckes ſeines Beſuches. „Heißt denn dein Herr nicht John Mayer?" fragte er hoch erſtaunt. „Iſt er denn nicht ein Deutſcher?" — „Nein," erwiederte ſie: „Adam Parker heißt er und iſt ein ſo eingefleiſchter Amerikaner, als Einer." — „Aber", fuhr ſie fort, „jetzt iſt keine Zeit mehr zum Fragen. Am Sonntag früh komm ſicher; Nro. 11 Williamſtreet, Newark, gleich bei der Marketſtreet, da wohnen wir."

Noch eine Umarmung, noch einen Kuß; dann drängte ſie ihn fort und verſchwand hinter der Hausthüre. Verzückt, ſelig ſah er ihr nach, nahm dann folgſam, wie ein Kind, ſeinen Koffer und ging zum Farmthore hinaus. Dann ging er den Weg entlang, ohne zu wiſſen, wohin er führe, und ſetzte ſich endlich an die Straße, um über ſein Glück nachzudenken und zugleich auch über ſein Unglück. Denn, — ſo ruhig war er jetzt ſchon geworden, daß er einſah, von dem „Fremden" elend zum Beſten gehalten und betrogen worden zu ſeyn. Von dem

war natürlich keine Spur mehr zu finden, und — was half es, demſelben nacheilen? Der hatte ohne Zweifel längſt das entlehnte Fuhrwerk heimgegeben und mit ſeinem Helfershelfer, dem Joſ, den Vierzigthaler-Raub getheilt! Wenn der Kerl nur wenigſtens nicht einen ſo ehrbaren und gottesfürchtigen Lehrmeiſterſton angenommen hätte! Das ärgerte den Robert noch am meiſten. Doch was war all' das Unglück, ſeinen Onkel nicht zu finden und um vierzig Thaler geprellt worden zu ſeyn, gegen das Glück, die Anne Marie gefunden und ledig gefunden zu haben? — Uebrigens ein Entſchluß mußte gefaßt werden. Hier konnte er doch nicht übernachten und ebenſo wenig konnte er ſeinen Koffer die lange Strecke weit bis nach New-York tragen, — was alſo anfangen? Zudem ſtellte ſich Hunger und Durſt ein, denn er hatte ſeit heute früh Nichts genoſſen und die Anſprüche des Magens laſſen ſich wohl von der Liebe eine Weile zurückdrängen, aber — und das beweist eben, daß der Menſch doch auch nicht mehr, denn ein irdiſches Geſchöpf iſt, — ganz unterdrücken laſſen ſie ſich nicht. Robert machte ſich alſo auf und ſchritt weiter. Einmal muß doch ein Dorf kommen, dachte er, und dann will ich mir ſchon weiter helfen. — Ein Dorf kam nun zwar nicht, aber eine Herberge an der Straße und dazu noch von einem Deutſchen gehalten.

An dieſem Tage ſollte einmal das Glück über das Unglück Herr werden! So ließ er ſich denn das ſchlechte Schmalbier und das kalte geſalzene Schweinefleiſch oder eigentlich Schweinefett gar trefflich ſchmecken und es hätte ihm vielleicht nicht ſo gut geſchmeckt, wenn er wirklich den Oheim gefunden hätte und mit Rheinwein und Türkeys tractirt worden wäre. Der Wirth wußte auch Rath für die Rückkehr nach New-York,

„denn, wie gewöhnlich, würden auch in dieſer Nacht mehrere benachbarte kleine Farmer vorbeikommen, die ihre „grüne Waare" ſelbſt auf den Markt nach New-York führen und von denen ihn Einer gerne um einen „ſchön Dank" mitnehmen werde."

So geſchah es auch, und ſo kam Robert wieder in New-York bei ſeinem Gaſtwirthe an. Der wollte nun natürlich zuerſt wiſſen, wie der Spitzbube ausgeſehen, der den armen Burſchen um ſeine vierzig Thaler geſchnellt hatte. Vielleicht war es doch möglich, wenn man ein genaues Signalement hatte, Etwas in der Sache zu thun. Allein Robert wollte Nichts davon wiſſen. „Das Geld iſt einmal verloren und wäre ſo wie ſo verloren gegangen; denn ich hätte nicht nachgelaſſen, nach meinem Oheim zu fahnden, bis der letzte Cent fortgeweſen wäre. Jetzt aber bin ich gründlich curirt. Wenn es ſein ſoll, daß ich ihn entdecke, ſo wird es von ſelbſt gehen. Wenn nicht, — auch gut. Mein Handwerk wird mich ſchon ernähren. So will ich jetzt nur gleich auf meinem Geſchäfte Arbeit ſuchen." So ſagte er und man konnte wohl merken, was ihm im Kopfe ſaß. Es ſaß eigentlich nicht im Kopfe, ſondern im Herzen und — am Ende war er dem Gauner von einem Hallunken noch ordentlich dankbar, weil er ohne dieſen Spitzbubenſtreich noch lange nicht zu dem weiſen Entſchluſſe gelangt wäre, den er jetzt gefaßt hatte, beſonders aber, und das war die Hauptſache, weil er ſonſt ſeine Anne Marie nicht gefunden hätte.

---

Arbeit hätte er nun auch leicht in New-York haben können; aber es drängte ihn nach Newark. Dort wurde damals außerordentlich viel gebaut, weil die Stadt, die jetzt faſt ihre 100,000 Einwohner zählt, erſt im Entſtehen war. Einem Schrei-

ner konnte es alſo natürlich dort nicht fehlen, obgleich ſein Beweggrund ein anderer war. So ging er denn am Sonntag früh richtig mit dem Omnibus nach Newark ab, denn die Eiſenbahn ging nicht, weil's Sonntag war. Die Amerikaner betrachten nämlich den Sonntag nicht als Erholungstag, ſondern als Kirchhofstag, d. h. es müſſen nicht blos alle Geſchäfte ruhen, ſondern es muß auch ſo ſtill und ausgeſtorben auf den Straßen ſeyn, wie auf einem Kirchhofe. — In Newark war es aber nicht, wie auf dem Landgut ſeines Oheims, wo er einen großen Empfang gehofft hatte, und wo ihm Niemand entgegenkam, ſondern es war umgekehrt; da wo der Omnibus anhielt, ſtand ſchon ſeine Anne Marie mit ihrem älteſten Bruder, der auch ein Schreiner war. Und ſie führte ihn im Triumphe zum Vater und zur Mutter und es war keine kleine Freude, mit der er aufgenommen wurde, wohl aber eine große. Der Württemberger hängt mit Leib und Seele an ſeinem alten Vaterlande, auch in der Fremde, und eben weil er ſo ſehr daran hängt, kommt ihm jedes andere Land als eine „Fremde" vor. Wo fände er aber auch die Thäler und die Berge, wo die Wälder und die Aecker, wo die Weinberge und die Wieſen, wo fände er überhaupt ſonſtwo ein Land, das ausſieht wie ein großer Garten und nicht blos ſo ausſieht, ſondern es auch in der That und Wahrheit iſt? Darum wundern ſich auch die fremden Reiſenden, wenn ſie durch's Württembergiſche durchfahren, wie es nur einem Menſchen einfallen könne, ein ſolches Land auf immer zu verlaſſen, und ebendarum iſt es für den Württemberger im Auslande ein Freudentag, wenn er einen Landsmann trifft und beſonders Einen, der ihm neuere Nachricht bringen kann

von der Heimath. — Man kann ſich alſo denken, wie der Robert von der Schuſtersfamilie aufgenommen wurde und die Freude war um ſo größer, wie ſie Alle ſahen, was für ein ſtattlicher Burſche er geworden war. Denn, ſo viel hatten Vater und Mutter natürlich ſchon heraus, wie viel Uhr es bei der Anne Marie geſchlagen hatte und — die Beiden, nämlich der Robert und ſein Schatz, machten auch gar kein Hehl daraus, daß ſie ſich von nun an nicht mehr trennen werden.

Aber für heute wenigſtens wurde ihnen nicht viel Zeit gelaſſen zum Liebesworte-flüſtern; denn der Robert mußte erzählen; er mußte erzählen von Heumaden und von Sillenbuch, erzählen von der alten Heimath! Da kannte man jedes Kind und jeden Kegel und jedes Fleckchen Land, und darum war auch alle und jede Nachricht über die Leute, wie über die Häuſer und Felder willkommen. Der Fragen nach Dem und nach Jenem waren gar viele und alle mußten beantwortet werden! Und als dieß Kapitel endlich abgehaſpelt war, kam man auf den Robert ſelbſt und ſeine Familie und auf ſeine Reiſe hieher, und was ihn dazu veranlaßt. Auch hier wollten die Fragen kein Ende nehmen, obgleich eigentlich als ſicher angenommen wurde, der Robert ſey nur herübergekommen, um die Anne Marie aufzuſuchen. Wie aber herauskam, daß er die Marie als verheirathet angenommen habe, und wie der Vater dann ſchelmiſch meinte, es habe ſie wohl einmal ein Goldarbeiter haben wollen, die Marie habe aber einen Andern im Kopf gehabt und vielleicht noch drin, und habe geſchworen ledig zu bleiben, wenn ſie den Andern nicht bekomme, — wie der Vater das ſagte, da konnte ſich der Robert nicht mehr halten, ſondern er nahm die Anne Marie bei der Hand und

führte sie vor Vater und Mutter und bat sie um ihren Segen nebst Einwilligung zur Hochzeit.

„Ich habe zwar kein Geld, obgleich ich noch vor drei Tagen die Hoffnung hatte auf ein großes Erbe und zuversichtlich glaubte, in kurzer Zeit mächtig reich an Geld und Gut zu werden. Ich hab' nur mich selbst und meine Hände, denn der Glaube an mein Erbe ist zu Wasser geworden und hat mich sogar der wenigen Thaler, die ich besaß, vollends entledigt; aber — ich hab' die Anne Marie geliebt, so lange ich mir denken kann, und ich habe einen guten Willen und eine gute Gesundheit und versteh' auch mein Handwerk ein wenig; so denke ich, werden wir unser Auskommen haben und vielleicht auch mehr noch. Es war wahrlich eine Fügung Gottes, die mich damals, vor drei Tagen, auf die Farm der Anne Marie hinführte, und was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht trennen."

So sprach der Robert Keller und die Anne Marie schmiegte sich an ihn und wenn's auch nicht mit Worten geschah, so sagten's doch ihre Augen, daß sie ewig sein sey. Der Vater aber erhob sich und legte segnend die Hände auf ihr Haupt und „sollst sie haben," sprach er, „sollst sie haben, Robert; denn du bist ein braver Bursche. Sie war bisher unser Augapfel, denn sie ist eine gute Tochter; hüte sie von nun an als Deinen Augapfel. Sie ist auch nicht ganz ohne Geld und Geldeswerth; denn sie hat sich fast zweihundert Thaler in den vier Jahren ihres Dienens zusammengespart und die reichen schon zur häuslichen Einrichtung. So könnt ihr anfangen ohne Schulden und das ist mehr, als mancher Andere von sich sagen kann."

So wurden Robert und Anne Marie Bräutigam und Braut und ein glücklicheres Paar gab's nicht auf Gottes weiter Erde. Selbigen Sonntag hat aber auch die Mutter der Anne Marie roth angestrichen, denn es war der seligste ihres Lebens. Eine Mutter ist nie seliger, als wenn sie ihr Lieblingskind selig weiß. Nachdem nun so Alles zur allseitigen Zufriedenheit geordnet und abgemacht und auch darüber bestimmt war, daß Robert schon morgen in demselbigen Shop (oder Werkstätte), wo sein künftiger Schwager beschäftigt war, anfangen könne und daß die Hochzeit in vierzehn Tagen gefeiert werde, fiel es dem Vater der Braut zu guter Letzt noch ein, doch auch nach dem Erbe zu fragen, von dem Robert gesprochen, und warum ihn dieß Erbe vollends um sein Geld gebracht habe.

„Ja das ist eine närrische Geschichte," sagte Robert, „doch ich will euch Alles haarklein und von Anfang an erzählen, und wenn ihr dann Lust habt, mich recht tüchtig auszulachen, so könnt ihr es in Gottes Namen thun. So viel aber kann ich zum Voraus versichern, daß ich von ganzem Herzen froh bin, daß Nichts aus der Sache geworden ist, denn ich glaube, der Mensch ist viel glücklicher, der sich sagen kann, er habe sich sein Brod ehrlich und redlich, wenn auch sauer, selbst verdient, als der, der's ererbt oder geschenkt bekommen hat, weil dieser, wenn er durch Unglück um seine Sach' kommt, nicht weiß, wie er seinen Lebensbedarf sich erwerben soll."

Darauf zog Robert den Brief seines Onkels aus der Tasche und erzählte Alles, wie es gekommen war, von der ersten Zeit an bis auf den Tag, wo er die Anne Marie traf. Er konnte sich aber den Grund gar nicht denken, warum sein

Schwiegervater den Mund ſchief zog, als er den Namen ſeines reichen Onkels nannte, und warum die Andern faſt Alle mit Lachen herausgeplatzt wären, wenn ihnen der Vater nicht zugewunken hätte, ſich zuſammenzunehmen. Doch ganz unterdrücken konnten ſie das Lachen nicht, beſonders nicht, als der Robert ihnen die Kernſprüche des Vierzigthalerdiebs Wort für Wort wiederholte.

Sie hatten aber ihren guten Grund zum Lachen, wie ſich bald nachher herausſtellte; denn als Robert mit ſeiner Erzählung zu Ende war, meinte ſein „Schwiegervater in Hoffnung" ſchmunzelnd: „es ſey doch gut, daß ſein zukünftiger Sohn die Erwartung des Erbes jetzt ſchon zu Grabe getragen habe; denn er glaube den John Mayer zu kennen, von dem in dem Briefe die Rede ſey; der John Mayer aber ſey kein Cröſus." — Drauf machte er den Vorſchlag, einen Spaziergang zu machen und nickte dabei ſeiner Frau zu und die verſtand ihn gleich. Wie ſie nun ſo dahinſchlenderten dem Paſſaicfluſſe zu, an dem der untere Theil von Newark liegt, kamen ſie an ein kleines einſtockiges, halbzerfallenes Bretterhäuschen, das faſt zu ſchlecht für eine menſchliche Wohnung war. Aber es war doch bewohnt und, der es bewohnte, arbeitete ſogar recht fleißig am heiligen Sonntage, wie man durch die offenen Fenſter ſehen konnte. Es war ein kleines graues Männchen mit einer großen Brille auf der Naſenſpitze und ſeines Handwerks ein Flickſchneider.

„Wollen wir nicht ein Bischen beim alten Johann einſprechen?" meinte der Schuſter und öffnete die Hausthüre, ohne die Antwort der Uebrigen abzuwarten.

Die Hausthüre war aber zugleich auch die Stubenthüre; denn das ganze Häuschen enthielt nur ein Gemach. Trotz-

dem jedoch, daß der Inhaber dieſer Wohnung nur dieſes einzige Zimmer zu möbliren hatte, ſchien er kein großer Freund des Ueberflüſſigen zu ſeyn. In der einen Ecke ſtand ein Bett, d. h. kein Bett, ſondern ein Schragen mit einem Strohſack und einem Teppich; in der andern Ecke ſtand der Schneiderstiſch, auf dem der Beſitzer dieſer Reichthümer ſaß und ein Paar alte Hoſen flickte. Das übrige Mobiliar beſtand aus einem Stuhle mit drei Beinen, einem Spiegelchen, das ſo klein war, daß man es als Taſchenſpiegelchen benützen konnte, und einer großen, deutſchen Kiſte mit zwei allmächtigen Räderſchlöſſern, in welcher wahrſcheinlich das Weißzeug und die Kleider des alten Männchens aufbewahrt wurden, wenn er welche hatte. Viel konnte er aber nicht haben, denn die Kiſte ſtand zufällig offen und ihr ganzer Inhalt hätte bequem in ein kleines Schulränzel geſteckt werden können.

„Fleißig, Johann, fleißig am heiligen Sonntag," rief der Schuſter dem Schneider zu, als er in's Zimmer trat.

„Muß wohl, Schuſter," erwiederte der Schneider, ohne von ſeiner Arbeit aufzuſehen. „Der Peter an der Schleuße will heute Abend noch ſeine alten Hoſen holen und da muß ich ſie doch vorher flicken, wenn ich ihn nicht als Kunden verlieren will. Schlechte Arbeit, das Flicken, Schuſter; ſchlechte Arbeit und ſchlechte Bezahlung; 's kommt kaum ſo viel heraus, daß ich meine Koſt bezahlen kann. Ja wie ich noch in Paris arbeitete und meine zehn Franken den Tag verdiente!"

„Laß jetzt das Paris und die alten Zeiten," meinte der Schuſter. „Sieh', ich hab' dir ein kleines Präſent mitgebracht, und zwar ganz friſch importirt aus Deutſchland. Ich meine deinen Neffen Robert, den Sohn deiner Schweſter in Heumaden."

Der Robert war wie vom Donner gerührt. „Das war sein reicher Oheim, John Mayer!!“ — Das Schneiderlein aber nahm seine Brille von der Nasenspitze und schaute ganz spitzig auf seinen Vetter hin. „So, du bist mein Neffe Robert, der Sohn meiner Schwester? Am Ende hat mein Brief doch noch einen Erfolg gehabt“, meinte er höhnisch lächelnd.

In dieser Stunde konnte die Anne Marie sehen, wenn sie's nämlich nicht schon vorher wußte, welch kreuzbraver Bursche der Robert war; denn ohne auf das höhnische Lachen seines Oheims zu achten, gieng er auf diesen zu und gab ihm die Hand und sagte: „Wenn Ihr wirklich mein Oheim Johann Mayer seyd, so grüße ich Euch herzlich und auch viel tausend herzliche Grüße von meiner Mutter.“

„So ist's recht, mein lieber Sohn Robert,“ sagte der Schuster und klopfte ihm auf die Achsel. „Aber du, Johann, sag' mir einmal, warum schriebst du denn den Brief nach Hause. Der war ja eine Lüge vom A bis zum Z, dein Ledigseyn etwa ausgenommen.“

„Das will ich dir sagen, Schuster,“ meinte der Flickschneider bissig; „mein Schwager in Heumaden, der Vater von dem Burschen da, hat mich immer ein Bischen gehänselt und mich für einen Luftibus und Thunichtgut erklärt; da dachte ich, willst doch den Leuten zeigen, was aus einem solchen Thunichtgut werden kann. Drum schrieb ich den Brief, damit sie mich anstaunen und zugleich vor Neid vergehen sollten.“

„Aber wenn sie nun in Treu und Glauben auf deine Versicherungen hin hereingekommen wären?“

„Ei? Was wär's dann gewesen? Wo mir's schlecht gieng, konnt's ihnen meinetwegen auch schlecht gehen. Mein Schwager

trug ja immer seine Nase einen Schuh höher, als andere Menschen; ich hätt's ihm gegönnt, wenn er sie einmal recht verstoßen hätte." — „Und du, Robertchen, bist also doch noch gekommen, um meine Millionen zu erheben," wandte er sich grinsend an seinen Neffen. „Da sind sie, die Millionen, alle in diesem Zimmer. Viel Glück zu der Erbschaft."

„Onkel," sagte Robert; „ich werd' Euch kein böses Wort sagen, denn Ihr seyd der Bruder meiner Mutter; aber das ist nicht die Denkungsart, die Gott liebt, und weil Ihr die nicht hattet, seyd Ihr vielleicht auch nicht vorwärts gekommen; denn wie man sich bettet, so liegt man. Aber Recht habt Ihr doch, wenn Ihr meint, ich habe einen Schatz erhoben. Und hier ist der Schatz, den ich erhoben habe, und für mich ist's ein größerer, als wenn dieß ganze Zimmer voll Goldthaler läge und gehörte mein!" — Dabei nahm er seine Anne Marie bei der Hand und sie verließen Alle das Häuschen des Flickschneiders, wenig erbaut von dessen Lebensansichten.

---

So hatte also Robert Keller doch noch seinen Oheim gefunden! Freilich in andern Verhältnissen, als er sich's gedacht. Wie Vielen schon wird's gerade ebenso ergangen seyn, wenn sie auf großprahlerische Einladungsbriefe hin nach Amerika wanderten, denn nur in den wenigsten Briefen nach Hause steht die reine nackte Wahrheit! Die Meisten *schämen* sich's zu sagen, wenn's ihnen *schlecht* geht, und wenn's ihnen so geht, daß sie *durchkommen*, so schildern sie's, als ob sie in der *Wolle fast erstickten*! So ist einmal die menschliche Natur. 's kommt aber vielfach davon her, weil die Leute in Deutschland meinen, in Amerika liege das Geld haufenweise auf der

Straße und nur, wer ſich nicht bücke, bekomme keines davon. Darum ſehen ſie auch Jeden, der nicht nach ein paar Jahren ſchon ſeine Tauſende ſich gemacht hat, für einen Lumpen an, und — um nicht für einen Lumpen angeſehen zu werden, ſchreiben die Leute die erlogenen Briefe!

Der Robert ließ es kaum acht Tage anſtehen, ſo kam er nach New-York zu ſeinem alten Gaſtwirthe, um ihm ſeine Anne Marie zu zeigen, und ihn zugleich zu ſeiner Hochzeit einzuladen, die kurze Zeit darauf ſtattfand. Die durfte natürlich nicht verſäumt werden und ſo luſtig ging's in langer Zeit nicht her, als an dieſem Tage in Newark. Sogar ein deutſches Tänzchen wurde gemacht und die Anne Marie ließ nicht nach, bis auch ihr Vater ſeine alten Beine noch einmal in Bewegung ſetzte und Einen mit ihr herumwalzte. Der Oheim John war auch geladen, kam aber nicht. Der konnte glückliche Leute nicht leiden!

Vier oder fünf Jahre lang arbeitete Robert Keller als Geſelle; dann fing er ſein eigenes Geſchäftchen an. Er hat jetzt eine kleine Fabrik und macht Nichts als Sophageſtelle; ſtellt ſich aber recht gut dabei. Ein reicher Mann iſt er nicht, wird es wohl auch nicht; aber ſein gutes Auskommen hat er, vielleicht etwas beſſer, als er's in Deutſchland hätte, wenn er draußen geblieben wäre, vielleicht auch nicht. Seine Mutter ließ er nicht hereinkommen. „Aeltere Leute gewöhnen ſich nicht mehr an das Leben in Amerika", pflegt er zu ſagen, „ſie würde daher vor Heimweh vergehen und ſoll alſo lieber draußen bleiben, wo ſie ja auch ihr Auskommen hat." Wenn ſie aber auch nicht hereinkam, ſo erhielt ſie dagegen manches Goldſtück von ihm hinaus, und im nächſten Jahre will der Robert gar

mit ſeiner Frau einen Beſuch draußen machen! Schade, daß der Oheim nicht mehr lebt; den könnte er mitnehmen und um's Geld ſehen laſſen, denn ſo griesgrämiſche, biſſige und bösartige Menſchenexemplare, wie dieſer eines war, giebt's nicht viel.

Das iſt die Geſchichte vom reichen Vetter in Amerika.

## II.

# Fahrten und Abenteuer eines Marinesoldaten.

Der Wilhelm Maur oder William Mour, wie man seinen Namen in Englisch schreibt, hat ein gar wunderbares Schicksal gehabt. Er war und ist noch, so Gott will, ein schlanker, hoher Mann, mit krausen, schwarzen Haaren, die einen recht hübschen Gegensatz gegen seine tiefblauen Augen bildeten. Sein markirtes Kinn verrieth Entschlossenheit und auf seiner breiten Stirne thronte das Zeichen des Muthes und der Todesverachtung.

Er kam herüber nach New-York im Sommer 1851, und wie Alle, die frisch einwandern, war er voll frohen Muthes. Wenn jedoch Einer, der die New-Yorker Verhältnisse kannte, von seinem Stande hörte, so mußte er mit dem Kopfe schütteln und denken: „du hast auch ein hartes Loos vor dir und mußt am Ende etwas ganz Anderes ergreifen, als wozu du erzogen und herangebildet worden bist.“ Seines Handwerks war er nämlich Kaufmann, und wie schlecht und erbärmlich es denen gewöhnlich geht, davon hat man im lieben Deutschland keinen Begriff. Dort, in Deutschland nämlich, meinen sie, in Amerika gebe es nur drei Stände, die sich gut und sogar sehr gut fortbringen, und das sey der Bauernstand, der Gewerbestand und der Kaufmannsstand. Darum, folgern sie weiter, könne es

einem geschickten Kaufmann gar nicht fehlen, besonders wenn er noch so viel Französisch verstehe, daß er die französische Correspondenz zu führen vermöge. — Aber die lieben Leute in Deutschland machen gewöhnlich die Rechnung ohne den Wirth. Es geht allerdings vielen Bauern gut und vielen Gewerbetreibenden sehr gut und manchem Kaufmann sogar ausgezeichnet gut; damit ist aber nicht gesagt, daß es dem Bauernknechte, dem Handwerksburschen und dem Commis auch gut gehen müsse. Im Gegentheil, diesen geht es oft nicht blos hinderlich, sondern sogar schlecht. Allerdings finden die Bauernknechte und Handwerksburschen beinahe immer ihr Unterkommen; sie verdienen so viel, daß sie ihres Leibes Nothdurft mit decken können, aber was haben sie vom Leben, von den Annehmlichkeiten des Lebens? Doch, wenn sie auch mit Widerwärtigkeiten aller Art und mit der Entziehung aller Lebensgenüsse, die man in Deutschland um ein paar Groschen haben kann, zu kämpfen haben, so können sie doch existiren. — Nicht so aber der Commis, der gelernte Kaufmann, denn dieser findet oft und viel, ja meistens nicht einmal eine Unterkunft. Das Kaufmannsgeschäft wird in Amerika viel einfacher getrieben und, wo in Europa ein paar Dutzend auf einem Comptoir arbeiten würden, da sind's in New-York oder Boston kaum Viere oder Fünfe! Ueberdieß giebt's der Amerikaner genug, die nach solchen Stellen schnappen, und sollten die amerikanischen Kaufleute nicht lieber solche Leute vorziehen, die englisch reden und schreiben und amerikanisch denken und sich bewegen, als solche, die sich an Alles das erst gewöhnen, die all' das erst lernen müssen, wie natürlich bei den eingewanderten Deutschen der

Fall iſt? Zu allermeiſt aber muß man bedenken, daß die Specereikaufläden, die in Deutſchland eine ganze Legion von Commis oder Ladenſchwengeln beſchäftigen, in Amerika gar nicht in den Händen von Kaufleuten ſind, ſondern vom nächſten beſten Wirthe, Bauer oder Handwerker betrieben werden und natürlich ganz anders betrieben werden, als man ſie in Deutſchland betreibt!

Der Wilhelm Maur war übrigens ein gewichster Burſche von etwa zweiundzwanzig Jahren, der einen recht angenehmen Eindruck auf Einen machte. Sein Vater, ein reicher Mann im bayeriſchen Franken, hatte ihn gut erziehen laſſen und für die Univerſität beſtimmt. Ob er ein Galgen- oder Kirchhofdoktor oder gar ein Kirchenlicht werden ſollte, das kann ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen; jedenfalls hatte der Junge auf dem Gymnaſium ſo viel gelernt, daß er ſowohl für die Theologie als für die Jurisprudenz oder die Medicin paſſend erfunden worden wäre. Inzwiſchen kam es nicht zum Univerſitätsexamen, denn die Mutter des Wilhelm ſtarb ſchnell, und nach kurzer Zeit heirathete der Vater eine andere Frau, und die war natürlich eine Stiefmutter. Wie es nun mit den Stiefmüttern oft geht, das weiß der liebe Leſer vielleicht aus Erfahrung, ich will zwar nicht wünſchen aus eigener, aber doch aus anderer Leute ihrer. Die Stiefmutter alſo orgelte Alles um, was die andere Mutter angeordnet hatte. Somit mußte der Wilhelm, ſtatt auf die Univerſität, auf ein Comptoir in die Lehre. Das wäre nun ganz recht geweſen, denn der Vater war, wie geſagt, reich und konnte alſo ſeinem Sohn ſpäter zu einem eigenen Geſchäft verhelfen. Allein mit der Zeit bekam die Stiefmutter eigene Kinder und je älter dieſe wurden, deſto

mehr stand ihr der Wilhelm im Wege. Von Rechtswegen, dachte sie, hätte dieser schon lange das Feld räumen sollen. Da er es jedoch von selbst, d. h. freiwillig nicht that, so beschloß sie, ein Bischen nachzuhelfen. In der That liefen auch bald Berichte über den Erstgebornen ein, die dem Vater durchaus nicht gefallen wollten. Die Frau Mutter verstand es, das Feuer auf eine geschickte Manier zu schüren, und in einigen Jahren hatte sich eine solche Spannung zwischen Vater und Sohn erzeugt, daß an eine Aussöhnung kaum mehr zu denken war. Der Sohn war inzwischen, nachdem er ausgelernt, bei verschiedenen Principalen gewesen und diese bezeugten sich zwar mit ihm zufrieden, aber die Briefe erhielt der Vater nie; dagegen kamen von andern Seiten desto mehr Klagen über Lebenswandel, Geldverbrauch und dergleichen mehr, so daß der „Alte" endlich beschloß, dem Ding ein Ende zu machen.

„Der Thunichtgut muß nach Amerika", hieß es plötzlich. Wie die Stiefmutter das hörte, fiel ihr ein zwei Centner schwerer Stein vom Herzen.

In Deutschland betrachtet man nämlich das Amerika als eine Art „Botanybay," wohin man alle Lumpen und Vagabunden schickt, deren man ledig zu seyn wünscht. Man meint, die Vereinigten Staaten seyen gut und groß genug, um alle Spitzbuben und Verbrecher Europa's aufzunehmen, die Armen und Bettler auch nicht zu vergessen. Man denkt nur daran, Einen, den man nicht mehr im eigenen Lande haben will, loszuwerden; daran aber denkt man mit keiner Silbe, ob dieser Losgewordene auch im Stande ist, sich in dem fremden Lande fortzubringen; ob es ihm möglich ist, sich eine Existenz zu gründen, oder ob er dem Galgen oder dem

Hungertode entgegengeht. Wenn man seiner nur los ist, die Amerikaner mögen ihn dann sieden oder braten!

So denken gar viele Leute in Deutschland und der Vater des Wilhelm dachte auch so. Er hielt seinen Sohn wirklich für einen unverbesserlichen, liederlichen Gesellen, gerade wie seine liebwertheste „bessere Hälfte" es ihm beizubringen für gut gefunden hatte. Somit — „ehe man noch mehr Schande von ihm erlebt, fort mit ihm nach Amerika! Lieber jetzt ein paar hundert Gulden geopfert, um den Burschen auf immer los zu werden, als den Stein des Anstoßes stets vor sich zu sehen!"

So kam Wilhelm Maur nach Amerika, gleichsam verstoßen von den Seinigen. Aber den Muth ließ er deßwegen nicht sinken; denn — „Amerika ist nicht außer der Welt und überall ist's besser seyn, als unter der Aufsicht einer Stiefmutter," dachte er. Das Geld war ihm auf der Reise so ziemlich zusammengeschmolzen, denn gar viel war es nicht, was man dem „Thunichtgut" mitgab. Aber er war gesund, kräftig, besaß Kenntnisse nicht blos in seinem Fache, sondern auch in allen Humanioribus, sprach Französisch fast wie Deutsch, konnte mit dem Säbel und der Flinte umgehen, wie ein Student, und — hatte überdieß verschiedene Empfehlungsbriefe von seinem letzten Principale und einigen andern Häusern. Wie konnte es ihm unter solchen Umständen fehlen?

O heilige Simplicitas! Empfehlungsbriefe! Und die sollen in New-York etwas helfen! — Der Wilhelm erfuhr es bald genug, daß ein Empfehlungsbrief so gut wie Null war. Wo er hinkam und seinen Brief abgab, da bedeutete man ihm ganz höflich, daß man bedauere, im Augenblicke nichts thun zu können; hie und da setzte man noch hinzu: „wenn aber später

sich Etwas zeige, so werde man nicht ermangeln, ihm Nachricht zu ertheilen." Einige der Herren, an die er empfohlen war, bezeigten sich so artig, ihn zu bitten, auch später wieder vorzusprechen; Andere fragten ihn nicht einmal nach seiner Wohnung (um ihm Nachricht zukommen zu lassen), und die Meisten lasen die Briefe gar nicht zu Ende, sondern legten sie unbeachtet zur Seite. „Hilf dir selbst," heißt ein amerikanisches Sprichwort, „so wird dir Gott helfen!"

Wilhelm Maur gelangte endlich auch zu dieser Einsicht, nachdem er sich bei den vornehmen Herren, an die er adressirt war, die Füße wund gelaufen hatte. Nunmehr fing er an, auf eigene Rechnung eine Stelle zu suchen. Natürlich hatte er schon längst, Ersparniß halber, den Gasthof verlassen und ein kleines Zimmer gemiethet, wo er um ein Billiges in der Woche durchkam; denn man kann in New-York so gut mit einer Knackwurst zum Abendessen vorlieb nehmen, als in Karlsruhe oder Stuttgart. Aber so sehr er sich auch einschränkte, so ging doch alle Tage Geld darauf, und — eine Stelle fand er nicht. Er war nächstens bei allen deutschen und englischen Firmen: Kaufleuten, Importern und Fabrikanten herumgekommen, und noch hatte er nicht einmal eine Aussicht! Schon manchen Thaler hatte er den „Stellenverschaffungsbureaus" geopfert, und dabei erklärt, mit allem und jedem Geschäft, es möge heißen, wie es wolle, zufrieden seyn zu wollen; allein bis jetzt war jeder Schritt vergeblich und jeder Thaler hinausgeworfen. Auch das hatte er versucht, daß er sich in der Zeitung annoncirte und geradezu einen Platz, irgend eine Beschäftigung suchte; aber — nicht einmal eine Anfrage hatte man gemacht! Ja wäre er ein deutsches Dienstmädchen

gewesen, so hätt's ihm nicht gefehlt; oder hätte er Stiefel zu machen und Röcke zu nähen verstanden oder irgend ein anderes solides Handwerk losgehabt, dann wär' ihm in den ersten zwei Tagen geholfen gewesen. So aber — ein junger Kaufmann! Es ging nicht, er mochte anklopfen, wo er wollte. Das Geld war längst alle, die besten Kleider hatten bereits den Weg zum Pfandverleiher gefunden, und — noch war keine Unterkunft auch nur zu hoffen!

Zuletzt mußte er auch noch das kleine Privatzimmerchen aufgeben, denn so gering die Ausgabe war, so wollte es doch selbst hiezu nicht mehr reichen. Er logirte sich nun im Hotel Park ein. Das ist das wohlfeilste und ausgedehnteste Hotel in New-York und wird, besonders im Sommer, außerordentlich stark frequentirt. Vor dem Rathhaus oder der Cityhall in New-York nämlich dehnt sich ein ziemlich zehn Acker Lands umfassender öffentlicher Platz aus, den man den „Park" heißt, wegen seiner schattigen Bäume und seines grünen Grasbodens. Von diesem Parke führen breite, bequeme Treppen zur Cityhall hinauf, und alle diese Treppen und Stufen und alle die geschützten Plätze unter den Bäumen sind einen großen Theil des Jahrs hindurch allnächtlich von einer Unzahl Menschen in Anspruch genommen, die kein Geld haben, eine Nachtherberge zu bezahlen. Es sind nicht Bettler, die da logiren, denn ein Bettler erwirbt in New-York so viel, daß er in einem Bett schlafen kann; es sind auch keine Diebe und Räuber, die sich da einquartieren, Diebe und Räuber machen Geld in New-York; nein, es sind Arbeiter, die keine Arbeit haben, Eingewanderte, denen das Geld ausging, ehrliche Leute, die trotz aller Mühe keine Erwerbs-

quelle fanden. Dieß ist das berühmte Hotel Park, wo in gewöhnlichen Zeiten Dutzende, in geschäftsloseren Jahren aber Hunderte ihr „Umsonst-Nachtquartier" suchen. Ein Stein ist das Kissen, auf das sie ihr Haupt niederlegen, der Grasboden die Matratze, auf der sie ihre Glieder strecken, der abgeschabte Rock, den sie tragen, der Teppich, mit dem sie sich bedecken. — In diesem Hotel campirte Wilhelm Maur gar manche lange Nacht. Er hatte zwar viele Kameraden, und das mochte eine Art von Trost seyn; allein doch konnte er davon seinen Hunger nicht stillen! Natürlich hatte dieses Logement auch nicht den besten Einfluß auf die Kleider, die er noch besaß, und somit kam er weiter und weiter herunter. Oft stand es acht Tage an, bis er etwas Warmes genoß, denn zum Betteln konnte er sich nicht entschließen und zum Stehlen war er zu ehrlich. An den Werften zu arbeiten aber, oder an den Schiffen beim Ein- und Ausladen zu helfen, das ging nicht, weil sich eine eigene Klasse von Menschen dieser Art Arbeit bemächtigt hat, mit denen man nicht gut concurriren kann, ohne sich auf einen Kampf einzulassen. Zudem muß man englisch verstehen, um auf diese Art sein Leben zu wahren.

Endlich fand er was. Er wurde Barkeeper. Ein Bekannter empfahl ihn einem Bierwirth von Newark (einer Landstadt in der Nähe von New-York), der jene Art von Allerwelts-Kellner suchte, die man Barkeeper nennt. Der Bierwirth nahm ihn gleich mit, wie er ging und stand. So kam er mit seinem leeren Koffer in keine Verlegenheit. Das war doch ein Anfang! Er konnte sich doch satt essen und satt trinken, wenn er auch keinen Lohn empfieng, denn er diente für den Anfang um's Warme! Auch die Beschäftigung war

leicht genug: ein Bischen Bier einschenken, ein Bischen Gläser reinigen, ein Bischen aufwarten! Leider aber dauerte die Geschichte nicht lange. Der Bierwirth machte Banquerott, man steckte ihm die rothe Fahne hinaus, verkaufte seine Tische und Stühle und — der Herr Barkeeper stand wieder da so gottverlassen und arm, als je. Was nun?

Doch Newark ist nicht mehr New-York, sondern liegt auf dem Lande. Somit machte sich Wilhelm Maur ungesäumt auf den Weg und fragte in allen Bauernhöfen, an denen er vorbeikam, an, ob hier kein Knecht gesucht werde. So fand er bald eine Stelle. Es war hart für ihn, als Bauernknecht zu arbeiten; aber der Wille überwindet Alles. Morgens auf mit der Sonne, Kühe gemolken, Ställe gemistet, Acker gefahren, Futter geschnitten, Holz gehauen, gearbeitet bis spät am Abend! Die Kost: Schweinefleisch gesotten, Schweinefleisch gebraten, Schweinefleisch gesalzen, Schweinefleisch geräuchert! Kein Bier, kein Wein, kein Apfelmost: Thee, Wasser, Kaffee! — So war sein Leben einen Monat lang. Nun fragte er den Bauer um seinen Lohn. „Lohn?" sagte der Farmer, „ich habe kein Geld und am allerwenigsten für Einen, der erst lernen muß." — So konnte er sich seiner Wege scheren, wenn er nicht um Nichts dienen wollte, aber: harte Arbeit, schlechte Kost und kein Lohn? Das war doch zu viel.

Was nun anfangen? Mit Etwas mußte er doch seinen Unterhalt gewinnen, aber mit was? Ein Auskunftsmittel blieb ihm noch und dieß Eine ergriff er, wie schon Hunderte vor ihm, er beschloß, unter die Soldaten zu gehen.

In Deutschland dünkt sich Mancher unglücklich, wenn er ausgehoben wird. Ja Mancher nimmt lieber Reißaus und geht

nach Amerika, um nicht zweierlei Tuch tragen zu müssen. In Amerika angekommen aber, — was bleibt ihm oft anders übrig, als sich anwerben zu lassen? — Amerika hat nämlich keine Aushebung, sondern rekrutirt seine kleine stehende Armee aus Freiwilligen, und diese sind zum großen Theil Eingewanderte, die sich nicht anders zu helfen wußten. Keine Bauernbursche sind's, die deutschen Angeworbenen, auch keine Handwerker, sondern Kaufleute, alte Studenten und Künstler, junge Männer von Bildung und Erziehung! Freilich ist auch manch' liederlich Tuch mit darunter, das zu träg und zu faul war, eine ehrliche Handthierung zu treiben; aber der größere Theil besteht aus Unglücklichen, welche die Noth dazu trieb.

Es kostet nicht viel Mühe in Amerika, unter's Militär aufgenommen zu werden, und wenn Einer in der Nähe von New-York wohnt, so hat er auch nicht weit zu gehen, um auf's Werbedepot zu kommen, denn es giebt deren genug in der Stadt, und sie zahlen noch dazu dem, der einen Rekruten bringt, ein hübsches Douceur. Nachdem Wilhelm Maur nun einmal den Entschluß gefaßt hatte, machte er sich auch gleich auf den Weg, ihn auszuführen; denn das lange Zögern war nicht seine Sache. Er beschloß aber, nicht unter das gewöhnliche Linienmilitär, sondern vielmehr unter die Marinesoldaten zu gehen. Das Linienmilitär in Amerika hat nämlich eine ziemlich monotone Zukunft vor sich; es campirt in den kleinen Garnisonen der Gränzfestungen gegen die Indianer, und seine ganze Beschäftigung besteht in Streif- und Feldzügen gegen diese räuberischen und diebischen Ueberbleibsel der Ureinwohner Amerikas. Die Marine dagegen haust auf den Kriegsschiffen

der Vereinigten Staaten, und durchreist mit dieſen Schiffen die halbe Welt. Einen harten Dienſt hat der Marineſoldat, einen weit härteren, als das Linienmilitär, aber — er erlebt doch auch Etwas, er ſieht doch auch Etwas, er erfährt doch auch Etwas! Von der Ferne beſehen hat das Leben eines Mariners etwas Romantiſches, etwas Abenteuerliches an ſich, das manchen jungen Mann, der die Welt ſehen möchte, zu verlocken im Stande iſt. Es liegt Poeſie in dem Gedanken, alle Meere der Erde zu durchſchiffen und in den Seehäfen aller Nationen zu landen! Aber das Romantiſche und das Abenteuerliche verſchwindet, wenn man einmal dabei iſt; das Gewand der Poeſie wird abgeſtreift, wenn man die Sache mehr in der Nähe betrachtet und — man braucht nicht gar tief auf den Grund zu gehen, ſo findet man die nackte Proſa!

Das gab dem Wilhelm Maur der Offizier zu verſtehen, bei dem er ſich in Brooklyn meldete, um unter das Marinecorps aufgenommen zu werden. Es iſt nämlich nur ein paar Büchſenſchüſſe Entfernung von New-York nach Brooklyn, wo die Vereinigten Staaten eine Navyyard (d. i. eine Schiffswerfte nebſt einem Kriegshafen) beſitzen, auf der die angehenden Marineſoldaten eingeſchult werden.

„Haben Sie Ihren Schritt wohl überlegt?“ ſagte der Offizier, bei dem ſich Wilhelm Maur meldete. „Haben Sie einmal zur Fahne geſchworen, ſo gibt's keinen Rücktritt mehr und die Reue kommt zu ſpät. Kommen Sie morgen wieder, und ſagen Sie mir dann Ihren feſten Entſchluß. Ihre heutige Anmeldung will ich als nicht geſchehen betrachten.“

Der Offizier wußte recht wohl, was das Loos eines Marineſoldaten war, und — es giebt überall Ehrenmänner!

Darum warnte er den Rekruten. Aber dieſer war einmal feſt entſchloſſen und keine Warnung ſchreckte ihn ab. „Nach Hauſe kann ich nicht zurück," ſagte er zu ſich ſelbſt, „und wenn ich auch könnte, ſo wollte ich nicht, denn eine böſe Stiefmutter iſt weit ſchlimmer, als der ſchlimmſte Dienſt auf der Welt. Ein Unterkommen finde ich im Augenblicke nicht, außer wenn ich ein Handwerk lerne oder bei einem Bauern um's Warme diene. Somit bleibt mir nichts übrig, als der Soldatenſtand. Die fünf Jahre, für die ich mich verpflichte, gehen auch vorüber und dann habe ich nicht blos ein paar Hundert Thaler (ein amerikaniſcher Soldat erhält von Anfang an und ohne allen Abzug zehn Dollars Löhnung den Monat) erſpart, ſondern habe die Welt geſehen und weiß, wo's am beſten und angenehmſten zu leben iſt. Die Hauptſache aber iſt, ich ſpreche nachher engliſch, wie ein Eingeborner, und dann kann mir's nicht mehr fehlen."

So ward Wilhelm Maur Marineſoldat und hieß von da an William Mour, denn in Amerika engliſirt man die deutſchen Namen, wie in Deutſchland die Chaiſenpferde, d. h. man ſtutzt ſie zu, bis ſie paſſen. Das Gaſthütlein nahm man ihm gleich den andern Tag ab, denn von der Stunde an ging's an's Exerzieren. Zum Glück war der Sergeant ein Deutſcher; ſo ward ihm das Verſtändniß des engliſchen Commandos erleichtert. Freilich die Koſt wollte nicht recht hinunter; aber man gewöhnt ſich an Alles, am Ende auch an eine amerikaniſche Menage, die aus Nichts als Erbſen und Bohnen und geſalzenem Schweine- und Rindfleiſch beſteht. Seine Mitrekruten liebten ihn bald und die Unteroffiziere wurden ihm ſogar zugethan, denn er verkaufte ſeine Civilkleider — was ſollte er

auch mit ihnen machen? — und verwandelte das Geld in Cigarren und Bier, und theilte mit seinen Kameraden. Der beste Weg, sich Freunde unter den Soldaten zu machen, ist, wenn man ihnen Essen und Trinken bezahlt!

---

Sechs Wochen gieng das Exerzieren ununterbrochen fort. In der siebenten wurde abmarschirt. Es war nämlich eine Compagnie von fünfundvierzig Mann nach Norfolk in Virginien beordert, um dort ihren Dienst auf dem Kriegsschiff Columbia anzutreten. Dieß geschah im November 1851.

In Norfolk befindet sich ein großes Arsenal für die amerikanischen Kriegsschiffe und im dortigen Hafen überwintert kein kleiner Theil der Flotte. Die Stadt selbst aber ist sehr langweilig und melancholisch. William verspürte jedoch wenig davon, denn wie er in der Navyyard zu Brooklyn in ganzen sechs Wochen nur Einen halben Tag Urlaub nach New-York bekommen hatte, so erhielt er in Norfolk in drei Monaten nur dreimal Gelegenheit, die Stadt zu sehen. Der Lieutenant, unter dem seine Compagnie stand, liebte das Urlaub geben nicht. Es war ein ernster, dürrer, bartloser, bleifarbiger, krummbeinigter Amerikaner, der das „Vergnügtsein" offenbar nur vom Hörensagen kannte. Niemand sah ihn je lachen, außer aus Schadenfreude, und gegen seine Untergebenen, besonders die Eingewanderten und Deutschen, äußerte er nie ein anderes Gefühl, als das der Verachtung. „Das wird eine lustige Seefahrt werden," dachte William, als er sah, daß sein Lieutenant darauf bedacht war, die Leute beständig in der Arbeit zu erhalten, sey es durch Wachestehen, sey's durch Exerzieren, sey's durch Gewehrputzen, sey's durch Reglementstudiren.

Am 15. Februar 1852 war die Columbia segelfertig. — Die Columbia ist eine große Fregatte von achtundsechszig Kanonen und mit mehr als 800 Matrosen bemannt. Dazu kam noch die Compagnie Marinesoldaten und das gesammte Offizierskorps, das nicht gering war; denn die Columbia ist ein Commodoreschiff und hatte damals die Bestimmung, als Flaggenschiff des Commodore in dem westindischen Meere Dienste zu thun. — Die Marinesoldaten haben zur See nicht blos die Pflichten zu erfüllen, die sie auch am Lande versehen, als da ist Exerzieren, Postenstehen u. s. w.; sondern ihnen liegen auch alle die Verrichtungen ob, welche den Matrosen obliegen, besonders wenn's stürmisch Wetter ist. So ist ihr Dienst ein gedoppelter, und ein böswilliger Offizier kann ihn qualvoll machen, wenn er Lust und Neigung dazu hat. Das merkte William gar bald, denn die Columbia war kaum unter Segel gegangen und schaukelte sich im Meere, so fiengen Diejenigen unter den Marinesoldaten, die das Schaukeln nicht ertragen konnten, an, seekrank zu werden. Die Krankheit ist nicht die angenehmste und der tollste Katzenjammer nur ein Kinderspiel dagegen. Die Leute, die stark daran leiden, sind zu Allem unfähig und wären ebenso gerne bereit, zu sterben, als zu leben. Darauf nahm aber der Lieutenant keine Rücksicht, sondern commandirte die Kranken so gut zum Dienste, als die Gesunden, und wenn Einer sich entschuldigen wollte, wegen offenbarer Unmöglichkeit, den Dienst zu verrichten, so schickte er ihn in den Kohlenraum und entzog ihm die warme Kost.

Am 21. März landeten sie in Pensacola. Das ist eine kleine Stadt an der südlichsten Küste von Florida. Eigentlich ist's aber keine Stadt, sondern es wohnen nur

Vereinigte-Staaten-Beamte da und ihre Angehörigen. Der ganze Grund und Boden und alle Gebäude darauf gehören der Regierung, die hier außerordentlich große Vorrathskammern und Arsenale angelegt hat, weil alle amerikanischen Kriegsschiffe, welche die westindischen Meere durchkreuzen, in diesem Hafen ausgerüstet und mit ihren Bedürfnissen versehen werden. Der Hafen ist auch groß genug, um die ganze amerikanische Flotte aufzunehmen; aber andere Schiffe, als Vereinigte-Staaten-Kriegsschiffe, dürfen in denselben nicht einfahren. Es wäre auch ein Wunder, wenn sie es thäten, denn nicht blos ist die Hitze hier so unerträglich, daß ein Anderer, als ein eingeborner Indianer, sie kaum aushält, sondern es herrscht auch den ganzen Sommer hindurch das gelbe Fieber, das jährlich eine Menge von Angestellten wegrafft. Dennoch lag die Columbia fast drei Monate im Hafen, bis sie Befehl zur Abfahrt erhielt. Die Matrosen und Marinesoldaten durften aber nur wenig an's Land, um nicht Gefahr zu laufen, angesteckt zu werden; denn die Hitze am Lande wirkt fast lähmend, und die einzige Linderung besteht noch im Baden. Es sind daher bedeckte, große Badhäuser hart am Hafen erbaut, in denen man bequem herumschwimmen kann, und von denen eine Oeffnung für die geübteren Schwimmer in's offene Meer führt, die jedoch nur mit Vorsicht zu benützen ist, weil die ganze See hier herum von Haifischen wimmelt.

Am 16. Juni früh fuhr ein kleiner Regierungsdampfer in den Hafen, der den amerikanischen Gesandten nach Quatemala und den amerikanischen Consul nach Sante-Cruz an Bord hatte. Den Gesandten hatte die Columbia zu übernehmen und nach Nicaragua weiter zu befördern. Der Consul

aber mit seinem ganzen Personale, worunter auch einige reiche und vornehme Herren und Damen von Sante-Cruz, fuhren den Tag darauf nach dieser Insel weiter. Vorher jedoch trug sich ein Unfall zu, der leicht für Viele hätte verderblich sein können, wenn nicht William's Geistesgegenwart dazwischen getreten wäre. In jenen heißen Gegenden nämlich ist das Benehmen zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte viel ungenirter, als unter der gemäßigten oder gar kalten Zone. Daher kommt es, daß es in Westindien ganz und gar keinen Anstoß erregt, wenn Herren und Damen zusammenbaden. Die Herren tragen eine enges Hemdt und Badhosen, und die Damen sind in ein weites Schwimmkleid, das sich am Halse schließt, gehüllt. Als nun am 16ten Mittags der Gesandte zu seinem Ein- und Ausstand ein großes Essen gab, wobei auch das Trinken nicht vergessen wurde, und fast die ganze Gesellschaft Abends sich in's Bad begab, schwammen einige der Damen, die sich ihrer Schwimmkunst besonders rühmten, in's freie Meer, und die Herren unterließen es natürlich nicht, ihnen nachzueilen. Plötzlich erhob sich ein mächtiges Geschrei, denn ein Haifisch wurde sichtbar, der sich scheinbar in träger Ruhe hinbewegte. Aber die Ruhe war nur verstellt, denn auf einmal wandte er sich gegen die Badenden, die in aller Eile nach der Pforte des Badhauses zurückschwammen. Den Offizieren und Matrosen der Columbia, die sich auf Deck befanden, entfuhr ein Schrei des Entsetzens, als sie sahen, wie der Haifisch den Fliehenden mit jeder Sekunde näher rückte. Schon waren die Ersten derselben in Sicherheit, aber die Letzte, eine Dame, welche vom Schreck fast gelähmt war und nur durch die Unterstützung eines Herrn, der sie auch in diesem

gefährlichen Augenblicke nicht verließ, fortgeschoben wurde, schien unausbleiblich verloren. Noch Ein Moment und der Hai mußte sie erfassen; da ertönte plötzlich ein Schuß und der Hai tauchte im selben Augenblicke tief unter. William Mour stand nämlich um diese Zeit auf dem Quaterdeck Posten und obwohl es bei strenger Strafe verboten war, den Posten zu verlassen, so konnte er doch nicht umhin, als er die gefährliche Lage des Herrn und der Dame sah, in das Boot zu springen, das am Hinterdecke befestigt war, und von diesem sichern und nächsten Punkt aus auf den Hai zu feuern. Es war ein Meisterschuß, denn der Hai wurde in's Auge getroffen und trieb wenige Minuten darauf als Leiche dem Ufer zu. Ein Hurrah ertönte vom Ufer sowohl, wie vom Schiffe, als der Schuß fiel und seine Wirkung sich zeigte. Im selben Augenblicke erschien aber der Marinelieutenant auf dem Deck.

„Habt Ihr geschossen, William?" fragte er mit einem höhnischen Blicke. „Wie konntet Ihr es wagen, Euren Posten zu verlassen?"

Nun wäre es aber eine reine Unmöglichkeit gewesen, von dem Orte, wo der Posten stand, auf den Hai zu schießen; William *mußte* also seinen Posten verlassen, wenn er den Hai erlegen wollte; allein darauf nahm der Lieutenant keine Rücksicht und — William Mour mußte sich in Arrest melden, weil er seinen Posten verlassen und dadurch zweien Menschen das Leben gerettet hatte!

Den andern Morgen kam der Gesandte nebst dem Consul an Bord der Columbia und mit ihnen verschiedene andere Herren, worunter auch der, welchem William das Leben erhalten hatte. Es war dieß ein reicher Däne, der eine Zuckerpflanzung

auf Sante-Cruz besaß und mit seiner Schwester einen Besuch bei seinem Schwager in Washington gemacht hatte. Dieser Schwager war aber kein Anderer, als eben der amerikanische Consul, der jetzt wieder auf seinen Posten in Sante-Cruz zurückkehrte. Das Erste, was diese Herren thaten, war, daß sie den William Mour, der den glücklichen Schuß gethan, zu sehen verlangten, und nicht wenig wunderten sie sich, als sie hörten, derselbe befinde sich wegen dieses Schusses in Arrest. Auf Verwenden des Consuls wurde jedoch die Haft aufgehoben und William erhielt Erlaubniß, mit dem Dänen einige Stunden an's Land zu gehen.

Das war ein glücklicher Zufall, der mit dem Haifisch nämlich! Denn der Däne fand bald aus, daß sein Lebensretter kein gewöhnlicher Matrose und Marinesoldat war, und behandelte ihn daher auch nicht als solchen. „Ich will Euch für jetzt nicht fragen," sagte der Däne zum Abschied, „wie Ihr dazu gekommen seid, unter die Soldaten zu gehen, aber das will ich Euch sagen: Ihr mögt in eine Lage kommen, in welche Ihr wollt, wendet Euch vertrauensvoll an mich! Derjenige, der meiner Schwester und mir das Leben rettete, wird dann erfahren, daß ich meine Schuld abzutragen wissen werde." Dabei lud er ihn ein, wenn das Schiff einmal in Sante-Cruz lande, ihn doch ja zu besuchen und sein Haus als das seinige zu betrachten. „Meine Schwester", setzte er hinzu, „ist jetzt durch die gestrige Angst zu sehr ergriffen, um das Bett verlassen zu können; aber sie wird es sich später nicht nehmen lassen, ihrem Lebensretter persönlich zu danken!" Dabei gab er ihm seine Karte und einen offenen Creditbrief, den William nach Belieben selbst ausfüllen könne, wenn er

einmal deſſen bedürfe. „Die Handlungshäuſer des Südens“ ſchloß er, „kennen meine Handſchrift, und werden ſie auch reſpektiren.“

So ſchieden ſie. Am Abend fuhr der Regierungsdampfer weiter den weſtindiſchen Inſeln zu, und am Morgen des 18ten lichtete auch die Columbia ihre Anker, um mit dem Geſandten an Bord der Mosquitoküſte zuzuſegeln. Am 10. Juli erreichte das Schiff dieſen Landſtrich, der eigentlich einen Theil von Nicaragua bildet, und der Geſandte ſtieg alsbald an's Land unter dem Donner der Kanonen, die zu ſeiner Ehre vom Schiffe losgefeuert wurden, und indem die Marineſoldaten an der Küſte Spalier bildeten. Dieß geſchah, um den Bewohnern dieſer üppigen, aber noch faſt wilden Gegend Reſpekt vor den Vereinigten Staaten einzuflößen, welche nicht wenig Gelüſte nach dieſen Ländereien Weſtindiens tragen und auch über kurz oder lang einmal Beſitz davon nehmen werden. Um die Zeit, als die Columbia hier landete, regierte da ein eigener König, der Mosquitokönig genannt. Es war aber ein ſauberes Exemplar von einem König! Ein halbnackter Wilder, mit einem rothen Fracke, den ihm ein Engländer geſchenkt hatte, und einem Bärenfelle um die Lenden! Auf dem Kopfe trug er keinen Hut, ſondern einen aus bunten Federn zuſammengeſetzten Strauß, der auf dem Wirbel befeſtigt war. Die Schenkel und Füße waren nackt, wie auch die Bruſt; denn ein Hemd kennt man hier zu Lande nicht. Die Unterthanen dieſes Königs waren (bis auf den rothen Frack) faſt ganz ebenſo coſtümirt, wie er ſelbſt; doch durften blos die Angeſehenen unter ihnen Bärenfelle tragen; die Andern hatten geringere Felle um die Lenden gegürtet. Man darf aber nicht

glauben, daß dieß Indianer sind; im Gegentheil diese Menschen rechnen sich als zu den civilisirten Nationen gehörig, ob sie gleich ganz kupferfarbig sind. Es sind nämlich Abkömmlinge einer Race, die sich nach und nach durch die Vermischung der Spanier mit Indianerinnen und Schwarzen gebildet hat, — ein verkommenes, erbärmliches, verstohlenes, tagdiebisches, träges, hinterlistiges, feiges, schuftiges Menschengeschlecht, ohne eine andere Spur der Civilisation, als die, daß hier die grenzenloseste Liederlichkeit und die vollkommenste Zügellosigkeit zu Hause ist, die je zwischen Männern und Weibern herrschen kann. So gar häßlich waren aber die Weiber nicht; im Gegentheile sie hatten meist einen üppigen Körper und ihre Augen brannten, wie Kohlen. Sie giengen fast ganz nackt, und benahmen sich so, daß man wohl sah, wie der Begriff „Schamhaftigkeit" in diesem Lande zu den unbekannten Artikeln gehöre.

Drei Tage lang lag die Columbia hier vor Anker, bis der amerikanische Gesandte mit seinem Gefolge weiter in's Innere reiste. Nun wurden alle Segel beigesetzt und bald war die Mosquitoküste verschwunden. Es gieng wieder nach Pensacola zurück, aber das Schiff lief nicht in den Hafen ein, weil das gelbe Fieber so schrecklich grassirte, daß von zwei amerikanischen Kriegsschaluppen, die da vor Anker lagen, die ganze Mannschaft hinweggerafft wurde. Die Columbia segelte also nach New-York, um dort zu überwintern, kam auch richtig am 4. November an, aber nur, nachdem sie einen Sturm durchgemacht hatte, den ein anderes Schiff, das nicht so fest und stark gebaut war, wie diese Fregatte, nicht ausgehalten hätte. Es war dieß ein Orcan, der von Westindien und dem mexicanischen Meerbusen her wehte, wie dieß in diesen Meeren

um dieſe Jahreszeit gar häufig der Fall iſt. Acht Tage lang dauerte der Sturm, ohne Unterlaß, und volle acht Tage lang konnte im Schiff nichts Warmes gekocht werden. Drei Nächte hindurch kam keine Seele an Bord in ein Bett, und Matroſen Marineſoldaten, Offiziere, Küchenmannſchaft — Alles mußte gleichmäßig arbeiten. Das ganze Schiff erbebte in ſeinen Grundfeſten und alle Elemente ſchienen losgelaſſen. Es donnerte und krachte in Einem fort, als ob mit tauſend Kanonen gefeuert würde, und das Schiff ſtürzte alle Augenblicke in eine Tiefe hinab, aus der es unmöglich ſchien, ſich wieder heraufzuarbeiten. Zwei Maſten giengen verloren und der eine davon, der wohl an ſeinem Ende ſo dick war, wie ein halbes Fuderfaß in der Mitte iſt, knickte am Deck ſo glatt ab, als ob er mit einem Federmeſſer abgeſchnitten wäre. Einundvierzig Matroſen wurden über Bord geſchwemmt und es wäre eine Sache des Wahnſinns geweſen, an ihre Rettung auch nur zu denken. Endlich am neunten Tage ließ der Sturm nach und nun herrſchte großer Jubel. Drei Tage lang erhielt die ganze Mannſchaft alle zwei Stunden eine Ration Grog (Branntwein mit Zucker), um ſich von den ausgeſtandenen Mühſeligkeiten zu erholen. Bald war alles Uebel vergeſſen und der Kameraden, die im Waſſer ihr kühles Grab gefunden, gedachte ſchon nach einer Woche kein Menſch mehr. — So iſt das Seemannsleben!

Der Aufenthalt im Hafen in New-York iſt für Seeleute immer der angenehmſte. Ein leichter Dienſt und alle acht Tage einmal Urlaub! Was will der Matroſe mehr? Nur Schade, daß ein ſolcher Aufenthalt ſelten lange dauert; doch wiſſen die Meiſten die Zeit ſo zu benützen, daß ſie ihr Geld in ein paar Wochen ſo gut loswerden, als ein ſolider, zurück-

gezogener Mensch in einem Jahre. — Am 18. Dezbr. 1852 erhielt die Columbia Befehl, abermals nach Westindien und Südamerika unter Segel zu gehen. Die Kälte war damals ungewöhnlich groß und die See gieng sehr hoch. Matrosen und Soldaten hatten einen schweren Dienst und gar Mancher lief Gefahr, in's Meer geschleudert zu werden, weil ihm seine erstarrten Finger den Dienst versagten. Hierauf nahmen aber die Offiziere keine Rücksicht, sondern der Dienst mußte gerade so kamaschenmäßig besorgt werden, wie beim schönsten Juliwetter. Was liegt den amerikanischen Schiffs- und Marine-Offizieren an dem Leben ihrer Mannschaft!

Nach drei Tagen erreichte das Schiff den Golfstrom und — was doch drei Tage Fahrt auf hoher See für eine Aenderung der Temperatur hervorbringen können! Hier wurde es plötzlich so warm, daß man nicht wohl mehr anders, als in Hemdärmeln auf dem Deck sein konnte. Eine Frühlingsluft wehte, und je näher man gegen Cuba hinkam, athmete der Golfstrom eine Atmosphäre aus, die sonst nur in heißen Ländern getroffen wird. Woher kommt diese merkwürdige Erscheinung? Woher diese ganze Strömung? Ist es wahr, daß der Druck der Missisippiwasser, wenn sie sich in den mexicanischen Meerbusen ergießen, so stark ist, daß dadurch diese viele tausend Meilen lange und gegen dreißig Meilen breite Strömung erzeugt wird, die im mexicanischen Meerbusen beginnt und sich an der Küste Englands und Norddeutschlands verliert? Oder sind unterirdische Vulcane die unbekannte Ursache? — Doch, was es auch sei, warm ist's das ganze Jahr im Golfstrom und Winters wie Sommers entladen sich hier Gewitter mit Donner und Blitz, die nicht mehr verschwinden wollen, weil die Wolken

nicht über die Strömung hinüberkommen. Die See geht daher hier immer etwas hoch und jeder Seefahrer ist froh, wenn er dieß Wasser auf dem Rücken hat. Doppelt froh durfte aber die Mannschaft der Columbia sein, denn der plötzliche Temperaturwechsel von eisiger Kälte in tropische Wärme hatte den nachtheiligsten Einfluß auf die Gesundheit. Es stand daher nicht lange an, so brach das gelbe Fieber auf dem Schiffe aus. Das ist ein böser Gesellschafter, dieser Yellow Jack, wie der Matrose scherzweise das gelbe Fieber nennt. Aber nicht genug damit, sondern es fanden sich auch noch die Pocken ein und kaum ein Drittheil der Mannschaft blieb von der Ansteckung verschont. Die Columbia wurde nun Ein großes Lazareth. Die Marinesoldaten, die gesund blieben, mußten dem Schiffsarzt in der Bedienung und Verpflegung der Kranken beistehen, weil die wenigen Matrosen, die nicht angesteckt waren, genug zu thun hatten, um den Schiffsdienst zu versehen. Der Opfer, welche diese beiden Krankheiten forderten, waren sehr viele und einmal an Einem Tage warf man dreiundzwanzig Mann in's Wasser! Man macht nämlich auf der See nur gar kurzen Prozeß mit den Todten. So bald Einer gestorben ist, oder so bald man es wenigstens glaubt, läßt man ihn keine Stunde mehr liegen, sondern man bindet ihn an ein Brett oder Scheit Holz, befestigt eine Kugel oder einen Stein oder ein schweres Stück Steinkohle an seine Füße und wirft ihn über Bord. Die Kugel ist nur deßwegen da, daß der Körper gleich untersinkt; sonst, wenn man dieß unterläßt, schwimmt die Leiche dem Schiffe nach, wegen der Strömung, die dieses verursacht, und ist für die Matrosen ein Gegenstand der Furcht und der übelsten Vorbedeutung. — Wer einen Eckel faßte, durfte sicher

seyn, angesteckt zu werden, und so machte die Krankheit täglich reißende Fortschritte. Auch die Offiziere ließ sie nicht unverschont und besonders der Marinelieutenant lag schwer darnieder. William Mour mit einigen Andern warteten ihm ab, und da sie Tag und Nacht bei der Hand waren, so brachten sie ihn richtig wieder auf die Beine, obgleich nachher Jeder von ihnen den Tag und die Stunde verfluchte, die sie ihm gewidmet hatten. Endlich nach vier Wochen ließ die Krankheit nach, nachdem im Ganzen 59 Matrosen, 4 Marinesoldaten und 6 Offiziere ihr zum Opfer gefallen und in's Meer geworfen worden waren.

Inzwischen war das Schiff schon längst, nämlich am 2. Januar, vor dem Hafen von Sanct Thomas angekommen, durfte aber nicht einlaufen, sondern mußte Quarantäne halten. Doch erhielt man vom Ufer frische Gemüse und Früchte, und das trug wohl am meisten dazu bei, die Krankheit zu lindern, obgleich der Schiffsdoktor, ein Mittelding zwischen einem Apotheker, Chirurgen und Quacksalber, wie fast alle amerikanischen Schiffs-Aerzte, diese Ehre für sich in Anspruch nahm. — Nachdem die Quarantäne vier Wochen angedauert, wurde das Schiff für gesund erklärt und durfte in den Hafen hinein. Das war die erste westindische Insel, die William sah, und sie ist nicht die schönste von diesen Eilanden. So bekam er einen Begriff davon, wie herrlich es auf den andern seyn mußte, da ihm schon diese als ein Paradies vorkam! — St. Thomas ist eine dänische Besitzung. Die Hauptstadt, die auch so heißt, ist auf drei Hügeln erbaut und gewährt von der Seeseite aus einen prachtvollen Anblick. Sie ist der Sitz des dänischen Gouverneurs und stark befestigt. Im Hafen

liegen stets eine Menge Schiffe aller Nationen, denn der Handel ist bedeutend. Die dominirende Bevölkerung besteht aus Dänen, Deutschen, Franzosen, Engländern, Amerikanern und besonders auch aus Creolen, d. i. aus den Abkömmlingen der Spanier, die sich unvermischt erhalten haben. Der dienende und arbeitende Theil der Bevölkerung aber ist ein Mischmasch von freien Negern, Indianern, Mulatten, Mestizen, Quadronen und wie diese verdorbenen Mischlinge aus spanischem, indianischem und afrikanischem Blute sonst noch heißen mögen. Es ist ein trauriges Menschengeschlecht, träg, wollüstig, feig, hinterlistig, ein wahres Gesindel, das nur unter der Zuchtruthe der Sclaverei seine menschliche Nützlichkeit bewährt, in der Ungebundenheit eines freien Zustandes aber nicht werth ist, von Gottes Sonne beschienen zu werden! In hundert Jahren wird man wenig von dieser Species mehr sehen, wenn einmal die angelsächsische Race hier die Oberherrschaft führt.

Von Sanct Thomas gieng die Fahrt nach Sante-Cruz. Das war eine freudige Fahrt für William Mour, denn auf Sante-Cruz befand sich ja der Däne mit seiner Schwester, denen er vor fast einem Jahre in Pensacola das Leben gerettet hatte! — Auch diese Insel ist dänisch, d. h. von den Spaniern an Dänemark abgetreten worden. Die Hauptstadt Christianstadt liegt etwa 20 Meilen weit im Lande; der Landungsplatz für die Schiffe aber heißt Friedrichsstadt und ist ein nicht allzu ausgedehnter Seehafen mit einem kleinen Fort. Die Insel produzirt alles, was in Westindien erzeugt wird: Zucker, Kaffee, Reis, Baumwolle u. s. w. Nur Schade, daß es an Arbeitskräften fehlt; denn auch hier ist die Sclaverei aufgehoben und der freie Neger ist so wenig

zur Arbeit zu bringen, als die Negerin zu einem gesitteten Lebenswandel. Im Gegentheil, die schwarze Race ist eine wahre Landplage geworden! Die Natur erzeugt hier nämlich so außerordentlich viele Früchte, ohne daß des Menschen Fleiß etwas hinzuthut, daß Hunderte das ganze Jahr durch leben, fast ohne eine Hand oder einen Fuß zu rühren. Darum hausen auch Nigger und Mulatten Dutzendweise auf dem freien Felde, in den Büschen und Wäldern, und machen die Gegend wenigstens für Frauenzimmer unsicher, weil sie ihren thierischen Begierden kein Ziel und Maaß setzen können, und daher nicht selten weiße Mädchen oder Frauen angreifen, wenn sie es ungestraft thun zu können vermeinen.

Sobald die Columbia Anker geworfen hatte, giengen etliche der Offiziere auf einige Wochen an's Land, worunter auch der Marinelieutenant. Die Fregatte sollte nämlich über einen Monat hier liegen bleiben, um der krank gewesenen Mannschaft in diesem herrlichen Klima Gelegenheit zu geben, sich zu erholen, und natürlich war diese Anordnung für die Offiziere von noch bei weitem mehr Nutzen, als für die Soldaten und Matrosen. Doch wollte es der Zufall, daß die Reihe des Urlaubs schon in den ersten paar Tagen an William Mour kam und — die achtundvierzig Stunden hätte er sich um kein Geld abkaufen lassen!

Es war ein prachtvoller Morgen, als William mit fünf Kameraden dem Innern der Insel zuritt. Sie mochten sich in der ganz von Niggern bewohnten Friedrichsstadt nicht länger aufhalten, als bis sie sich mit Miethpferden versehen und nach dem Wege erkundigt hatten. Die Straße führte durch ein herrliches Thal, das links und rechts von prachtvollen Zucker-

plantagen begränzt war. An der Gränze dieses Thales sollte die Pflanzung des Dänen liegen, und William und seine Gefährten wollten, wenn sie von der Gastfreundschaft ihres Besitzers Gebrauch gemacht, auf einem andern Wege wieder nach ihrem Schiffe zurückreiten. Mittags machten sie an einer Verandah Halt, deren Besitzer, ein Mulatte, eine offene Wirthschaft hielt. Hinter der Verandah erhob sich ein schmaler Bergrücken, der ganz mit Gesträuch und Platanen bewachsen zu einem höheren Gebirge hinführte, das in der Ferne sichtbar war. Schon waren sie, nach einem Aufenthalt von ein paar Stunden und nachdem die ärgste Mittagshitze vorüber war, im Begriffe, wieder aufzubrechen, als plötzlich etlicheundzwanzig Kerle aus dem Gebüsch heraus und in die Verandah stürzten. Es waren lauter Nigger und Mulatten und offenbar mit dem Besitzer der Wirthschaft gut bekannt. Ihr Anzug, wenn man die paar Fetzen, die sie um die Lenden trugen, einen solchen nennen konnte, war in großer Unordnung und hieng halb zerrissen an ihnen herab. Auch bluteten sie an mehreren Stellen. Offenbar hatten sie einen weiten Weg durch Gestrüpp und Busch zurückgelegt, und befanden sich allem Anschein nach auf wilder Flucht. Sie warfen scheue und giftige Blicke auf die Amerikaner, und gesticulirten und haranguirten dann mit dem Wirthe. Wahrscheinlich war ihnen die Gegenwart William's und seiner Gefährten unangenehm; der Wirth schien sie aber zu beruhigen, denn ihre drohenden Geberden ließen nach. Sie ließen sich nun Essen und Trinken gut schmecken, hielten drauf eine lange und heftige Unterredung mit einander, aber in einem Kauderwelsch, von dem William und seine Kameraden kein Wort verstanden, denn die Neger Westindiens sprechen

eine Sprache, die aus Spanischem, Englischem und ihrer Muttersprache gemischt ist. Gleich darauf verließen sie das Gehöft in eben so großer Eile, als sie gekommen waren, jedoch nicht in derselbigen Richtung.

William und seine Gefährten verhielten sich während dieses Besuchs ganz ruhig, doch griffen sie nach ihren Messern, welche Seeleute stets bei sich tragen; denn einige der wilden Gesellen, die hier durchpassirten, waren mit Flinten bewaffnet und man konnte nicht wissen, wessen man sich von ihnen zu versehen habe. Ueberdieß hatten die Seeleute schon in Friedrichsstadt gehört, daß eine Bande Mulatten, die sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht hatten, in die Büsche und Gebirge der Insel geflohen seyen und von einem Detachement Regierungstruppen dahin verfolgt würden. Wäre es demnach nicht möglich, daß die Bursche, welche sich in der Verandah gezeigt, auch zu dieser Bande gehörten? So war natürlich Vorsicht am Platze, um so mehr, als der Besitzer der Verandah, der etwas gebrochen englisch sprach, durchaus keine Auskunft über die Strolche geben zu können vorgab. — Gegen Abend machten sich die Amerikaner wieder auf den Weg. Die Sonne war im Scheiden und ihre Strahlen verbreiteten nicht mehr die Glühhitze, wie am Mittag, wo sie, fast senkrecht herabfallend, durch Mark und Bein dringen. Nach einem Ritt von einigen Stunden mußten sie die Pflanzung des Dänen erreichen.

Unter heiteren Gesprächen eilten sie vorwärts. Sie konnten jetzt nicht mehr weit von dem Ziel ihrer Reise entfernt seyn. Plötzlich sahen sie eine Rauchsäule vor ihnen aufsteigen, die sich von Minute zu Minute vergrößerte. Sie spornten ihre Thiere vorwärts, und überzeugten sich bald, daß es ein großes

Gebäude war, welches lichterloh brannte. Bald wurde es lebendig vor ihnen. Eine Menge Menschen eilten von benachbarten Pflanzungen dem Brandplatze zu und das Geschrei der Dahineilenden durchtönte die Luft. Trotz allem dem breitete sich das Feuer immer mehr aus.

„Bei Gott," rief auf einmal William, „das muß die Plantage des Dänen seyn, denn gerade so ist mir ihre Lage beschrieben worden."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so brach eine Rotte Mulatten aus einer hohen Kaffeepflanzung am Wege hervor, sprang über die Straße und verschwand in der Pflanzung auf der andern Seite. Es wäre dieß den Soldaten vielleicht nicht aufgefallen, wenn es nicht an sich schon sonderbar erschien, daß die sich vom Schauplatz des Feuers entfernten, während doch alle andere Leute demselben zusprangen! Auch sahen sie deutlich, trotz der Schnelligkeit, mit der der Trupp kam und verschwand, daß ihrer Zwei ein menschliches Wesen trugen, das in ein weißes Gewand gehüllt und offenbar bewußtlos war.

„Was ist das?" rief William und eben so plötzlich rief einer seiner Gefährten: „Das sind dieselben Kerle, denen wir heute Mittag begegneten!"

Es war ihnen nun sogleich klar, daß hier irgend ein Spitzbubenstreich vorliege und schnell, wie der Gedanke, war auch der Entschluß. William sprang vom Pferde, ebenso seine Kameraden. Pferde konnten ihnen nichts helfen, wenn sie den schwarzen Gesellen durch die Pflanzungen folgen wollten.

„Wir werden sie schon wieder finden," sagte William, auf die Pferde deutend, „denn die Insel ist ja klein genug. Aber nun auf sie, die Schurken von Niggern!"

Die Hetzjagd begann, und wer weiß, zu wessen Gunsten sie geendigt hätte, wenn nicht die Weißen den Vortheil gehabt hätten, daß sie nicht ermüdet waren. Auch hinderte die Bürde, welche die Nigger trugen, sie offenbar am schnellen Springen.

„Hurrah! Drauf! Wir haben sie!“ schrie William, als sie nahe genug kamen, um die Gestalten der Verfolgten zu unterscheiden, in welchen sie in der That die Mulatten von heute Mittag wieder erkannten. Diese jedoch, als sie sahen, daß ein Entkommen unmöglich sey, stellten sich und schossen, als die Weißen nahe genug waren, ihre Gewehre auf sie ab. Ein Glück, daß die Nigger schlecht schießen, sonst hätte die Wirkung tödtlich seyn müssen! So aber war ein Streifschuß in den Arm, den William empfieng, die einzige Folge. Nun folgte ein heftiger Kampf, der jedoch in wenigen Minuten entschieden war, denn die Weißen brauchten ihre Messer so trefflich, daß im Nu fünf oder sechs der Strolche auf dem Boden lagen, um nicht mehr aufzustehen. Wie das die Uebrigen sahen, warfen sie Alles weg, was sie im Fliehen hindern konnte, und eilten so schnell davon, daß an ein Einholen nicht mehr zu denken war. William und seine Gefährten dachten auch wirklich nicht mehr daran, denn zu ihrem Erstaunen fanden sie, daß die weiße Gestalt, welche von den farbigen Schuften fortgeschleppt worden war, ein weibliches Wesen sey, das in tiefer Ohnmacht lag. Es war ein junges, schönes Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren mit fast blendend weißer Gesichtsfarbe, und also offenbar keine Eingeborne, wie dieß auch schon daraus hervorgieng, daß sie blonde Haare und blaue Augen hatte.

„Die Schurken haben sie ermordet!“ rief einer der Marine-

soldaten. Aber dem war nicht so. Es war vielmehr, wie sich bald herausstellte, ein anderes Verbrechen beabsichtigt worden, das die amerikanischen Mariners zum Glück verhinderten; denn es gehört nicht unter die Seltenheiten, daß auf den westindischen Inseln weiße Jungfrauen von den fast wild in den Gebüschen lebenden Niggern geraubt werden, um sie ihren thierischen Gelüsten zu opfern, und zugleich damit Rache an ihren Peinigern, als welche sie die Weißen ohne Ausnahme betrachten, zu nehmen. — Zum Glück hatte einer der Kameraden Williams ein kleines Feldfläschchen mit Rhum bei sich. Damit stellten sie bei dem Mädchen Belebungsversuche an, indem sie ihr Stirne und Mund damit anfeuchteten. Bald zeigte sich der Erfolg, denn plötzlich schlug sie die Augen auf und fragte mit schwacher Stimme, aber auf Deutsch: „Wo bin ich?"

Wie freute sich William, als er hier auf westindischem Boden, viele tausend Meilen vom Vaterlande entfernt, die heimischen Töne hörte! — Die junge Dame kam nun schnell vollends zu sich und William beeilte sich, sie völlig zu beruhigen. Bald fühlte sie sich so stark, daß sie, von zweien ihrer Erretter geführt, vorwärts schreiten konnte. Sie brauchten jedoch nicht weit zu gehen, denn im nächsten Moment schon kam andere Hülfe.

Auf der Plantage war man nämlich, mitten unter den Bemühungen, des Feuers Herr zu werden, des Mädchenraubs gewahr geworden, und alsobald begann man auch die Verfolgung. Einige Hunde, die man voransandte, führten auf die richtige Spur. Bald entdeckten die Suchenden das junge Mädchen in den Händen der amerikanischen Marinesoldaten, und der Jubel über dieses glückliche Ereigniß war außerordentlich.

„Meine liebe theure Anna," rief ein Herr, in welchem William zu seiner großen Freude, wie auch Verwunderung, alsbald den Dänen erkannte, „so bist du wirklich gerettet? Und kein Leid ist dir geschehen?"

Dabei schloß sie der Bruder in die Arme, sah aber im nächsten Augenblicke, daß ihr weißes Gewand voll Blut war.

„Um Gott, du bist verwundet!" schrie er und machte sich daran, die Wunde zu suchen. Es war aber keine Wunde da, sondern das Blut kam von William, dessen Arm heftig blutete. Jetzt erst erkannte ihn der Däne. „William," rief er, „Ihr seyd hier? Ist es Wirklichkeit oder ein Traum? Und Ihr habt meine Schwester errettet? Das erste Mal erhieltet Ihr ihr das Leben und nunmehr ein noch größeres Gut, ihre Ehre!" Dabei schloß er den jungen Mann in seine Arme, als wenn es ein Bruder wäre, und die schöne Anna ergriff William's Hand und drückte sie an ihre Brust und — sie wollte ihm danken, aber sie fand keine Worte, denn Thränen erstickten ihre Stimme. Jetzt erst erfuhr sie, daß derjenige, welcher sie aus den Händen der Nigger befreit, derselbe sey, der ihr auch in Pensacola das Leben gerettet habe!

Nun begab man sich auf die Plantage zurück, wo man inzwischen das Feuer gänzlich bemeistert hatte. Zum Glück stand noch der größte Theil des Wohnhauses, und nur einige Vorrathshäuser und die Zuckersiederei waren verbrannt. Das waren glückliche Tage, die jetzt kamen, die glücklichsten vielleicht, die William je erlebte! Seine Wunde ward verbunden und seine Pflegerin war die schöne Schwester des Plantagebesitzers. Dieser hatte sich nämlich gleich in der Frühe am nächsten Tage selbst auf den Weg nach Friedrichsstadt gemacht, und, nachdem er

dem Commodore den ganzen Sachverhalt auseinandergesetzt, einen Urlaub für drei Wochen für William ausgewirkt. So blieb dieser auf der Pflanzung, so lange das Schiff im Hafen lag, seine fünf Kameraden aber traten am dritten Tage reich beschenkt den Rückweg nach der Columbia an, nicht ohne sich vorgenommen zu haben, den Mulatten, der die Verandah hielt, tüchtig abzukarpatschen, was sie auch pflichtlich ausführten.

---

Wie diese drei Wochen herumgiengen, das konnte William selbst nachher nicht mehr angeben. Es erschien ihm später Alles mehr wie ein Traum, denn wie wirkliches Leben. — Seine Wunde war natürlich bald geheilt und so machte Anna seine Führerin auf der Plantage herum; der Bruder aber hatte lange Unterredungen mit ihm, ob es nicht möglich sey, von dem Geist- und Körper-tödtenden Marinedienst loszukommen. Doch so viel sie auch darüber sprachen, so fanden sie bald aus, daß es nur Ein Mittel gebe, nämlich Desertion, und dazu wollte William nur im äußersten Nothfalle greifen. Natürlich erfuhr nun der Däne alle früheren Verhältnisse William's, und darum nahm er auch keinen Anstand, denselben mit seiner Schwester umgehen zu lassen, als stünden sie auf einer und derselben Stufe des Lebens. So vergieng diesen die Zeit, als wäre sie nur ein Moment gewesen. Die einzige Störung, die hie und da vorkam und sie an die Wirklichkeit erinnerte, bestand darin, daß der Marinelieutenant, der auf einer benachbarten Plantage seiner Gesundheit pflegte, oft und viel einen Besuch bei dem Dänen abstattete. Offenbar war aber weniger der Bruder als die Schwester der Anziehungspunkt, und er ließ sich dieß auch deutlich genug dadurch merken, daß er den

William, so oft er ihn sah, als gemeinen Marinesoldaten behandelte und aus dem Zimmer sandte. Wenn er aber glaubte, dadurch seinen Zwecken näher zu kommen, so irrte er sich gewaltig; denn die schöne Anna entfernte sich von jetzt an unter irgend einem Vorwande stets aus der Gesellschaft, so oft er kam, und William ließ sich in seiner Gegenwart gar nicht mehr sehen. Darüber sagte nun zwar der Lieutenant kein Wort; aber daß seine Gefühle gegen William nicht die freundschaftlichsten waren, kann man sich denken. Jedenfalls hatte er die Zeit schon ganz vergessen, wo William seiner, während der Gelbefiebertage, abgewartet hatte.

Am 18. April 1853 mußte William an Bord der Colombia seyn. Anna konnte die Thränen nicht ganz unterdrücken, als ihr Lebensretter von ihr Abschied nahm. Wohl wurde kein Wort von Liebe zwischen ihnen gewechselt, aber wenn sie die Liebe auch nicht im Munde führten, so saß sie ihnen desto tiefer im Herzen. Das konnte auch ein Blinder merken, und — solch ein Abschied thut weh.

Am 20. April gieng's unter Segel. Das nächste Ziel war St. Martinique. Es ist dieß eine andere Insel von Westindien und vielleicht die schönste und reichste von Allen. Hier herrscht ewiger Frühling und die Natur erzeugt Alles, nach was das Herz begehrt: Zucker, Kaffee, Wein, Tabak, Reis, kurz alle Früchte des Südens, wie die der gemäßigten Zone. Die Ergiebigkeit des Bodens ist ungeheuer, und nirgends in der Welt kann man reizendere und lieblichere Gegenden sehen, als hier. Die Insel gehört zu Frankreich und es herrscht daher auch französische Sitte: französischer Leichtsinn, wie französische Höflichkeit. Hier sieht man die schönsten Weiber der

Welt, denn sind die Creolinnen (die von reinem spanischen Blute abstammenden, aber eingebornen Frauen) in ganz Westindien ein prachtvoller Menschenschlag, so sind sie in St. Martinique gottvoll, weil sie mit ihrer angebornen Ueppigkeit des Körpers und Regelmäßigkeit der Züge auch noch die Grazie und Lebhaftigkeit der Französinnen verbinden. Von allem dem bemerkte freilich William Mour wenig oder nichts, denn ihm steckte eine Andere im Kopfe; aber daß dem so ist, das hat schon der Kaiser Napoleon erfahren, der alte Kaiser nämlich, der Soldatenkaiser, denn die Insel St. Martinique ist der Geburtsort der Kaiserin Josephine, und noch jetzt zeigt man den Fremden das Haus in der Stadt St. Pierre, wo sie das Licht der Welt erblickte. — St. Pierre ist die Hauptstadt der Insel und der Sitz des Gouverneurs. Sie zählt über 30,000 Einwohner und ist reich an Vergnügungen für den Seefahrer und Reisenden.

Am 1. May kam ein Regierungsdampfer mit dem amerikanischen Gesandten von Buenos Ayres, den die Columbia an seinen Bestimmungsort zu bringen hatte. Den andern Tag fand eine große Festlichkeit statt, denn der Gesandte gab der Noblesse von St. Pierre einen großen Ball an Bord des Schiffes. Da nun aber außer dem Gesandten und zwei Offizieren kein Mensch unter der ganzen Mannschaft französisch verstand, den William Mour ausgenommen, so mußte dieser den Dollmetscher machen und den vornehmen Gästen, besonders dem gesammten Offizierkorps von St. Pierre, alle Merkwürdigkeiten des amerikanischen Kriegsschiffes weisen. Hier zeigte sich der große Gegensatz in dem Aussehen eines französischen Offiziers und eines amerikanischen! Dort ein martialischer Blick und ein kriegerischer Schnurrwichs, hier ein aschfarbenes, bartloses Milchsuppengesicht! Was für

einen Gegensatz mochte erst das Herz und die Gesinnung bilden! — Den Tag darauf gieng's nach Buenos Ayres unter Segel. Das war eine langweilige Fahrt, ohne Abwechslung, ohne Leben, ohne Abenteuer! Drei Wochen lang lag das Schiff still unter dem Aequator. Kein Lüftchen wehte, wie gar oft und viel in dieser Weltgegend, wo Tag und Nacht gleich sind, und die Sonnenstrahlen senkrecht herabfallen. Dagegen war eine Hitze, daß man es bei Tag fast unmöglich auf dem Verdecke aushalten konnte. Das Pech und Harz, mit dem die Masten und so viele andere Theile des Schiffs überzogen waren, wurde flüssig und das Blut verdünnte sich in den Adern fast zu Wasser. Und dazu noch die Nahrung! Den ganzen Tag nichts als gesalzenen Speck oder eingepöckeltes Rindfleisch! Dazu Erbsen, die kaum gekocht waren, oder Bohnen von der gleichen Qualität! Das Wasser, längst verdorben und fast stinkend geworden! Der Kaffee ohne Zucker und nach dem stinkenden Wasser riechend! Das war ein Leben! — Wie aber die Nahrung, so war auch die Behandlung von Seiten der Offiziere. Die Soldaten und Matrosen waren von der erbärmlichen, in diesem Himmelsstriche kaum zu genießenden Kost, wie von der glühenden Hitze fast gelähmt, dennoch aber wurde ihnen keine Ruhe gegönnt. Es gab eigentlich nichts zu thun, denn das Schiff lag wie festgenagelt, aber man machte ihnen zu thun. Besonders der Marinelieutenant war in dieser Beziehung erfinderisch, und liebte es, absichtlich über die Mittagszeit seine Leute durch Exercitien halb zum Wahnsinn zu bringen. Die Offiziere der gesammten amerikanischen Marine zeichnen sich durch ihre Rohheit und Brutalität gegen ihre Untergebenen aus; aber die Offiziere der Columbia wollten offenbar, wenigstens zum Theil, die Ersten in diesem Wettkampfe

ſeyn, deßwegen hatten ſie auch auf ihren großen Ferngläſern das Motto eingegraben: „What is the poor man tor? For to work the rich,“ Zu deutſch: „Für was iſt der arme Mann auf der Welt?“ Antwort: „um für den Reichen zu arbeiten.“ Nach dieſem Grundſatze handelten ſie und die Folge war, daß die Matroſen und Soldaten der Columbia nicht viel beſſer daran waren, als die Hunde in der Türkei. — Sonſt auf den Schiffen anderer Nationen finden gewiſſe Feſtlichkeiten ſtatt, wenn man die Linie paſſirt. Der Oberſteuermann verkleidet ſich in den Gott Neptun und taucht, mit Beihülfe einiger Matroſen als Untergötter, alle diejenigen, welche noch nie früher die Linie paſſirten. Dieſe „Grünlinge“ müſſen ſich dann durch reichliche Trinkgelder und ſtarke Portionen Grog loskaufen und — der Kapitän, wenn er zum erſten Mal unter den Aequator kommt, wird eben ſo wenig verſchont, als der gemeine Matroſe. Solcherlei Feſtlichkeiten bringen doch wenigſtens einige Abwechslung in die Oede des Seelebens, beſonders bei Windſtille; allein — auf der Columbia fand Nichts derart ſtatt und auf den meiſten amerikaniſchen Schiffen wird es gerade ebenſo gehalten. Die Amerikaner ſind zu trocken für derlei Späße. Es fehlt ihnen der Humor dazu! Da ſind die Riemen der Engländer aus einem ganz andern Lederwerk geſchnitten!

Nach acht Monaten, während deren kein einziger Mann der Columbia, die Offiziere ausgenommen, an's Land gekommen war — denn auch in Buenos Ayres ward den Soldaten und Matroſen kein Urlaub gegeben —, fuhr das Schiff wieder in den Hafen von Friedrichsſtadt auf Sante-Cruz ein. Das war ein Wonnetag für William Mour! Aber er freute ſich vergebens. Er konnte trotz allen Bittens keine Stunde Urlaub

bekommen! So eine Vergünstigung hängt ja blos von dem Belieben des Lieutenants ab, und dem beliebte es, seine Leute zu cujoniren! Das Briefschreiben aber konnte man ihm nicht verbieten und ebenso wenig das, daß ihn der Däne auf dem Schiff selbst aufsuchte. Ja sogar eine weitere Gunst gewährte ihm sein Glücksstern; denn trotz aller Gehässigkeiten des Marinelieutenants, fanden die Anna und der William Gelegenheit, sich zu sehen und die Hand zu drücken.

Es lag nämlich damals ein großes dänisches Kriegsschiff im Hafen, und wie es so Sitte ist, gab das dänische Offizierscorps dem amerikanischen einen Ball. Hiezu wurden das Verdeck und die Cajüten des dänischen Schiffes hergerichtet, und — damit es nicht an Damen fehle, mußte man natürlich alle die reichen Kaufleute und Plantagenbesitzer der Insel mit ihren Frauen und Töchtern einladen. Aber wer sollte nun bei dem Festessen und den andern Ceremonien den Dollmetscher machen? Auch die aufwartenden Personen mußten doch solche seyn, die von beiden Parteien verstanden werden konnten! So las man denn die Matrosen und Soldaten heraus, die außer dem Englischen auch noch das Französische und Deutsche verstanden, welches Letztere alle gebildeten Dänen fast so gut sprechen, wie ihre Muttersprache. Der Erste aber, der ausgelesen wurde, war William Mour. Sein Lieutenant wollte ihn dadurch demüthigen, daß er vor Anna und ihrem Bruder als ein untergeordneter Diener erschien! Denn, so viel war dem Herrn Offizier längst klar geworden, daß William bei der schönen Anna einen starken Stein im Brette hatte, der doch erst beseitigt werden mußte, wenn er, der Lieutenant, mit seiner Werbung bei dem reichen Fräulein durchdringen wollte.

Der Ball fand wirklich ſtatt und war eines der prächtigſten Feſte, das William auf ſeinen weiten Reiſen je geſehen hatte. Das Schiff war herrlich decorirt mit Fahnen und Wimpeln. Die Kanonen und Wurfgeſchoſſe waren ſo aufgeſtellt, daß ſie nicht Waffen, ſondern Kriegszierrathen vorſtellten, und aus den Flintenläufen und Piſtolen hatte man Bouquete und Guirlanden formulirt. Im Speiſe- und Tanzſaal war Allem aufgeboten, um Glanz und Genuß zu vereinen, denn die Dänen ſind keine Knicker und Hungerleider, wie die Herrn Amerikaner in den meiſten Fällen. Nimmt man dann noch die Beleuchtung des Schiffes inmitten der See und eine Stern-Nacht, wie ſie nur in Weſtindien zu Hauſe iſt, hinzu, ſo machte das einen Eindruck, daß man glauben mußte, ſtatt auf der Mutter Erde im Feenreich ſich zu befinden. — Anna mit ihrem Bruder waren natürlich unter den Geladenen; es ging aber doch nicht, wie der Lieutenant es vermuthet hatte. Denn nicht nur wandte ſich der Däne ganz ungeniert an William und ſprach mit ihm, als ob er ſeines Gleichen wäre, ſondern auch die Anna grüßte ihn, gab ihm die Hand und ließ ſogar ein kleines Zettelchen in der ſeinigen zurück, als Antwort auf den Brief, den ihr William vom Schiffe aus geſchrieben. In dieſer Nacht hätte William nicht mit ſeinem Lieutenant, ja nicht einmal mit dem Präſidenten der Vereinigten Staaten getauſcht, denn wenn auch nichts in dem Briefchen ſtand, oder wenigſtens ſo viel als gar Nichts, ſo waren die paar Zeilen doch von *ihrer* Hand, und die *erſten* Zeilen von ihrer Hand! Etwas ſtand aber doch in dem Briefchen, nämlich das, daß ſie und ihr Bruder in der nächſten Zeit wieder auf Beſuch nach Nordamerika reiſen würden, und daß denn der Letztere Allem aufzubieten entſchloſſen wäre, um

die Freilassung des William aus dem Militärdienste zu bewirken.

Den andern Morgen lag noch Alles in tiefem Schlafe, denn das Fest hatte bis spät nach Mitternacht gedauert, da kam ein Regierungsdampfer mit Depeschen an den Commodore von Washington aus, welche die Columbia Knall und Fall nach Havannah beorderten. Havannah ist nämlich die Hauptstadt von Cuba, der größten Insel in Westindien und fast das einzige Ueberbleibsel der unendlich großen Besitzungen, welche früher Spanien in Amerika hatte. Natürlich hat nun das Mutterland Angst, auch diesen Rest noch zu verlieren, und vielleicht nicht mit Unrecht, denn früher oder später nehmen die Amerikaner doch Besitz davon, Europa mag gut dazu sehen oder nicht. Aus dieser Angst aber entstehen vielfache Reibungen zwischen Spanien und Nordamerika, welche wahrscheinlich den Fall Cuba's nur noch beschleunigen. So wäre es auch damals fast zum Kampfe zwischen diesen zwei Staaten gekommen, denn die Spanier hatten einen amerikanischen Postdampfer, Black Warrior, mit Beschlag belegt unter dem Vorwand, derselbe habe Waffen nach Havannah einschmuggeln wollen, um die Unzufriedenen und Amerikanischgesinnten auf der Insel damit zu versehen. Auch kam noch dazu, daß ein armer Teufel von Matrose, der sich dahin geäußert hatte: „er hoffe es noch zu erleben, das Sternenbanner (die Flagge der Vereinigten Staaten) auf dem Moro von Havannah wehen zu sehen," von den Behörden gehenkt worden war. — Der erlebte dieses nun natürlich nicht, aber Millionen Andere werden's erleben, ob's gleich damals noch glimpflich genug abgieng!

Die Ordre, nach Havannah unter Segel zu gehen, kam

ganz unerwartet; aber — das muß man den Amerikanern laſſen, prompt und entſchloſſen und gleich bei der Hand ſind ſie. Ein ſpaniſches Kriegsſchiff hätte in ſolch einem Falle wenigſtens zweimalvierundzwanzig Stunden gebraucht, um ſich fertig zu machen; bei der Columbia aber dauerte es kaum eine Stunde, ſo war ſie ſchon zur Abfahrt parat und fort ging's mit günſtigem Winde nach der Inſel Cuba. Am 6. April war die Columbia bereits auf der Rhede vor Havannah. Das iſt aber eine ſchlechte Einfahrt in den Hafen, für auswärtige Nationen nämlich und beſonders für eroberungsluſtige. Denn die Paſſage iſt ſo eng, daß nur ein Schiff nach dem andern in den Hafen kommen kann. Ja, dieſes ſogar muß ſich zuſammennehmen und gut geſteuert werden, um nicht zwei oder mehr Anläufe zur Einfahrt nehmen zu müſſen. Das zeigte ſich auch bei der Columbia; denn eine ſpaniſche Fregatte, die wenigſtens ſechs Seemeilen voraus war, und alſo natürlich eine gute Weile vorher in den Hafen hätte kommen ſollen, manövrirte mit ſolch' ſpaniſcher Grandezza, daß das amerikaniſche Kriegsſchiff mit vollen Segeln an dem Spanier vorbei und in den Hafen einfuhr. Das war ein Jubel unter den Matroſen der Columbia!

Die Stadt Havannah macht einen großartigen Eindruck, am meiſten aber imponirt der Moro, oder das Caſtell am Eingang in den Hafen. Das iſt nicht etwa ein gewöhnliches Fort, ſondern eine ſo großartige Feſtung, daß ſie mit 1800 Kanonen beſpickt iſt. Auch kann ſie in Kriegszeiten faſt 30,000 Mann Beſatzung beherbergen. Hätten die Engländer dieſen Moro im Beſitz, ſo käme wohl nie ein Schiff in den Hafen von Havannah, das ſie nicht d'rin haben wollten, ſondern eher würden ganze feindliche Flotten in den Grund gebohrt. Aber

Spanier und Engländer ist ein Unterschied. — Am 10. April übernahm der Commodore der Columbia den Befehl über das amerikanische Geschwader, das sich hier versammelt hatte. Es waren sechs Fregatten, drei Schaluppen und vier Kriegsdampfer. Die spanische Flotte zählte etwa fünfzehn Segel ohne die Dampfer. Dennoch aber, als der amerikanische Commodore nun seine Forderungen stellte, und, um dieselben zu unterstützen, die amerikanische Flotte sich vor den Hafen gerade unter den Batterieen des Moro in Schlachtordnung aufstellte, zogen es die spanischen Behörden vor, alle die Forderungen zu bewilligen, statt einen Kampf zu wagen, obgleich alle Vortheile auf ihrer Seite waren. So ward denn kein Schuß abgefeuert uud die amerikanischen Schiffe trennten sich wieder vor der Einfahrt.

---

Die Columbia segelte jetzt nach Galveston. Das ist der Hauptseehafen von Texas, aber ein sehr ungesunder, denn die ganze Sommerszeit über herrscht da das gelbe Fieber und macht es oft ganz unmöglich zu landen. Die Fahrt ging aber nicht so weit, denn auf der Höhe von Keywest, welches den Eingang in den Theil des mexikanischen Meerbusens bildet, in welchem New-Orleans liegt, trat ein Ereigniß ein, das leicht auch für die Columbia hätte verderblich sein können. Es herrschte nämlich den ganzen Tag ein dichter Nebel vor, der sich gegen Abend so sehr verstärkte, daß man kaum von einem Maste zum andern sehen konnte. Das ist ein sehr gefährlicher Umstand für die Seefahrer und fast noch gefährlicher, als der ärgste Sturm. Da nun aber auf dieser Höhe die Schifffahrt sehr frequent ist, weil die vielen Schiffe, welche von den Inseln nach New-Orleans fahren, fast alle da vorbeipassiren, so wurde die Lage des Schiffes

dadurch nur um so gefährlicher. Es fehlte natürlich nicht an Vorsichtsmaßregeln. Vorn am Bugspriet hängte man gelbe und rothe Laternen aus und eben so auf dem vorderen Maste. Von fünf Minuten zu fünf Minuten gab man ein Zeichen mit einer Trompete und auf der äußersten Spitze des Schiffs stand ein Matrose, der jedes etwa in den Lauf kommende Schiff anrufen mußte. Trotz allem dem aber fühlt sich ein Schiffskapitän in einem Sturm viel sicherer, als bei solch' einem dicken Nebel. Deßwegen war auch die ganze Mannschaft auf's Deck beordert, um gleich bei der Hand zu seyn, wenn ein Unglück passire. Zum Glück gieng die See nicht sehr hoch, sonst wäre das Ereigniß, das nun eintrat, noch viel schrecklicher ausgefallen.

Es war nämlich so ungefähr zehn Uhr Abends geworden, da schrie der Matrose vorn auf dem Bugspriet auf einmal: „Schiff ahoi!" Noch hatte er aber nicht ausgeschrieen, so erfolgte schon ein Krach, der die Columbia bis in ihre Grundfesten erbeben machte. Sie war nämlich mit einem andern Schiffe zusammengetroffen! Das war ein Moment der höchsten Gefahr, aber — Nichts geht über die Kaltblütigkeit eines tüchtigen Seemanns, und tüchtige Seemänner sind die Amerikaner meistens. In einem Augenblicke waren längs der Seite, wo der Zusammenstoß stattgefunden hatte, einige Dutzend Laternen ausgehängt und ebenso schnell waren die Boote des Schiffes im Wasser, um auf alle Fälle gerüstet zu seyn. Zu gleicher Zeit wurden die nöthigen Befehle gegeben, um zu untersuchen, ob das Schiff stark beschädigt sey, und fast noch in derselben Minute setzte sich der Kapitän mit dem des andern Schiffes durch's Sprachrohr in Verbindung.

„Wie heißt ihr?" war die erste Frage.

„Donna Luisa von Sante-Cruz mit Waaren und Passagieren nach New-Orleans," lautete die Antwort.

„Seyd ihr beschädigt?" frug nun der Kapitän der Columbia weiter; aber ehe ihm noch der Befehlshaber der Donna Luisa antworten konnte, durchtönte ein furchtbarer Schrei die Luft. Man hatte nämlich auf der Donna Luisa die Entdeckung gemacht, daß nicht nur das Hintertheil des Schiffes weggerissen, sondern auch unter dem Wasserspiegel ein großer Leck eingerannt war, durch den das Wasser in Strömen eindrang. Nach wenigen Minuten befand sich daher die kleine Barke in einem sinkenden Zustande.

Wie es dem William Mour zu Muthe war, als er hörte, daß das dem Untergang geweihte Schiff von Sante-Cruz nach New-Orleans segle, kann man sich eher denken, als es aussprechen; denn ohne Zweifel befanden sich Anna und ihr Bruder auf diesem Schiffe, wenn er nämlich das Briefchen Anna's richtig verstanden hatte. Allein zum Nachdenken gab's nunmehr keine Zeit, und noch viel weniger zum Jammern. In solchen Augenblicken hilft blos stummer, unbedingter Gehorsam von der einen und kalte ruhige Besonnenheit von der andern Seite. Beides war auf der Columbia vorhanden. In einem Nu waren alle Boote des Schiffes bemannt und lagen schon unter der Leeseite der Donna Luisa, ehe ihr creolischer Capitano nur Befehl ertheilt hatte, sein Boot herabzulassen!

„Zuerst die Weiber und Kinder gerettet und dann die männlichen Passagiere!" So lautete der Befehl und wurde streng durchgeführt, obgleich sich ein Theil der spanischen Matrosen des sinkenden Schiffes mit Gewalt eines der Boote bemächtigen

wollte. In zehn Minuten waren die Passagiere und Weiber gerettet. Nun erst kam die Reihe an die Matrosen und den Schiffskapitän und kaum waren die Boote von der Donna Luisa abgestoßen, als diese in einen großen Wirbel sich drehte und in die Tiefe hinabsank.

So gieng nicht ein Menschenleben verloren; aber weder von der Ladung der Barke, noch von den Passagiergütern wurde auch nur ein Stück gerettet. Doch das war das Wenigste; war doch das Leben erhalten!

Wir haben dieses Ereigniß nur so kurzweg erzählt, wie es sich begab. Kommen ja doch solche Begegnisse oft genug auf hoher See vor, und sind ohne besondere Bedeutung für's Allgemeine! Für William Mour dagegen war dasselbe von entscheidender Wirkung für's ganze Leben. Er hatte nämlich richtig geahndet, als er vermuthete, daß Anna mit ihrem Bruder auf diesem Schiffe seyn werde. Als er daher mit einigen andern Seesoldaten und Matrosen gleich nach dem Zusammenstoß auf die Donna Luisa hinüberbeordert wurde, um bei der Ueberschiffung der Passagiere und besonders der Weiber und Kinder thätig zu seyn und die Ordnung aufrecht zu erhalten, fand er, wie er in die Cajüte trat, sich plötzlich dem geliebten Gegenstande gegenüber. Es war keine Zeit zum langen Begrüßen und so nahm er, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, das schöne Mädchen auf den Arm und trug es wie ein Kind auf das Verdeck und vom Verdeck hinunter in das Rettungsboot. Er sprach kein Wort mit ihr, aber er drückte sie an sich, wie einen Schatz, und auch sie klammerte sich an ihn, wie die Rebe an den Baumstamm. Ihre Herzen verstanden sich und Jedes that in diesem feierlichen Momente

den Schwur, daß sie einander für's Leben angehören wollten. Auch der Bruder, der unmittelbar hintendrein in das Boot sprang, sagte kein Wort; es war keine Zeit dazu; aber er drückte Williams Hand krampfhaft und in diesem Händedruck lag Alles.

In der Zeit, als die Mannschaft und die Passagiere der Donna Luisa gerettet wurden, war auch eine genaue Untersuchung mit der Columbia vorgenommen worden, und es zeigte sich, daß ein Theil des Bugspriets abgebrochen und die Backbordseite stark Noth gelitten hatte. So wurde es für unrathsam gefunden, den Weg nach Galveston fortzusetzen, sondern im Gegentheil Befehl gegeben, zu wenden, um nach Norfolk hinaufzusegeln. Dort sollte das Schiff ausgebessert werden. Die Passagiere und die Mannschaft der untergegangenen Barke brachte man unter, so gut es gieng, um sie nachher in Norfolk an's Land zu setzen. Dem Dänen und seiner Schwester war der Marinelieutenant so gefällig, seine Cajüte abzutreten und sich einstweilen bei einem Kameraden zu behelfen. Was da für ein Motiv zu Grund lag, das konnte sich Jeder an den Fingern abzählen; er brauchte nicht viel Grütze dazu! Uebrigens kam die Anna nur wenig auf das Verdeck und vermied allen Verkehr, wenn irgend möglich, mit den Offizieren, wie natürlich auch mit der Mannschaft. So hatte auch William während der ganzen Fahrt, die aber nur etwa zehn Tage dauerte, keine Gelegenheit, ein Wort mit ihr zu sprechen, ja sie nur zu sehen; allein deßhalb dankte er doch Gott alle Abende auf den Knieen, daß er ihn habe abermals zum Werkzeuge der Rettung Anna's erkoren. Einmal, gleich den andern Tag nach dem Untergang der Donna Luisa, suchte ihn der

Däne auf, gab ihm die Hand und sagte: „Es ist Gottes Wille, daß wir Brüder werden, sonst hätte er es nicht so wunderbar gefügt, daß wir auch dießmal wieder unser Leben dir und deinen Kameraden verdanken. So geschehe denn der Wille Gottes und er wird es schon so fügen, daß Alles ein glückliches Ende erreicht." — Die übrige Zeit der Fahrt aber hielt er sich ferne, um dem William keine Ungelegenheit zu bereiten, da er sah, daß der Marinelieutenant seine Augen überall hatte und dieselben stets mit Haß und Ingrimm auf William ruhen ließ.

Anfangs Mai kam die Columbia in Norfolk an und gleich den Tag nach der Einfahrt wurde mit den nöthigen Reparaturen begonnen; denn es gab damals ziemlich starke Verwicklungen zwischen einem Theil von Central-Amerika und den Vereinigten Staaten, und es war schon Befehl da, daß die Columbia, so bald sie wieder seetüchtig sey, nach Nicaragua absegeln sollte. Demgemäß war die ganze Mannschaft in großer Thätigkeit und stark in Anspruch genommen, erhielt daher auch wenig Erlaubniß, an's Land zu gehen. Auffallend aber war's doch, daß William Mour gar nie Urlaub bekam, da doch die Andern, wenn auch selten, doch hie und da ihrem Vergnügen nachgehen durften! Das konnte nur in der persönlichen Abneigung des Marinelieutenants gegen William liegen! — Der Däne und seine Schwester waren nämlich gleich nach der Ankunft der Columbia in Norfolk an's Land gegangen und hatten bei einer reichen Familie, die mit ihnen bekannt war, Quartier genommen. Von dort war der Bruder nach Washington vorausgeeilt, um seinen Geschäften nachzugehen; die Schwester aber war geblieben, theils weil alle ihre Equipage zu Grund

gegangen war und neu angeschafft werden mußte, theils auch, weil sie ein leichtes Unwohlseyn zurückhielt. Vielleicht kam auch noch ein anderer Beweggrund mit in's Spiel, den der geneigte Leser füglich errathen kann. Ehe jedoch der Däne nach Washington abgieng, hatte er noch eine lange Unterredung mit William auf dem Schiffe und erhielt von diesem eine Bittschrift um Entlassung aus dem Militärdienste mit, die er mit allem seinem Einflusse und nöthigenfalls auch Gelde zu unterstützen gedachte. Unterdessen sollten sich Anna und William gedulden und in die nothwendige Trennung fügen, um nicht den Lieutenant zu reizen und den Erfolg der Bittschrift zu gefährden; denn das wußten sie Alle wohl, daß ein Zeugniß über William eingefordert werden würde, und daß auf dieses die Entscheidung sich basiren müßte. Also sollte nicht blos alle und jede Zusammenkunft, sondern auch jeder Briefwechsel vermieden werden.

Unterdessen trat ein Ereigniß ein, an sich vielleicht nicht so bedeutend, und doch von solcher Tragweite, daß es dem Verlauf der Sache eine ganz andere Wendung gab. Menschen können vermuthen und Wahrscheinlichkeitsberechnungen anstellen, aber den Erfolg und die Oberleitung, wie ein Ding zum Ziel geführt werden soll, hat sich Gott vorbehalten.

William Mour hatte nämlich in der ganzen Zeit, da er in Amerika war, nur einmal nach Hause geschrieben, und auch da nicht an seinen Vater, der ihn gleichsam verstoßen, sondern an einen Kameraden von Jugend auf, dem er natürlich auch seine Adresse mittheilte. Briefe von Hause hatte er noch nie erhalten, erwartete auch keine, da sie, so lange seine Stiefmutter regierte, doch nichts Gutes enthalten konnten. Plötzlich

jedoch ward ihm hier ein dickes Schreiben zugestellt, das dem Poststempel nach aus seiner Heimath und der Handschrift nach von seinem Vater kam. Dasselbe trug ein schwarzes Siegel und schien schon einige Zeit auf den verschiedenen Marinestationen herumbefördert worden zu seyn, bis es ihn endlich traf. Ein Brief von Hause erregt immer ein eigenthümliches Gefühl, wie viel mehr für Einen, der schon seit fast drei Jahren ohne alle Nachricht war und gar keine Hoffnung hatte, je Nachricht zu bekommen! Wie ward ihm aber erst, als er den Inhalt las! Eine verheerende Krankheit hatte in seiner Vaterstadt gehaust und eine Menge Opfer gefordert. Auch in seinem elterlichen Hause war Alles, Vater, Mutter und Geschwister, d'ran darniedergelegen; der Vater hatte sich glücklicherweise wieder erholt und war jetzt auf dem Wege der Besserung, die Stiefmutter aber mit ihren zwei Kindern war der Krankheit erlegen. So stand nun der Vater ganz allein da und sehnte sich nach dem Sohne! Jetzt sah er ein, daß er übereilt gehandelt und vielleicht auch seinem Kinde Unrecht gethan habe, aber — es war nun einmal so, und — sollte der Sohn dem Vater nicht verzeihen? — Dieß war der Inhalt des Briefes und William war nun ganz anders daran, als vordem. Nicht daß es ihm wegen des Geldes gewesen wäre, das er nun mit der Zeit als alleiniger Erbe zu erwarten hatte; Gott bewahre, aber er stand nun seiner Anna gegenüber nicht als ein verstoßener, bettelhafter Geselle da! Er fühlte keineswegs Schadenfreude, als er von dem Tod der Stiefmutter las, aber Trauer und Mitleiden empfand er ebenso wenig!

Natürlich setzte er sich gleich hin und antwortete seinem alten Vater. Vom Nachhausekommen war freilich vorderhand

keine Rede; allein wenn nur der arme verlassene Mann wenigstens wußte, daß sein nun einziger Sohn noch lebe! Wenn er nur die Gewißheit hatte, daß alles früher Vorgekommene vergeben und vergessen sey! — Wie es aber den William drängte, seinem Vater einen liebevollen Brief zu schreiben, so drängte es ihn noch weit mehr, seiner Geliebten den Umschwung kund zu thun, der in seinen Verhältnissen stattgefunden. War er ihr doch nun ebenbürtig! Mußte er doch jetzt sich nicht mehr sagen, mit der Hand Anna's nicht blos eine Gattin, sondern auch eine Wohlthäterin erhalten zu haben! Natürlich hätte er um's Leben gerne gewünscht, seiner Geliebten dieß Alles mündlich sagen zu können, allein Urlaub bekam er einmal keinen; so oft er auch früher darum nachgesucht hatte, so oft war er ihm abgeschlagen worden, und — ohne Urlaub sich vom Schiffe zu entfernen, war zu gefährlich. Deßhalb beschloß er, trotz der Warnungen des Dänen, sich brieflich mit Anna in Verbindung zu setzen. Erfahren mußte sie es, das stand einmal fest, und von dem Briefe sollte der Lieutenant sicher nichts erfahren, da ein Kamerad, auf den er sich verlassen konnte, denselben persönlich und sicher zu übergeben versprochen hatte, so bald er wieder Urlaub erhalte.

Doch es kam ganz anders. An demselben Tage, als der Kamerad William's an's Land durfte und den Brief mitnahm, ließ sich auch der Marinelieutenant überführen. Er trug seine beste Uniform und war überhaupt so herausgeputzt, daß man ihm ansah, er gehe dießmal zu einem besonderen Zwecke an's Land. Und in der That war es so. Denn nicht so bald hatte er das Ufer erreicht, so wandte er sich nach dem Hause, wo Anna bei Bekannten lebte. Schon früher hatte er ihr hie

und da einen Besuch abgestattet, und so viel es sie Ueberwindung kostete, so empfing ihn doch Anna immer freundlich und höflich. Hatte er ihr und ihrem Bruder ja doch seine eigene Cajüte auf der Columbia abgetreten gehabt! Doch diese Freundlichkeit und Höflichkeit legte er ganz anders aus, als sie gemeint waren. Früher war es ihm aufgefallen, wie zuvorkommend und freundschaftlich der Däne und seine Schwester gegen William Mour gewesen waren; allein seit der Katastrophe mit der Donna Luisa hatte er keinerlei Verbindung zwischen Anna und William mehr wahrnehmen können. Somit, dachte er, sey die reiche Dänin zum Bewußtseyn gekommen, daß ein Verhältniß zwischen ihr und einem gemeinen Marinesoldaten ein durchaus unpassendes und unmögliches sey. Sollten sich nun seine Hoffnungen nicht verwirklichen lassen? Sollte er, der seit seinem ersten Besuch auf Sante-Cruz in Liebesfesseln gefangen lag, nicht Erhörung finden und neben der schönen Persönlichkeit Anna's, auch ihren nicht unbeträchtlichen Reichthum mit in den Kauf bekommen? Heute sollte sich, so hatte er beschlossen, sein Schicksal entscheiden, denn eben jetzt gieng er hin, zu der schönen Dänin, um sie um ihr Jawort zu bitten. Anna nahm ihn auch ganz freundlich auf, als ihr sein Besuch gemeldet wurde; aber als er sein Anliegen vorbrachte, so hatte es mit der Freundlichkeit ein Ende, von seiner Seite wenigstens. Er erhielt nämlich ohne Umschweife ein kurzes Nein. Wenn sie wenigstens nur dergleichen gethan, wenn sie sich nur Bedenkzeit ausgebeten hätte! Es wäre doch honorabler herausgekommen; aber — „Nein, Nein," ohne irgend eine Beschönigung „Nein!" Das war doch zu viel! Eben wollte er sich voll Verdruß und Aerger entfernen, da trug das Kammermädchen einen Brief

herein, den ſo eben ein Marineſoldat gebracht habe. Anna wurde glühend roth, als ſie den Brief erhielt; der Lieutenant aber erblaßte bis in ſein Innerſtes hinein, als er dieß ſah. Nun wußte er, wo er daran war! „Alſo einen gemeinen, deutſchen Soldaten zieht ſie mir vor," ſagte er zu ſich ſelbſt, als er trocken Abſchied nahm. „Nun dem will ich's eintränken. Der ſoll erfahren, was er noch nicht weiß."

Sonſt ſind die Amerikaner kaltblütig genug, um ſich faſt in jeder Lage des Lebens beherrſchen zu können, auch der Marinelieutenant vermochte dieß ſonſt über ſich; dießmal aber war es des Beſchämenden für ihn zu viel, als daß nicht Alles in ihm gekocht hätte. Er ließ ſich ſogleich auf's Schiff zurückrudern und der Erſte, dem er begegnete, war William Mour, der gerade da Poſten zu ſtehen hatte, wo der Offizier auf's Deck ſtieg. Ohne ein Wort zu ſagen, ohne auch nur ein Zeichen über ſeine Abſicht von ſich zu geben, gieng der Lieutenant auf den Soldaten zu und ſchlug ihn dreimal mit der geballten Fauſt in's Geſicht, daß das Blut ſogleich nachſtürzte. Auch William ſprach kein Wort. Er war durch dieſen unerwarteten Angriff ſo überraſcht, daß er im erſten Augenblicke weder Hand noch Fuß rührte. Wie aber der Lieutenant zum vierten Male die Fauſt erhob, um ſie abermals auf ſeinen glücklicheren Nebenbuhler herabſchmettern zu laſſen, da warf William ſein Gewehr weg und — nun wäre es um den Lieutenant geſchehen geweſen, wenn nicht die Zuſchauer dazwiſchen geſprungen wären. Doch konnten ſie es nicht verhindern, daß ihn William um den Leib faßte und auf den Boden warf, daß ihm alle Rippen im Leibe krachten. Auch den Säbel zerbrach er ihm und warf ihm denſelben vor die Füße. Dann

gab er ihm einen Fußtritt in's Gesicht, daß dieses eher einer Breimasse gleich sah, als einem menschlichen Antlitz. Vor weitern Mißhandlungen schützten ihn aber jetzt die Umstehenden, die zwar alle dem Offizier eine Züchtigung gönnten, aber doch, schon des Williams wegen, um diesen an einem Mord zu verhindern, einzuschreiten genöthigt waren.

William ward nun natürlich sogleich gefangen gesetzt und in Doppeleisen gebracht, und den Tag darauf theilte man ihm mit, daß nach acht Tagen eine Court-Martial oder Kriegsgericht über ihn gehalten werden würde. Die unselige That fand am 20. Juni statt und das Kriegsgericht am 27.! Wie hätte sich William dieß träumen lassen, als er voll Seligkeit den Brief an seine Anna schrieb! So wirft oft Ein Augenblick die Mühen eines ganzen früheren Lebens über den Haufen!

Morgens um 9 Uhr wurde die Court-Martial eröffnet. Das Gericht bestand aus dem Kapitän der Columbia und vier Offizieren der Navyyard, d. i. des Marinedepartements von Norfolk und einem Lieutenant der Marinesoldaten. Der Sekretär des Commodore wurde als Vertheidiger Williams aufgestellt. William läugnete Nichts, im Gegentheil, er erzählte Alles der Wahrheit gemäß; ja er gab sogar zu, daß er den Lieutenant vielleicht in seiner Wuth getödtet hätte, wenn er nicht daran verhindert worden wäre. Dagegen brachte er mehr denn zwölf Zeugen, wie der Lieutenant ihn ohne alle Veranlassung dreimal in's Gesicht geschlagen und schon die Hand aufgehoben habe, dieß zum vierten Male zu thun. Der Lieutenant suchte zwar Ausflüchte, aber dieses Faktum wurde unwiderleglich dargethan. So gieng es dem William denn nicht an's Leben, wie der Antrag gewesen war, denn „wer sich offen

einem Offiziere widersetzt, soll es nach den Kriegsartikeln mit dem Leben büßen," — aber hart genug war die Strafe dennoch. Sie lautete auf acht Monate „Kugel und Kette" in Pensacola. Dieser abgesonderte und nur für Vereinigte Staatenschiffe zugängliche Hafen mit den großen Arsenalen und Vorrathskammern ist nämlich der Strafplatz für alle Marineverbrecher, gleichsam das Zuchthaus für die Seeleute der Union. Bezeichnend für die amerikanische Denkungsweise ist das, daß dem William außer obiger Strafe, zur Deckung aller Unkosten, sechszig Dollars an der Löhnung abgezogen werden sollten!! — Kaum war das Urtheil verkündigt, so flüsterte ihm eine Stimme von hinten zu: „verlangt Bestätigung und Revision Eueres Prozesses durch den Marineminister." William wußte nicht, von wem der Rath kam, aber er befolgte ihn auf der Stelle, und das Kriegsgericht konnte nicht umhin, das Verlangen zu gewähren.

Vor einem bürgerlichen oder Civil-Gerichte hätte er nothwendig müssen freigesprochen werden, sogar wenn er den Lieutenant getödtet hätte, weil dieser der Angreifer war; vor dem Kriegsgerichte erhielt er acht Monate Kugel und Kette, d. i. Galliotendienst wie im Bagno von Toulon! So verschieden sind die Gesetze und Rechtsbegriffe der verschiedenen Stände! Sein Glück war, daß er Bestätigung des Urtheils durch den Marineminister forderte; so konnte er nicht nach Pensacola abgeführt werden, bis die Bestätigung erfolgt war, sondern blieb bis dahin in seiner früheren Stellung. Bald merkte er natürlich, woher der Rath kam, denn derselbe Soldat, der ihm die Worte zugeflüstert hatte, drückte ihm auch ein Schnipfelchen Papier in die Hand, worauf jedoch Nichts stand, als: „sey gutes Muths."

Uebrigens mit dem Abführen nach Pensacola hatte es ohnehin seinen Hacken, weil die Columbia bei ihrer demnächstigen Ausfahrt gar nicht Zeit hatte, dort anzulegen. Es war nämlich die Nachricht angelangt, daß die Nicaraguenser den dortigen amerikanischen Gesandten gefangen gesetzt, und sonst noch verschiedene Unbilden gegen amerikanische Bürger begangen hätten. Hätte nun ein großer Staat oder auch eine kleinere Macht in Europa sich so Etwas erlaubt, so wären lange diplomatische Unterhandlungen gepflogen worden, ehe man zum letzten Mittel, den Kanonen, gegriffen hätte. Bei einem heruntergekommenen Völklein aber, wie die Mischlinge an den Küsten Central-Amerika's, macht man nur kurzen Prozeß, und da Central-Amerika doch früher oder später einmal von der Union verschlungen wird, so ist jede Gelegenheit erwünscht, wo man seine Fangzähne zeigen kann, damit sich die Leute nach und nach an den Gedanken, aufgezehrt zu werden, gewöhnen. Sobald daher der Befehl von Washington kam, nach Nicaragua unter Segel zu gehen, war großer Jubel auf dem Schiffe. Soldaten freuen sich immer, wenn es Etwas zu thun giebt! Jeder gieng mit doppeltem Eifer an die Arbeit und in weniger als vierundzwanzig Stunden war die Columbia see- und kriegsfertig. Die Abfahrt geschah am ersten Juli, und natürlich machte man unterwegs keine Haltstation. Am 14. August warf die Columbia vor Greytown Anker. So nennen nämlich die Amerikaner dieses Nest, während andere den Ort Nicaragua heißen. Es ist dieß eine kleine Seestadt in dem Staate Nicaragua, ganz von der Klasse Menschen bewohnt, die wir schon oben geschildert haben, und welche Musquitos genannt werden. Diese handeln aber, da die Regierung des

Freistaates Nicaragua völlig machtlos ist, ganz wie unabhängige Leute, und thun und treiben, was sie wollen. So mußte man das Städtchen Greytown wie eine für sich bestehende Macht behandeln, so erbärmlich auch das Nest war und so elend die Bewohner! Doch war eine Art Zeughaus da, mit etwa 400 Musqueten und sechs Feuerschlünden, die aber ganz verrostet waren. Die übrigen Häuser erschienen eher als Barraquen, denn als städtische Gebäude. Nur die des Handels und der Ueberfahrt über den Isthmus (vom atlantischen Meere in den Pacific) wegen hier ansäßigen Amerikanern besaßen von Stein gebaute Wohnungen.

Sobald die Columbia Anker geworfen, setzte sich der Commodore mit den Behörden der Stadt in Verbindung. Diese setzten sich aber auf's hohe Roß und gaben gar keine Antwort. Der Commodore verlangte nämlich alsbaldige Freilassung des Gesandten und eine Entschädigung von 60,000 Thalern für die andern Unbilden. Da nun auf friedlichem Wege Nichts zu erlangen war, so wurde an allen Straßenecken eine Proklamation angeschlagen, des Inhalts, daß, wenn bis am andern Morgen, den 16. August, um 9 Uhr, nicht alle Forderungen bewilligt seyen, die Stadt bombardirt werden würde. Den Gesandten gaben sie nun frei, aber ohne irgend eine Antwort auf die Geldfrage und auch ohne Entschuldigung für ihre Handlungsweise. Im Gegentheil, sie verhöhnten die amerikanische Flagge, welche der Commodore aufgepflanzt hatte, und endeten damit, daß sie ihre besten Habseligkeiten aus der Stadt flüchteten. Am 16., Morgens um halb neun Uhr, wurden die Marinesoldaten an's Land gesetzt, um das Zeughaus zu nehmen. Es war dieß eine leichte Arbeit, da gar kein Widerstand

Hauptstand; im Gegentheil, die Einwohner hatten sich in der Nacht alle geflüchtet, und campirten in den Gebüschen in der Nähe, welche ihnen vielleicht gerade so viel Schutz gewährten, als die Holz- und Schilfbarracken von Häusern. Nun ließ man den Amerikanern im Orte eine Stunde Zeit, ihre Waaren und sonstiges Eigenthum in das Zeughaus zu retten. Um halb zehn Uhr, nachdem die Mannschaft wieder an Bord zurückgekehrt war, begann das Bombardement und dauerte vier Stunden lang ununterbrochen fort. Bald war das ganze Nest fast Ein Schutthaufen, und man sah nur noch rauchende Trümmer. Nunmehr wurden alle Marinesoldaten und über die Hälfte der Matrosen an's Land gesetzt, um das Zerstörungswerk zu vollenden. Die Stadt sollte nicht umsonst der Macht der Vereinigten Staaten getrotzt haben! Natürlich mußte man hiebei vorsichtig zu Werke gehen, denn der hinterlistige Charakter der Eingebornen war wohl bekannt. Man konnte daher mit Recht befürchten, daß sie sich in einen sichern Hinterhalt gelegt haben und von dort aus ihren Angriff bewerkstelligen würden; denn sie waren wohl mit Waffen versehen. In der That fand auch mehr als Ein Amerikaner seinen Tod, weil er sich zu weit in die Gebüsche verwagte und hier im Augenblicke umzingelt und elendiglich ermordet wurde. Zum Säubern des ganzen Buschwerks aber in dieser weiten Sumpfgegend, dazu waren die amerikanischen Streitkräfte zu schwach! — Auch dem Lieutenant der Marinesoldaten wäre fast ein Menschliches passirt. Er wurde nämlich beordert, mit einem Theil seiner Mannschaft das Terrain zu recognosciren. Dieß that er auch mit fünfzehn Freiwilligen, unter welche sich auch William Moyr gemeldet hatte. Er vertheilte nun seine Leute und ließ sie vereinzelt

langsam vorrücken, denn hinter jedem Busche konnten Feinde verborgen seyn. Plötzlich hörte William einen Schrei und stürzte der Gegend zu, woher er kam. Da sah er seinen Lieutenant von einem Dutzend rothbrauner Gestalten umringt, die mit ihren Tomahawks bewaffnet waren, und ihm in wenigen Minuten den Garaus gemacht hätten. Die Eingebornen dort, ein Mischmasch von indianisch, afrikanisch und europäisch Blut (das europäische ist der geringste Theil), führen nämlich ihre Kriege ganz auf die Manier der alten Indianer und sind meist auch nicht anders bewaffnet, die Musquete ausgenommen. Aber der Gebrauch der Musquete verbot sich hier von selbst, weil durch den Schall eines Schusses die Amerikaner nothwendig auf diesen Punkt geführt werden mußten! — Sobald William die Lage des Offiziers sah, besann er sich nicht lange, sondern schoß einen der Spitzbuben durch die Brust und einen zweiten, der dem Lieutenant mit seinem Tomahawk gerade den Kopf spalten wollte, schlug er mit dem Kolben nieder. Auch der Lieutenant, der nur mit einem Degen und einer Pistole, die er aber schon früher losgeschossen, bewaffnet war, wurde mit einem der Angreifer fertig, und als nun noch im selben Augenblicke ein weiterer Marinesoldat herbeigesprungen kam und seine Musquete abfeuerte, so flüchteten sich die noch lebenden Halbindianer, und verschwanden im nächsten Augenblicke im Gebüsche. So kamen sie alle drei glücklich davon, denn die paar kleinen Wunden, die ihnen die Wilden beigebracht hatten, waren fast für Nichts zu nehmen. Der Lieutenant aber verdankte offenbar sein Leben nur allein dem William Neur. Hätte der gedacht und gehandelt, wie Mancher in seiner Lage gedacht und gehandelt hätte, so würde er [illegible]

laſſen haben und geflohen ſeyn! William Mour aber dachte und handelte wie ein braver Deutſcher und nicht wie ein verſchloſſener, rachſüchtiger, eigennütziger Amerikaner, der ſeinen Zweck mit allen Mitteln verfolgt, und von Edelmuth gegen einen Feind nichts wiſſen will!

Das Werk der Zerſtörung war vollendet und es fand ſich, daß von der ganzen Mannſchaft nur zehn Mann getödtet und eine doppelt ſo große Anzahl verwundet war. Der Commodore verſammelte alle Leute auf dem Deck, verwilligte ihnen eine doppelte Portion Grog und belobte ſie wegen ihres Heldenmuths. Einige, die ſich beſonders ausgezeichnet hatten, wurden extra hervorgehoben, darunter auch William Mour wegen ſeines Heldenmuths in dem oben erzählten Vorfall. Alle erwarteten nun, es werde Etwas geſchehen, um die Strafe von acht Monaten Kugel und Kette, die der William erwartete, aufzuheben. Es geſchah aber Nichts, als daß der Marinelieutenant ſeinem Lebensretter fünfzig Thaler ſchenken wollte für die ihm geleiſteten Dienſte. „Der ſchlägt ſein Leben billig genug an," meinten die Kameraden Williams; dieſer aber ſagte gar Nichts, ſondern ſchlug das Geſchenk einfach aus.

Am 21. Auguſt gieng die Columbia wieder unter Segel, wie man ſagte, nach Penſacola, um dort zu überwintern. William wurde nun immer düſterer, je näher man dem Ziele kam. „Pulver und Blei ließe ich mir noch gefallen," ſagte er zu einem Kameraden, „aber Kugel und Kette trage ich nicht."

Inzwiſchen traten die Marineſoldaten und Matroſen zuſammen und beauftragten Einen von ihnen, eine Bittſchrift wegen des William aufzuſetzen. Die wollten ſie dem Marinelieutenant übergeben und ihn auffordern, ihr Anliegen durch

seine eigene Unterschrift zu unterstützen; denn das war ja natürlich und sachgemäß, daß der Marineminister oder vielmehr der Präsident der Vereinigten Staaten (denn dieser allein hat in Armeesachen das Begnadigungsrecht) um so eher Gnade eintreten lassen konnte, wenn derjenige Offizier, wegen dessen die Strafe diktirt worden war, sich selbst herbeiließ, das Gnadengesuch zu befürworten. Als nun die Bittschrift fertig war, erwählten sie eine Deputation, die den Aufsatz dem Lieutenant übergeben sollten. Drei Mann wurden dazu ausersehen, und die ganze Mannschaft beinahe machte sich auf dem Deck zu schaffen, als die Deputation sich zu ihrem Gang anschickte. Man wollte doch auch sehen, wie der Lieutenant die Sache aufnahm!

Dieser ging ganz allein auf dem Hinterdeck auf und ab; denn die andern Offiziere zogen sich seit einiger Zeit fast auffallend von ihm zurück. Wahrscheinlich mochte ihnen ein Charakter doch nicht ganz zusagen, der dem Erretter seines Lebens fünfzig Thaler zahlen wollte, statt alles dran zu setzen, ihn aus der Patsche zu befreien, in die er ihn hineingeritten! Der Lieutenant merkte die Zurücksetzung auch recht gut, wurde aber dadurch, statt nobler und edelmüthiger, nur immer verstockter und bissiger. Dann und wann versuchte er es auch, seinen Aerger in Brändi, das ist: in Franzbranntwein zu ersäufen, und wenn er diesem Studium oblag, war vollends gar nicht mit ihm umzugehen. War es nun die Wirkung des Brändi, oder eine andere Ursache, der Lieutenant befand sich, als die Deputation ihm nahte, in einer doppelt bösen Laune. Die drei Abgesandten ließen sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern trugen ihre Sache vor und einer von ihnen entfaltete das Papier, um es dem Lieutenant zum Lesen und Unterschreiben zu übergeben.

tender auch was zu lösen. Natürlich wurden die Cameraden, die nicht mit auf der See gewesen waren, und gleichsam die Garnison von Pensacola bildeten, freundlich eingeladen und freigehalten, nach alter Sitte und Gewohnheit. Es ging aber Alles ohne Exceß vorüber und wunderbarer Weise blieben die frisch eingerückten Sieger von Greytown alle nüchtern, während bei den geladenen Cameraden die Wirkung des Getränkes sichtbar genug war. Sonst stellte sich das Verhältniß oft umgekehrt heraus!

Tiefer Schlaf lag auf Pensacola. Die Schildwachen gingen träumend auf und ab. Da regte sich's in einer der Barracken. Einige Gestalten schlichen heraus und in die zweite Barracke hinein. Auch hier ward Leben; aber stilles, leises, flüsterndes Leben. Nunmehr traten die Gestalten in den offenen Raum, der die Barracken der Gemeinen von denen der Offiziere trennte. Sie mußten an einer Schildwache vorbei, aber sachte, mit dem Tritt einer Katze, war Einer hinter diese geschlichen und hatte ihr einen Knebel in den Mund gesteckt, ehe sie sichs versah. Dann wurde sie gebunden und liegen gelassen. Jetzt stand kein Hinderniß mehr im Weg und die nächtlichen Wanderer befanden sich bald im Bereich der Wohnungen der Offiziere. Sie hatten es jedoch nur auf Eine abgesehen, und deren Bewohner lag in tiefem Schlafe; denn er hatte auch heute wieder mehr als dienlich getrunken. Es war die Barracke des Marinelieutenants! Die verschlossene Thüre wurde im Nu erbrochen und nun traten sie still und leise in seine Wohnung. Vorsichtig schlossen sie alle Fenster und verhüllten sie. Dann machten sie Licht. Eine Anzahl hatte sich in verschiedenen Posten als Wache aufgestellt, damit sie nicht überrascht werden konnten. Zehn traten in's

Schlafgemach. Im Moment stack ein zusammengedrehtes Schnupftuch in seinem Munde, im Moment waren ihm Hände und Füße gebunden. Scheu und wild blickte das Schlachtopfer auf die Gestalten, die sich ihm ungeniert in offenem Lichte zeigten.

„Kennst du uns?“ flüsterte ihm Einer zu. „Kennst du uns, du Teufel in Menschengestalt? Drei Jahre hast du uns gepeinigt, mehr als Sklaven gepeinigt werden! Drei Jahre hast du uns getreten und gestoßen, als wären wir deine Hunde gewesen! Nunmehr ist die Reihe an uns!“

Furchtbare Anstrengungen machte der Gebundene, um sich loszumachen, aber vergebens! Seine Gesichtsmuskeln arbeiteten, als wollten sie springen, seine Augen traten hervor, wie bei einem Erwürgten, aber Alles vergebens! Der Knebel hielt fest, der Riemen, mit dem er geschnürt war, gab nicht nach. Nunmehr rissen sie ihm die wenigen Kleider vom Leibe, die er anhatte, und legten ihn auf den Rücken über einen Tisch, an den sie ihn der ganzen Länge nach festbanden. Der Erste trat vor; in seiner Hand hielt er die Hundekarbatsche; er zeigte sie dem Geknebelten und zehn Hiebe gab er ihm, den zweiten auf die Stelle des ersten, und den dritten auf die Stelle des zweiten. Mit dem vierten Hiebe sprang die Haut auf, mit dem fünften lag das Fleisch blos. Das Blut floß unter dem Tische zusammen, aber er ruhte nicht, bis die zehn voll waren. Nun trat der Zweite vor. Er übernahm die Karbatsche vom Ersten und abermals fielen zehn Hiebe, einer stärker, einer blutender, als der andere. Auf den Zweiten folgte der Dritte und so fort, bis alle zehn an der Reihe gewesen waren.

Der arme Mann stieß ein dumpfes Getön aus, ein Stöhnen, wie ein sterbendes Thier. Beim vierzigsten Streich überkam

gab er ihm einen Fußtritt in's Gesicht, daß dieses eher einer Breimasse gleich sah, als einem menschlichen Antlitz. Vor weitern Mißhandlungen schützten ihn aber jetzt die Umstehenden, die zwar alle dem Offizier eine Züchtigung gönnten, aber doch, schon des Williams wegen, um diesen an einem Mord zu verhindern, einzuschreiten genöthigt waren.

William ward nun natürlich sogleich gefangen gesetzt und in Doppeleisen gebracht, und den Tag darauf theilte man ihm mit, daß nach acht Tagen eine Court-Martial oder Kriegsgericht über ihn gehalten werden würde. Die unselige That fand am 20. Juni statt und das Kriegsgericht am 27.! Wie hätte sich William dieß träumen lassen, als er voll Seligkeit den Brief an seine Anna schrieb! So wirft oft Ein Augenblick die Mühen eines ganzen früheren Lebens über den Haufen!

Morgens um 9 Uhr wurde die Court-Martial eröffnet. Das Gericht bestand aus dem Kapitän der Columbia und vier Offizieren der Navyyard, d. i. des Marinedepartements von Norfolk und einem Lieutenant der Marinesoldaten. Der Sekretär des Commodore wurde als Vertheidiger Williams aufgestellt. William läugnete Nichts, im Gegentheil, er erzählte Alles der Wahrheit gemäß; ja er gab sogar zu, daß er den Lieutenant vielleicht in seiner Wuth getödtet hätte, wenn er nicht daran verhindert worden wäre. Dagegen brachte er mehr denn zwölf Zeugen, wie der Lieutenant ihn ohne alle Veranlassung dreimal in's Gesicht geschlagen und schon die Hand aufgehoben habe, dieß zum vierten Male zu thun. Der Lieutenant suchte zwar Ausflüchte, aber dieses Faktum wurde unwiderleglich dargethan. So gieng es dem William denn nicht an's Leben, wie der Antrag gewesen war, denn „wer sich offen

einem Offiziere widersetzt, soll es nach den Kriegsartikeln mit dem Leben büßen," — aber hart genug war die Strafe dennoch. Sie lautete auf acht Monate „Kugel und Kette" in Pensacola. Dieser abgesonderte und nur für Vereinigte Staatenschiffe zugängliche Hafen mit den großen Arsenalen und Vorrathskammern ist nämlich der Strafplatz für alle Marineverbrecher, gleichsam das Zuchthaus für die Seeleute der Union. Bezeichnend für die amerikanische Denkungsweise ist das, daß dem William außer obiger Strafe, zur Deckung aller Unkosten, sechszig Dollars an der Löhnung abgezogen werden sollten!! — Kaum war das Urtheil verkündigt, so flüsterte ihm eine Stimme von hinten zu: „verlangt Bestätigung und Revision Eueres Prozesses durch den Marineminister." William wußte nicht, von wem der Rath kam, aber er befolgte ihn auf der Stelle, und das Kriegsgericht konnte nicht umhin, das Verlangen zu gewähren.

Vor einem bürgerlichen oder Civil-Gerichte hätte er nothwendig müssen freigesprochen werden, sogar wenn er den Lieutenant getödtet hätte, weil dieser der Angreifer war; vor dem Kriegsgerichte erhielt er acht Monate Kugel und Kette, d. i. Galliotendienst wie im Bagno von Toulon! So verschieden sind die Gesetze und Rechtsbegriffe der verschiedenen Stände! Sein Glück war, daß er Bestätigung des Urtheils durch den Marineminister forderte; so konnte er nicht nach Pensacola abgeführt werden, bis die Bestätigung erfolgt war, sondern blieb bis dahin in seiner früheren Stellung. Bald merkte er natürlich, woher der Rath kam, denn derselbe Soldat, der ihm die Worte zugeflüstert hatte, drückte ihm auch ein Schnipfelchen Papier in die Hand, worauf jedoch Nichts stand, als: „sey gutes Muths."

Uebrigens mit dem Brüten und Rumoren hatte es [illegible] seinen Haken bei der Bekommung der zum demnächstigen Ausfahrt auf nun [illegible] dem angehenden. Es war nämlich die Absicht angekommen, daß die Nordamerikaner den heutigen amerikanischen Gesandten grüßen zeigt und damit noch verschiedene Briefe neuer amerikanischer Bürger begleiten sollten. Hätte nun ein großer Staat oder auch eine Seemacht in Europa sich so Etwas erlaubt, so würden lange diplomatische Unterhandlungen gepflogen worden, ehe man zum letzten Mittel, den Kanonen, gegriffen hätte. Bei einem heruntergekommenen Völkchen aber, wie die Mückenstaaten an den Küsten Central-Amerika's, macht man nur kurzen Prozeß, und da Central-Amerika doch früher oder später einmal von der Union verschlungen wird, so ist jede Gelegenheit erwünscht, wo man seine Fangzähne zeigen kann, damit sich die Leute nach und nach an den Gedanken, aufgegessen zu werden, gewöhnen. Sobald daher der Befehl von Washington kam, nach Nicaragua unter Segel zu gehen, war großer Jubel auf dem Schiffe. Soldaten freuen sich immer, wenn es Etwas zu thun giebt! Jeder gieng mit doppeltem Eifer an die Arbeit und in weniger als vierundzwanzig Stunden war die Columbia see- und kriegsfertig. Die Abfahrt geschah am ersten Juli, und natürlich machte man unterwegs keine Haltstation. Am 14. August warf die Columbia vor Greytown Anker. So nennen nämlich die Amerikaner dieses Nest, während andere den Ort Nicaragua heißen. Es ist dieß eine kleine Seestadt in dem Staate Nicaragua, ganz von der Klasse Menschen bewohnt, die wir schon oben geschildert haben, und welche Musquitos genannt werden. Diese handeln aber, da die Regierung des

Freistaates Nicaragua völlig machtlos ist, ganz wie unabhängige Leute, und thun und treiben, was sie wollen. So mußte man das Städtchen Greytown wie eine für sich bestehende Macht behandeln, so erbärmlich auch das Nest war und so elend die Bewohner! Doch war eine Art Zeughaus da, mit etwa 400 Musqueten und sechs Feuerschlünden, die aber ganz verrostet waren. Die übrigen Häuser erschienen eher als Barraquen, denn als städtische Gebäude. Nur die des Handels und der Ueberfahrt über den Isthmus (vom atlantischen Meere in den Pacific) wegen hier ansäßigen Amerikanern besaßen von Stein gebaute Wohnungen.

Sobald die Columbia Anker geworfen, setzte sich der Commodore mit den Behörden der Stadt in Verbindung. Diese setzten sich aber auf's hohe Roß und gaben gar keine Antwort. Der Commodore verlangte nämlich alsbaldige Freilassung des Gesandten und eine Entschädigung von 60,000 Thalern für die andern Unbilden. Da nun auf friedlichem Wege Nichts zu erlangen war, so wurde an allen Straßenecken eine Proklamation angeschlagen, des Inhalts, daß, wenn bis am andern Morgen, den 16. August, um 9 Uhr, nicht alle Forderungen bewilligt seyen, die Stadt bombardirt werden würde. Den Gesandten gaben sie nun frei, aber ohne irgend eine Antwort auf die Geldfrage und auch ohne Entschuldigung für ihre Handlungsweise. Im Gegentheil, sie verhöhnten die amerikanische Flagge, welche der Commodore aufgepflanzt hatte, und endeten damit, daß sie ihre besten Habseligkeiten aus der Stadt flüchteten. Am 16., Morgens um halb neun Uhr, wurden die Marinesoldaten an's Land gesetzt, um das Zeughaus zu nehmen. Es war dieß eine leichte Arbeit, da gar kein Widerstand

ſtattfand; im Gegentheil, die Einwohner hatten ſich in der Nacht alle geflüchtet, und campirten in den Gebüſchen in der Nähe, welche ihnen vielleicht gerade ſo viel Schutz gewährten, als die Holz- und Schilfbarracken von Häuſern. Nun ließ man den Amerikanern im Orte eine Stunde Zeit, ihre Waaren und ſonſtiges Eigenthum in das Zeughaus zu retten. Um halb zehn Uhr, nachdem die Mannſchaft wieder an Bord zurückgekehrt war, begann das Bombardement und dauerte vier Stunden lang ununterbrochen fort. Bald war das ganze Neſt faſt Ein Aſchenhaufen, und man ſah nur noch rauchende Trümmer. Nunmehr wurden alle Marineſoldaten und über die Hälfte der Matroſen an's Land geſetzt, um das Zerſtörungswerk zu vollenden. Die Stadt ſollte nicht umſonſt der Macht der Vereinigten Staaten getrotzt haben! Natürlich mußte man hiebei vorſichtig zu Werke gehen, denn der hinterliſtige Charakter der Eingebornen war wohl bekannt. Man konnte daher mit Recht befürchten, daß ſie ſich in einen ſichern Hinterhalt gelegt haben und von dort aus ihren Angriff bewerkſtelligen würden; denn ſie waren wohl mit Waffen verſehen. In der That fand auch mehr als Ein Amerikaner ſeinen Tod, weil er ſich zu weit in die Gebüſche vorwagte und hier im Augenblicke umzingelt und elendiglich ermordet wurde. Zum Säubern des ganzen Buſchwerks aber in dieſer weiten Sumpfgegend, dazu waren die amerikaniſchen Streitkräfte zu ſchwach! — Auch dem Lieutenant der Marineſoldaten wäre faſt ein Menſchliches paſſirt. Er wurde nämlich beordert, mit einem Theil ſeiner Mannſchaft das Terrain zu recognosciren. Dieß that er auch mit fünfzehn Freiwilligen, unter welche ſich auch William Moyr gemeldet hatte. Er vertheilte nun ſeine Leute und ließ ſie vereinzelt

langsam vorrücken, denn hinter jedem Busche konnten Feinde verborgen seyn. Plötzlich hörte William einen Schrei und stürzte der Gegend zu, woher er kam. Da sah er seinen Lieutenant von einem Dutzend rothbrauner Gestalten umringt, die mit ihren Tomahawks bewaffnet waren, und ihm in wenigen Minuten den Garaus gemacht hätten. Die Eingebornen dort, ein Mischmasch von indianisch, afrikanisch und europäisch Blut (das europäische ist der geringste Theil), führen nämlich ihre Kriege ganz auf die Manier der alten Indianer und sind meist auch nicht anders bewaffnet, die Musquete ausgenommen. Aber der Gebrauch der Musquete verbot sich hier von selbst, weil durch den Schall eines Schusses die Amerikaner nothwendig auf diesen Punkt geführt werden mußten! — Sobald William die Lage des Offiziers sah, besann er sich nicht lange, sondern schoß einen der Spitzbuben durch die Brust und einen zweiten, der dem Lieutenant mit seinem Tomahawk gerade den Kopf spalten wollte, schlug er mit dem Kolben nieder. Auch der Lieutenant, der nur mit einem Degen und einer Pistole, die er aber schon früher losgeschossen, bewaffnet war, wurde mit einem der Angreifer fertig, und als nun noch im selben Augenblicke ein weiterer Marinesoldat herbeigesprungen kam und seine Musquete abfeuerte, so flüchteten sich die noch lebenden Halbindianer, und verschwanden im nächsten Augenblicke im Gebüsche. So kamen sie alle drei glücklich davon, denn die paar kleinen Wunden, die ihnen die Wilden beigebracht hatten, waren fast für Nichts zu nehmen. Der Lieutenant aber verdankte offenbar sein Leben nur allein dem William Mour. Hätte der gedacht und gehandelt, wie Mancher in seiner Lage gedacht und gehandelt hätte, so würde er denselben seinem Schicksale über-

lassen haben und geflohen seyn! William Mour aber dachte und handelte wie ein braver Deutscher und nicht wie ein verschlossener, rachsüchtiger, eigennütziger Amerikaner, der seinen Zweck mit allen Mitteln verfolgt, und von Edelmuth gegen einen Feind nichts wissen will!

Das Werk der Zerstörung war vollendet und es fand sich, daß von der ganzen Mannschaft nur zehn Mann getödtet und eine doppelt so große Anzahl verwundet war. Der Commodore versammelte alle Leute auf dem Deck, verwilligte ihnen eine doppelte Portion Grog und belobte sie wegen ihres Heldenmuths. Einige, die sich besonders ausgezeichnet hatten, wurden extra hervorgehoben, darunter auch William Mour wegen seines Heldenmuths in dem oben erzählten Vorfall. Alle erwarteten nun, es werde Etwas geschehen, um die Strafe von acht Monaten Kugel und Kette, die der William erwartete, aufzuheben. Es geschah aber Nichts, als daß der Marinelieutenant seinem Lebensretter fünfzig Thaler schenken wollte für die ihm geleisteten Dienste. „Der schlägt sein Leben billig genug an," meinten die Kameraden Williams; dieser aber sagte gar Nichts, sondern schlug das Geschenk einfach aus.

Am 21. August gieng die Columbia wieder unter Segel, wie man sagte, nach Pensacola, um dort zu überwintern. William wurde nun immer düsterer, je näher man dem Ziele kam. „Pulver und Blei ließe ich mir noch gefallen," sagte er zu einem Kameraden, „aber Kugel und Kette trage ich nicht."

Inzwischen traten die Marinesoldaten und Matrosen zusammen und beauftragten Einen von ihnen, eine Bittschrift wegen des William aufzusetzen. Die wollten sie dem Marinelieutenant übergeben und ihn auffordern, ihr Anliegen durch

seine eigene Unterschrift zu unterstützen; denn das war ja natürlich und sachgemäß, daß der Marineminister oder vielmehr der Präsident der Vereinigten Staaten (denn dieser allein hat in Armeesachen das Begnadigungsrecht) um so eher Gnade eintreten lassen konnte, wenn derjenige Offizier, wegen dessen die Strafe diktirt worden war, sich selbst herbeiließ, das Gnadengesuch zu befürworten. Als nun die Bittschrift fertig war, erwählten sie eine Deputation, die den Aufsatz dem Lieutenant übergeben sollten. Drei Mann wurden dazu ausersehen, und die ganze Mannschaft beinahe machte sich auf dem Deck zu schaffen, als die Deputation sich zu ihrem Gang anschickte. Man wollte doch auch sehen, wie der Lieutenant die Sache aufnahm!

Dieser ging ganz allein auf dem Hinterdeck auf und ab; denn die andern Offiziere zogen sich seit einiger Zeit fast auffallend von ihm zurück. Wahrscheinlich mochte ihnen ein Charakter doch nicht ganz zusagen, der dem Erretter seines Lebens fünfzig Thaler zahlen wollte, statt alles dran zu setzen, ihn aus der Patsche zu befreien, in die er ihn hineingeritten! Der Lieutenant merkte die Zurücksetzung auch recht gut, wurde aber dadurch, statt nobler und edelmüthiger, nur immer verstockter und bissiger. Dann und wann versuchte er es auch, seinen Aerger in Brändi, das ist: in Franzbranntwein zu ersäufen, und wenn er diesem Studium oblag, war vollends gar nicht mit ihm umzugehen. War es nun die Wirkung des Brändi, oder eine andere Ursache, der Lieutenant befand sich, als die Deputation ihm nahte, in einer doppelt bösen Laune. Die drei Abgesandten ließen sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern trugen ihre Sache vor und einer von ihnen entfaltete das Papier, um es dem Lieutenant zum Lesen und Unterschreiben zu übergeben.

Dieser ließ die Petenten ganz ausreden, aber seine Augen funkelten vor Wuth.

„Was?“ schrie er endlich mit heißerer Stimme, denn der Zorn erstickte ihn fast. „Was? Ich soll noch dazu helfen, daß der Schurke pardonnirt wird? Den Galgen hat er verdient und Gott strafe mich, wenn ich's nicht noch so weit bringe, daß er gehangen wird. Und nun fort mit Euch! Aus meinen Augen, ihr Hunde! Oder ich lasse euch Alle in Eisen bringen!“

Dabei riß er dem ihm zunächst Stehenden die Bittschrift aus der Hand, warf sie auf den Boden und zerstampfte sie mit den Füßen.

Dieß war doch mehr als die Deputation ertragen konnte. „Herr Lieutenant,“ sagte Einer davon, „wenn William Mour nicht anders dächte, als Sie, so lebten Sie heute nicht mehr.“

Das machte den bösen Mann nur noch wüthender, er spie dem Soldaten in's Gesicht und holte tief aus mit dem Arme, um ihn mit Einem Streich niederzuschlagen. Aber — mochte es die Wirkung des Liqueurs oder der Wuth sein, — er holte zu tief aus, und als der Soldat sich bückte, um dem Schlag zu entgehen, ging dieser in die leere Luft und der Lieutenant stürzte zu Boden, als wäre er vom Himmel herabgefallen. — Die Deputation zog natürlich unverrichteter Dinge ab.

Von da an sah man unter den Matrosen sowohl, als unter den Marinesoldaten, besonders aber unter den letzteren eine auffallende Veränderung. Sie verrichteten zwar ihren Dienst, wie gewöhnlich, aber es herrschte nicht mehr jene Sorglosigkeit und Lustigkeit unter ihnen, die sonst den Seemann auszeichnet. Im Gegentheil, man sah sie oft ernst zusammen flüstern, als ob sie irgend ein Vorhaben im Sinne trügen, das nicht laut

verhandelt werden dürfte. Auch die Schiffsoffiziere merkten, daß nicht Alles richtig war, und der Kapitän der Columbia verkündete daher von freien Stücken, daß über William Mour nach Waſhington berichtet werden ſolle und daß ihm wahrſcheinlich wenigſtens ein Theil ſeiner Strafe nachgelaſſen werden würde. Der Marinelieutenant aber erhielt bei der nächſten Gelegenheit, da ſich wieder die Wirkung des Brändi an ihm offenbarte, einen öffentlichen Verweis. Doch änderte dieß wenig in der Stimmung der Mannſchaft.

---

Unter ſolchen Auſpicien lief die Columbia Ende September in Penſacola ein, die Matroſen mußten an Bord bleiben, die Marineſoldaten aber wurden wie gewöhnlich gleich den andern Morgen früh an's Land geſchickt, um ihre Barracken zu beziehen. Es ſind dieß niedere Gebäude von nicht gar ſolider Bauart, aber in ſo heißem Klima weit luftiger und angenehmer, als das feſteſte Steinhaus. Auch William Mour ward an's Land geſchickt, jedoch gleich auf den andern Tag vor den Commandanten der Feſtung geladen. Wahrſcheinlich, ſo dachte er wenigſtens, ſollte ihm die Beſtätigung des kriegsgerichtlichen Urtheils verkündet werden. Für dieſe Nacht durfte er noch mit ſeinen Kameraden campiren, und ein beſonderes Gefängniß war nicht nöthig, da ja ganz Penſacola gleichſam nur Ein Gefängniß oder ein befeſtigtes Anweſen bildet, welches auf drei Seiten von einer hohen Ringmauer umgeben und auf der dritten Seite von der See begrenzt iſt.

Der Tag verlief wie gewöhnlich. Die Soldaten ließen ſich eine Abſchlagszahlung auf ihre Löhnung geben, wie dieß immer nach einer langen Seefahrt geſchieht, und gaben dafür dem Marke-

tender auch was zu lösen. Natürlich wurden die Cameraden, die nicht mit auf der See gewesen waren, und gleichsam die Garnison von Pensacola bildeten, freundlich eingeladen und freigehalten, nach alter Sitte und Gewohnheit. Es ging aber Alles ohne Exceß vorüber und wunderbarer Weise blieben die frisch eingerückten Sieger von Greytown alle nüchtern, während bei den geladenen Cameraden die Wirkung des Getränkes sichtbar genug war. Sonst stellte sich das Verhältniß oft umgekehrt heraus!

Tiefer Schlaf lag auf Pensacola. Die Schildwachen gingen träumend auf und ab. Da regte sich's in einer der Barracken. Einige Gestalten schlichen heraus und in die zweite Barracke hinein. Auch hier ward Leben; aber stilles, leises, flüsterndes Leben. Nunmehr traten die Gestalten in den offenen Raum, der die Barracken der Gemeinen von denen der Offiziere trennte. Sie mußten an einer Schildwache vorbei, aber sachte, mit dem Tritt einer Katze, war Einer hinter diese geschlichen und hatte ihr einen Knebel in den Mund gesteckt, ehe sie sichs versah. Dann wurde sie gebunden und liegen gelassen. Jetzt stand kein Hinderniß mehr im Weg und die nächtlichen Wanderer befanden sich bald im Bereich der Wohnungen der Offiziere. Sie hatten es jedoch nur auf Eine abgesehen, und deren Bewohner lag in tiefem Schlafe; denn er hatte auch heute wieder mehr als dienlich getrunken. Es war die Barracke des Marinelieutenants! Die verschlossene Thüre wurde im Nu erbrochen und nun traten sie still und leise in seine Wohnung. Vorsichtig schlossen sie alle Fenster und verhüllten sie. Dann machten sie Licht. Eine Anzahl hatte sich in verschiedenen Posten als Wache aufgestellt, damit sie nicht überrascht werden konnten. Dann traten in's

Schlafgemach. Im Moment stack ein zusammengedrehtes Schnupftuch in seinem Munde, im Moment waren ihm Hände und Füße gebunden. Scheu und wild blickte das Schlachtopfer auf die Gestalten, die sich ihm ungeniert in offenem Lichte zeigten.

„Kennst du uns?“ flüsterte ihm Einer zu. „Kennst du uns, du Teufel in Menschengestalt? Drei Jahre hast du uns gepeinigt, mehr als Sklaven gepeinigt werden! Drei Jahre hast du uns getreten und gestoßen, als wären wir deine Hunde gewesen! Nunmehr ist die Reihe an uns!“

Furchtbare Anstrengungen machte der Gebundene, um sich loszumachen, aber vergebens! Seine Gesichtsmuskeln arbeiteten, als wollten sie springen, seine Augen traten hervor, wie bei einem Erwürgten, aber Alles vergebens! Der Knebel hielt fest, der Riemen, mit dem er geschnürt war, gab nicht nach. Nunmehr rissen sie ihm die wenigen Kleider vom Leibe, die er anhatte, und legten ihn auf den Rücken über einen Tisch, an den sie ihn der ganzen Länge nach festbanden. Der Erste trat vor; in seiner Hand hielt er die Hundekarbatsche; er zeigte sie dem Geknebelten und zehn Hiebe gab er ihm, den zweiten auf die Stelle des ersten, und den dritten auf die Stelle des zweiten. Mit dem vierten Hiebe sprang die Haut auf, mit dem fünften lag das Fleisch blos. Das Blut floß unter dem Tische zusammen, aber er ruhte nicht, bis die zehn voll waren. Nun trat der Zweite vor. Er übernahm die Karbatsche vom Ersten und abermals fielen zehn Hiebe, einer stärker, einer blutender, als der andere. Auf den Zweiten folgte der Dritte und so fort, bis alle zehn an der Reihe gewesen waren.

Der arme Mann stieß ein dumpfes Getön aus, ein Stöhnen, wie ein sterbendes Thier. Beim vierzigsten Streich überkam

hinzu, daß er die üble Gewohnheit des Trinkens nicht nur nicht mehr ablegte, sondern sie immer mehr ausbildete. So sank er denn immer tiefer und tiefer, und bald wußte er sich in New-York, wohin er sich gewendet, weil er da, in dieser Weltstadt, am unbekanntesten bleiben konnte, mit nichts Anderem mehr durchzubringen, als damit, daß er sich an den verschiedenen Dampfschiffs- und Eisenbahnbureaus herumtrieb und sich mit vielen andern bemühte, den Reisenden Billets um einen zu theuern Preis aufzuschwatzen oder ihnen sonst Dienste zu leisten, die sie nicht von ihm verlangten. Der Leser weiß ja, was ein „Runner" ist, und ein solcher war er geworden, — ein Mensch, alles Ehrgefühls, aller Scham, aller Biederkeit baar!

Anna hatte inzwischen eine trübselige Zeit durchgemacht. Die Vorgänge auf der Columbia, als der Lieutenant von ihr in Norfolk weggegangen war, hatte sie natürlich sogleich erfahren. Sie zog alsbald einen berühmten Rechtskundigen zu Rathe und dieß hatte zur Folge, daß William Bestätigung seines Prozesses durch den Marineminister verlangen mußte und jenen Zettel erhielt, worin ihm Muth zugesprochen wurde. Drauf reiste sie zu ihrem Bruder nach Washington und keine Mühe und kein Geld wurde gespart, um für William einen neuen Prozeß zu erlangen, in dem er vielleicht, weil unbefangene Richter zu Gericht saßen, freigesprochen werden könnte. Jedenfalls konnte dieses Gericht dann auf seine Begnadigung antragen, wenn es fand, daß die Motive seine Handlungsweise entschuldigten. Der Einfluß des Dänen und seines Schwagers, des Consuls, brachte es auch wirklich so weit, daß die Forderung bewilligt wurde; allein — nu[illegible]lam deser-

tirt und hatte nun noch eine größere Schuld auf sich geladen. Doch auch jetzt ließ der Däne in seinen Bemühungen nicht nach, und als die in Pensacola angestellte Untersuchung zeigte, daß die Marinesoldaten auf die empörendste Art und fast täglich zur Meuterei gereizt worden waren und daß man in der That ihre Geduld und Langmuth bewundern mußte, mit der sie alle Verachtung und Mißhandlung ihres Offiziers Jahre lang trugen, als sich besonders in Beziehung auf William herausstellte, daß dieser schon im ersten Falle gänzlich unschuldig war und vielmehr umgekehrt der Lieutenant sich gegen ihn auf die empörendste Art vergangen hatte, — da fiel es nicht besonders schwer, vom Präsidenten einen Pardon für ihn auszuwirken, der ihn zugleich gänzlich vom Militär befreite. Natürlich hatte sich Anna und ihr Bruder schon die ganze Zeit her Mühe gegeben, den Aufenthaltsort Williams auszukundschaften; aber alle Mühe war vergebens und sogar öffentliche Aufforderungen in den Zeitungen blieben gänzlich ohne Erfolg. War er noch am Leben, oder den Strapatzen der Flucht durch die Einöden Floridas erlegen? Kein Mensch konnte diese Frage beantworten. So entschlossen sich endlich Anna und ihr Bruder, nach Sante-Cruz zurückzukehren, da doch keine Hoffnung vorhanden war, den Verlornen aufzufinden.

William Mour war inzwischen so wenig, als seine Kameraden, den Strapatzen der Flucht erlegen, obwohl die Drangsale herb genug waren, welche die Flüchtlinge durchzumachen hatten. Acht Tage lang lebten sie fast nur von Wurzeln und Kräutern. Ihr Nachtlager war unter einem Baume oder unter freiem Himmel. Ihre Kleider fielen ihnen fast vom Leibe, da sie oft Stunden lang durch Sümpfe waten mußten. Endlich in

der zweiten Woche ihrer Flucht kamen sie wieder in bewohnte Gegenden und kein Mensch hätte sie in ihrer jetzigen verwilderten Gestalt wieder erkannt. Zum Glück hatte Jeder seine Löhnung gefaßt; so konnten sie sich neu equipiren und zur Weiterreise stärken. Von hier an trennten sie sich, denn ein längeres Zusammenbleiben wäre nicht nur auffallend und gefährlich, sondern auch völlig nutzlos gewesen. William wandte sich dem Westen zu. Er hoffte nach einigen Wochen New-Orleans zu erreichen, und gedachte von dort, sich entweder nach Europa oder Sante-Cruz einzuschiffen, denn in den Vereinigten Staaten konnte natürlich seines Bleibens nicht länger seyn, wenn er nicht stets in der Furcht leben wollte, als Deserteur verhaftet zu werden. Zwar leben viele Hunderte in den Vereinigten Staaten, die aus der Armee desertirten, unangetastet und frei, aber sie verdanken ihre Straflosigkeit nur ihrer Unbedeutendheit und dem Umstande, daß sich kein Angeber fand, der auf Kosten des Glücks seines Nebenmenschen den Preis von zwanzig Thalern verdienen wollte, der auf die Einbringung eines Deserteurs gesetzt ist. Dutzende jedoch sind schon angegeben worden und erhielten die gewöhnliche Strafe von fünfzig Stockhieben, nebst dem auf dem Rücken eingebrannten Desertionszeichen. War die Desertion noch mit erschwerenden Umständen verknüpft, so wurden die fünfzig Streiche oft auf hundert und mehr erhöht und Mancher blieb in Folge dieser Strafe auf Zeitlebens ein Krüppel! — William wandte sich also dem Westen zu, war aber noch nicht weit gelangt, so erkrankte er in Folge seiner vielen geistigen und körperlichen Drangsale. Das in jenen Gegenden so häufige Sumpffieber ergriff ihn und hielt ihn viele [illegible]nate auf dem

Lager, von dem er nie mehr aufzustehen oft und viel bald fürchtete, bald hoffte. Er hatte an Anna geschrieben. Gedachte sie seiner noch oder hatte sie ihn als ihrer unwürdig aus ihrem Herzen verstoßen? Er wußte es nicht, denn auf einen Brief, worin er ihr alle seine Schicksale erzählt und alle seine Gefühle zusammengedrängt hatte, erhielt er keine Antwort. War der Brief an Ort und Stelle gekommen, oder war er, wie eben so leicht möglich, da keine directe Postverbindung mit Sante-Cruz stattfand, verloren gegangen? Auch seinem Vater hatte er geschrieben und ihn um Unterstützung gebeten. Von dorther hoffte er sicher auf Antwort, da er den Brief durch ein Handlungshaus gehen ließ, das mit Europa und Deutschland in Verbindung stand. Endlich nach einem Krankenlager von fast sechs Monaten hob sich das Fieber. Noch war er zwar so geschwächt, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte, allein bei einer zweckmäßigen Luftveränderung, versicherte ihn der Arzt, werde er bald seine früheren Kräfte wieder erlangen. Die Lebenshoffnung erwachte von Neuem. In dieser Zeit trat ein Umstand ein, der bedeutend zu seiner schnellen Erholung beitrug. Er erhielt nämlich nicht etwa eine schriftliche Antwort auf den Brief an seinen Vater, sondern dieser wollte vielmehr das frühere Unrecht doppelt wieder gut machen, und sandte daher einen Verwandten des Hauses extra nach Amerika, um den fast als todt Beweinten aufzusuchen und in die alte Heimath zu geleiten. Mit diesem seinem Vetter machte sich William auf den Weg nach New-York. Doch — ehe er Amerika für immer verließ, wollte er noch einmal wenigstens einen Versuch machen, die Geliebte zu sehen, und der Vetter war gerne

bereit, ihn auf dieser Fahrt, der Fahrt nach Sante-Cruz, zu begleiten.

Es war ein wunderschöner Tag im Monat September. Der Himmel strahlte in einem dunkeln Blau, wie es nur in Neapel und New-York zu erblicken ist. Die Menschen drängten sich in den Straßen, um die herrliche Luft einzuathmen, und die geschäftigen New-Yorker rannten ab und zu, als gelte es, den Himmel zu erwerben. Besonders lebhaft gieng es an dem Pier zu, wo die Dampfboote liegen, welche zwischen Savannah und New-York hin- und herfahren, denn heute Mittag mit dem Schlag zwölf Uhr gieng der George Law, einer der schönsten und schnellsten dieser Dämpferlinie, dahin ab. Karren auf Karren lenkte in den Dock ein, um Koffer und Mantelsäcke abzuladen, Eigenthum von Reisenden, die mit dieser Route weiter fuhren; denn Savannah ist das Ziel für Alle, die in den Süden Amerika's nach Central-Amerika und nach den westindischen Inseln sich einzuschiffen gedenken. In der Ticketoffice, d. i. auf dem Bureau, wo die Fahrbillete auf diese Dämpfer verkauft werden, drängten sich schon von früh acht Uhr die Fremden, und natürlich fehlte es auch nicht an Runnern, welche ihre Dienste mit Gewalt aufzwingen oder durch irgend ein anderes Maneuvre ihren Tagelohn verdienen wollten. Es dauerte ziemlich lange, bis die Billete alle ausgefüllt und den Betreffenden übergeben werden konnten. Ein vornehm gekleideter Herr, der mit einer Dame am Arme so eben eingetreten war, geleitete diese daher zu einem Sitze, bis er die Tickets gelöst hätte. Die Dame war tief in ihren Schleier verhüllt und nur die Formen des Körpers ließen ahnen, daß ein jugendliches, anmuthiges [illegible]ter verborgen sey.

Endlich war der Herr so glücklich, seine zwei Billete zu erhalten und näherte sich seiner Begleiterin, als diese plötzlich aufsprang und krampfhaft seinen Arm ergriff.

„Siehst du die Gestalt dort?“ flüsterte sie in einer Sprache, welche Niemand von den Umstehenden verstand. Dabei zitterte sie vor innerer Erregung am ganzen Körper. „Dort! Dort!“ setzte sie hinzu, als seine Augen nicht gleich die gehörige Richtung nahmen.

Der Mensch, auf den sie deutete, war ein Bursche von ziemlich herabgekommenem Aussehen. Seine Kleidung war, wenn nicht zerrissen, doch beschmutzt und unrein, und sein Gesicht zeigte Spuren von zu häufigem Genusse geistiger Getränke. Er gieng gebückt, wie wenn sein Rückgrath ihm nicht erlaubte, aufrecht zu stehen, und seine ganze Person machte einen widerwärtigen, abschreckenden Eindruck. Schon seit längerer Zeit hätte man diesen Menschen beobachten können, wie er um die Ticketoffice herumschlich und mit seinen lauernden Augen herumspionirte, als ob er Jemanden erwartete. Aber jetzt erst, als er schnell seinem Ziele zustürzte, bemerkte ihn die Dame.

„Laß uns gehen; ich kann den Menschen nicht sehen,“ sagte wieder die Dame, als ihr Begleiter denselben endlich unter den vielen Umstehenden herausgefunden hatte.

„Du hast Recht,“ erwiederte er, „es ist der Schurke von einem Lieutenant.“

Sie wandten sich, um nach dem Dock zu gehen, wo das Dampfboot lag. Aber in demselben Momente hielten sie ihre Schritte wieder an. Auf die Ticketoffice zu kamen nämlich zwei junge Männer, auf die der Runner (denn ein solcher war offenbar der Mensch, von dem der Herr und die Dame

sprachen) zustürzte. In dem Einen konnte man schon seiner ganzen Haltung nach einen frisch angekommenen Deutschen erkennen. Als solchen bezeichnete ihn auch seine Kleidung, sein frisches, blondes Aussehen und der dicke Stock, den er trug. Der Andere war ein Mann von schlanker, gerader Haltung, wie wenn er lange Militärdienste gethan hätte. Seine blauen Augen und schwarzen Haare bildeten einen angenehmen Contrast und offenbar war er noch keine fünfundzwanzig Jahre alt, obgleich die eingefallenen Wangen von Leiden erzählten, die er erst kürzlich durchgemacht haben mußte. Im Uebrigen sah man schon seinem Gange, wie seiner ganzen Haltung an, daß er in diesem Lande, wenn nicht geboren, doch zu Hause sey.

„Der ist's! der mit dem schwarzen Schnurrbart!" rief der Runner zweien Polizisten zu, die an der Ecke standen, und ohne Zweifel von ihm schon früher dahin bestellt worden waren. Im Nu standen die Polizisten vor den zwei Jünglingen.

„William Mour," sagte der Eine, „ich verhafte Euch als Deserteur." Der junge Mann erblaßte im ganzen Gesichte; doch verlor er die Fassung nicht.

„Zeigt mir Euren Verhaftsbefehl," erwiederte er dem Polizisten. Und dieser griff in die Tasche und holte den Warrant hervor; William (denn er war es wirklich) las ihn durch und gab ihn dann zurück. „Mein Schicksal muß sich doch erfüllen," sagte er zu seinem Vetter, der neben ihm stand, und im Anfang nicht recht wußte, was der Vorfall bedeuten sollte, da er der englischen Sprache nicht mächtig war. „Sage meinem Vater, wie es mir ergangen, denn die Strafe des Deserteurs überlebe ich nicht."

Mit diesen Worten schleuderte er den Einen der Polizeioffizianten zu Boden und würde es mit dem Andern wohl ebenso gemacht haben, wenn diese nicht im selben Moment Hülfe erhalten hätten. Es standen nämlich noch wohl ein halbes Dutzend Polizeidiener in der Nähe, wie immer bei der Abfahrt eines Dämpfers. Zwar stemmte sich William auch gegen diese Uebermacht und vielleicht wäre er richtig entkommen, wenn ihn nicht Einer der Offizianten mit seinem Knüttel über den Kopf gehauen hätte, daß er zusammenstürzte. Nunmehr hoben ihn die Polizeidiener auf und trugen ihn an den nur ein paar Schritte entfernten Strom, wo schon ein Nachen bereit lag.

Dieß Alles war das Werk eines Augenblickes und dauerte kaum so lange, als wir brauchten, es zu erzählen, denn die New-Yorker Polizei ist flink bei der Hand, wo es ein Fanggeld giebt. Zwar hatte auch der Begleiter William's seinen Knotenstock erhoben, um seinem Vetter beizustehen, allein im Momente, wo er dreinschlagen wollte, hemmte ihm ein Nebenstehender mit den Worten den Arm: „Macht Euch nicht unglücklich, junger Mann, und begeht keine Widersetzlichkeiten.“

Indem hatte sich der Herr mit der Dame Bahn gebrochen. „Er ist's! Er ist's!“ hatte diese ausgerufen, als sie William's ansichtig geworden war, obgleich ihr nur eine Sekunde Zeit blieb, ihn zu betrachten. Sie drängte sich mit ihrem Begleiter vorwärts und schob alle Umstehenden — und deren sind bei einem solchen öffentlichen Auftritte nie wenige — zur Seite, als ob es ihr Leben gälte, den Gefangenen noch zu erreichen, ehe er in den Nachen gehoben wurde.

„Ein Boot!“ rief der Begleiter der Dame, als er sah,

daß sie zu spät gekommen waren. Im Augenblicke waren ihrer ein halb Dutzend bereit. Um Geld haben die Leute Flügel in New-York.

„Sey ruhig, Anna," sagte er zu seiner Begleiterin, als sie in's Boot stiegen, „wenn er's wirklich ist, so ist er in zehn Minuten frei und in unsern Armen." Er sagte dieß in deutscher Sprache. Kaum hörte der Vetter William's deutsche Laute, so sprang er, ohne viel zu fragen, in's Boot nach.

„Um Gotteswillen, nehmt mich mit, wenn Ihr Antheil an meinem Vetter nehmt!"

Der Däne, denn er war es, wie der Leser längst errathen hat, nickte ihm zu und das Boot stieß vom Lande.

„Nach Governors-Island," commandirte der Däne.

Governors-Island ist eine kleine Insel mitten in der Bay von New-York, gerade vor dem Zusammenfluß des Nord- und Eastriver, und gleichsam der Vorposten zu dieser großen Handelsstadt.

Die ganze Insel ist befestigt und mit einer Masse von Feuerschlünden versehen, um alle und jede Schiffe, die es wagen würden, ohne Erlaubniß der Regierung in den Hafen einzufahren, in den Grund zu bohren. Auch in Friedenszeiten ist eine kleine Besatzung da, gleichsam der Kern einer größeren, und alle Deserteure, die man im Staate New-York fängt, müssen vor den Commandanten der Festung geführt werden, um hier ihr Urtheil zu empfangen.

Das Boot schoß wie ein Vogel in den Strom hinaus; aber der mit dem Gefangenen beladene Nachen hatte doch einen so bedeutenden Vorsprung, daß an ein Einholen nicht mehr zu denken war. Nur wenige Worte wurden auf der Fahrt gewechselt.

„Iſt der Name Eures Freundes William Mour?“ fragte der Däne.

Natürlich beantwortete der Vetter William's die Frage bejahend.

„Weßhalb wurde er verhaftet?“ war die weitere Frage.

„Wegen Deſertion,“ lautete die Antwort.

„Gott ſey Dank, dann iſt er gerettet.“

Ein tiefer Seufzer erleichterte die Bruſt Anna's.

„Aber nun ſagt mir, wer Ihr ſeyd, daß Ihr ſo tiefen Antheil an meinem Vetter nehmt,“ fragte nun der Deutſche ſeinerſeits.

„Wir ſind zwei Geſchwiſter,“ erwiederte der Däne mit tiefem Gefühl, „die dem William Mour durch Gottes Fügung ihr Leben und ihre Ehre verdanken, und die ſeit vielen Monaten darnach ſtreben, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

Der Nachen ſtieß an's Ufer; die Drei ſprangen an's Land.

„Wartet, bis wir zurückkommen,“ ſagte der Däne zu dem Schiffer, indem er ihm ein Goldſtück in die Hand drückte.

Sie giengen der Commandantur zu. Eine Ordonnanz führte ſie in's Vorzimmer, ſie zu melden.

„Verlangt augenblickliche Audienz in Sachen des Deſerteurs William Mour,“ rief der Däne der Ordonnanz nach.

In wenigen Minuten ſtanden ſie vor dem Commandanten. Derſelbige ſaß an ſeinem Schreibtiſch und unterſchrieb eben einen Befehl. Auf der Seite ſtand William Mour zwiſchen zwei Schildwachen. Er ſah todtesblaß aus und ſeine Augen ſuchten den Boden. Die andere Seite nahmen die Poliziſten und der frühere Marinelieutenant ein.

„Hier habt Ihr Eure Anweiſung an den Schatzmeiſter,“

sagte der Commandant, dem Runner und Deserteur-Fänger ein Papier überreichend, und ihn zugleich mit tiefer Verachtung musternd. „Verdammter Schurke," murmelte er zwischen den Zähnen.

Die Polizisten und der Runner entfernten sich, um den Sündenlohn einzukassiren. Wie sie jedoch an der eben eingetretenen Gesellschaft vorbeigiengen, trat der junge Deutsche vor und besah sich den früheren Lieutenant von Kopf bis zum Fuße. „Die Physiognomie will ich mir merken," sagte er halblaut, „und wenn sie mir einmal wieder in den Weg kommt, so will ich sie auch zeichnen."

Der Commandant war aufgestanden.

„Wenn Sie in Sachen des William Mour kommen, so kommen Sie zu spät," sagte er, „derselbe hat bereits die Identität seiner Person zugestanden."

„Und doch dürfte ich nicht zu spät kommen," erwiederte der Däne, ein Papier aus der Tasche ziehend, „denn ich habe hier seine vollständige Begnadigung."

Zugleich überreichte er dem Commandanten das Dokument.

Regungslos, gleich einer Bildsäule, war bisher William Mour dagestanden. Nur seine zuckenden Gesichtsmuskeln verriethen, was in seinem Innern vorgieng. Jetzt trat Anna auf ihn zu und ergriff ihn bei der Hand. Auf einen Wink des Commandanten zogen sich die Schildwachen zurück.

„Kennst Du deine Anna nicht mehr?" flüsterte das schöne Mädchen. Da lösten sich die Bande im Innern des schwer geprüften Mannes und Thränen entstürzten seinen Augen, die ersten, die er seit Jahren vergossen. „Meine Anna," schluchzte er und unbekümmert um Alles schlang er seine Arme um sie und drückte sie an sich, um sie nie [illegible]lassen.

Der Commandant hatte inzwischen das Dokument, das mit dem Staatssiegel versehen und ein in aller Form Rechtens ausgestellter Pardon war, durchgelesen und steckte es in seine Brusttasche.

„Bei Gott," sagte er, auf die Gruppe sehend, „wenn mir je ein Pardon Freude gemacht hat, so ist es dieser. Verdammt, ich glaube gar, meine alten Augen können auch noch feucht werden!" — „Junger Mann," setzte er dann mit Würde hinzu, „ich gratulire Euch zu Eurer Freiheit; Ihr habt Euch, wie ich aus dem Pardon ersehen habe, wie ein ächter Soldat geschlagen, und wenn ich recht vermuthe, so habt Ihr den Lohn Eurer Tapferkeit bereits gefunden."

Dabei schüttelte er ihm, wie den Andern, derb die Hand und auch die Anna entgieng seinem Händedrucke nicht.

William war frei, in wenigen Minuten hatte der Commandant das Certifikat ausgefertigt. — Wie er jedoch aus der Commandantur heraus- und in das Boot hineinkam, das sie Alle an's Festland zurückruderte, wußte er später nicht mehr zu sagen. Er wußte nur, daß er selig war!

„Aber nunmehr fort an den Dock," trieb der Däne, „sonst versäumen wir das Dampfboot nach Savannah, und dieß Land hier brennt mir unter den Sohlen!"

„Halt! Nur einen Augenblick!" rief jedoch der junge Deutsche, der Vetter William's. Er hatte so eben den ehemaligen Marinelieutenant erblickt, wie er zwischen den Bäumen der Battery dahinschlich. Offenbar war er auch so eben von Governors-Island herübergekommen, nachdem er die zwanzig Thaler Fanggeld einkassirt und mit seinen Helfershelfern getheilt hatte. Den Schurken sehen und auf ihn zustürzen, war nur

Ein Moment. Und im selbigen Augenblick schon tanzte sein Stock lustig auf dem Rücken des Erbärmlichen. „Das ist für die Angeberei, und das für die Brutalität, und das für dein Schurkenantlitz," rief er, immer zuschlagend. Der Runner ergriff die Flucht, so schnell er konnte, aber eine ganze Strecke Wegs verfolgte ihn der Deutsche und mit jedem Schritt fiel ein neuer Hieb. „Hurrah! drauf!" schrieen die Bursche, die immer in der Battery herumschlendern und an Nichts eine größere Freude haben, als wenn ein Feigling tüchtig durchgebläut wird. Endlich jedoch glückte es dem Elenden zu entkommen und keuchend eilte der Deutsche zu seinen Freunden zurück.

„Wahrhaftig," sagte jetzt der Däne, der dem Vorgang nicht ohne Vergnügen zugesehen hatte," wahrhaftig, nunmehr ist's die höchste Zeit an Bord zu gehen, sonst kommt uns die Polizei noch einmal auf den Hals."

Sie eilten dem George-Law zu und eine Viertelstunde darauf befand sich das stolze Schiff schon in vollem Laufe die Bay hinaus auf dem Wege nach dem Süden. — Unter den fünfhundert Passagieren trug es wenigstens vier Glückliche!

Das Ende kann der Leser errathen.

## III.

# Der Hochzeiter wider Willen.

Das Jahr fünfundvierzig war ein gutes Jahr für die Wirthe in New-York, denn es kamen gar Viele von Deutſchland hinüber, denen es dort nicht mehr recht gefallen wollte. Ob es ihnen nachher in Amerika beſſer gefiel, kann ich wahrhaftig nicht ſagen. Der Menſch iſt ſelten ganz zufrieden, er mag ſein, wo er will, und außerhalb dem Vaterlande iſt's Einem am wenigſten wohl, wenn man auch ſo thut, als wäre man ganz zufrieden. So wird's auch den meiſten von dieſen Einwanderern ergangen ſein. Von Einem aber, der anno fünfundvierzig mit herüber kam, kann ich wenigſtens ſagen, daß er ſich gut gebettet hat, ob's gleich nicht ſein Verdienſt war, ſondern nur der reine Zufall. Für Hundert Andere iſt das ſchon ſchlecht und zum Unheil ausgefallen, was ihm zum Heile diente, oder ihn wenigſtens zum Wohlſtand führte. Ich will einmal die Geſchichte erzählen, vielleicht dient ſie Manchem zur Lehre.

Der Peter Huth aus Bühl im Badiſchen, da wo der gute Wein wächst, der ſich faſt mit dem franzöſiſchen Burgunder meſſen kann, war ein recht ſchmucker und beſonders ein handfeſter Burſche. Er war nicht gerade hoch uud ſchlank gewachſen, dafür aber breit über die Bruſt und unterſetzt und mit ſo derben Gliedmaßen verſehen, daß ihm nicht leicht Einer ge-

wachſen war, und wenn er auch zehn Zoll mehr maß. Seinem Geſicht merkte man wohl an, woher er ſtammte, aus dem Weingäu nämlich, weil alle die Weingäuer mit friſchen rothen Wangen herumlaufen, und nicht mit ſo blaſſen, ſpitznaſigen Auslugern behaftet ſind, wie die Waſſer- und Theetrinker. Auch liebte er in der That einen guten Schluck, und ich dachte oft: „Peter, Peter, wie wird's dir ergehen im Lande Amerika, wo der ächte Wein gar theuer und ſelten zu haben, der ſchlechte, nachgemachte aber, wenn auch billig, doch ſogar geſchenkt zu theuer iſt, weil er in Bälde in's Grab führt.“ Doch — er hat's ſo weit gebracht, daß er ſich einen Schluck Aechten gönnen kann und nicht blos hie und da, ſondern alle Tage.

Er war ein Metzger von Profeſſion und liebte ſein Handwerk ſehr, wahrſcheinlich ſchon deßwegen, weil er es aus dem Fundament verſtand; denn was Einer recht gelernt hat, zu dem hat er auch eine Zuneigung für ſein Leben lang. Es hätte auch kein Handwerk beſſer für ihn gepaßt, denn wenn er ein feineres ergriffen hätte, z. B. das Schreinerhandwerk, ſo hätte er vielleicht die ſchönſten Möbel mit Einem Griff zertrümmert, ſo feſt faßte er an. Sagten ihm doch ſeine Kameraden nach, daß er einmal einen ſchweren Ochſen, der in voller Wuth durchgegangen war, an den Hörnern packte und durch Einen Schlag ſeiner Fauſt auf den Vorderkopf wie todt niederſtreckte! Solche Burſche erzeugt doch Amerika nicht, nicht einmal im Weſten drin, wo doch noch doppelt und dreifach ſo viel Kraft in den Menſchen ſteckt, als in den ausgearteten, entnervten Bewohnern der Städte des Oſtens.

Der Peter war alſo Metzger oder vielmehr Butſcher von Profeſſion. So muß ich wohl ſprechen, [illegible] mich die Deut-

ſchen in Amerika auch verſtehen, denn wenn Einer dort ſagen würde „Metzger," ſo würden Hunderte gar nicht wiſſen, was er meint, ſo ſehr ſind ſie an das Amerikaniſch-Deutſche gewöhnt! Er fand auch gleich in den erſten acht Tagen eine Stelle bei einem Shopbutſcher, was, die ſchnelle Anſtellung nämlich, nicht Jeder von ſich rühmen kann. Was aber ein Shopbutſcher iſt, muß ich den Leſern in Deutſchland doch wohl erklären, ſonſt kommt ihnen das Ding wie ein böhmiſches Dorf vor.

In New-York, wie in allen großen Städten Amerika's gibt's dreierlei Arten von Metzgern: Holesalebutcher, Marketbutcher und Shopbutcher. Der Holeſalebutſcher iſt der Engroshändler, der nur ganze-Ochſen-weiſe oder höchſtens „nach Vierteln" verkauft und die Kälber und Schweine und Hämmel dutzendweiſe losſchlägt. In New-York kann nämlich der Metzger nicht in's „Gäu" fahren und ſich da ſeinen Bedarf zuſammenkaufen. Wenn's ſo zuginge, ſo wäre die Stadt in wenigen Tagen ausgehungert. Man braucht nämlich da alle Tage ohne Unterſchied tauſend und noch mehr Ochſen, ohne die Stiere und Farren und Kühe, und im ſelbigen Verhältniß auch Schafe und Lämmer und Hämmel und Schweine und Kälber. Der ganze Staat New-York, und der iſt doch ſo groß als Bayern, Württemberg, Baden und Heſſen zuſammen, kann das nicht erzeugen, was dieſe einzige Stadt vereonſumirt; denn es wird auch gar Vieles von dem Fleiſch geräuchert und geſalzen und in große Fäſſer verpackt und auf die See geſchickt zur Mahlzeit für die Matroſen und andere Seefahrer. So kommt alſo das Vieh viele hundert Meilen weit her aus den Staaten Ohio Indiana und Illinois und noch weiter; damit es aber kommt, müſſen Großhändler da ſein, die es aufkaufen laſſen und auf

die großen Viehmärkte in New-York treiben. Da kann nun Jeder kaufen, wer Luſt hat. Es kauft aber nicht Jeder, denn nicht Jeder hat ein Haus oder einen Hof oder eine Scheune, wo er die Ochſen und Schweine abthun und ſchlachten kann. Es hat auch nicht Jeder ein paar Tauſend Dollars baar Geld daliegen, um das Vieh *triebweiſe* von den Lieferanten zu kaufen. Darum ſind die ſogenannten Holeſale-Butſcher da. Die haben ihre eigenen Schlachthäuſer und ihre eigenen Leute zum Schlachten und Herrichten der Thiere, was man Dreſſen nennt, gerade wie man's auch „Dreſſen" nennt, wenn ein Fräulein zum Balle hergerichtet wird, oder wenn ein Garçon in den Hochzeitsfrack ſchlupft. Da wird nun der Ochſe ausgenommen und abgehäutet, und in vier Viertel zerlegt und ebenſo das Kalb und das Schaf. Und dann kommen die *kleinern* Metzger, die einen offenen Laden oder *Shop* in der Stadt halten, und kaufen ſich Portionenweiſe ein, was ſie brauchen. So ſind ſie nicht genöthigt, ein großes Stück Geld auf einmal hinzulegen und haben zugleich den Vortheil, alle Tage friſch Fleiſch zu haben. Die *Shopbutſcher* ſind alſo die *Kleinkrämer*, die das Fleiſch Pfundweiſe an ihre Kunden abgeben und ſie ſind es wieder, die gewiſſe Sorten in Würſte und Preßköpfe und dergleichen verwandeln. Auch führen ſie *alle* Sorten von Fleiſch, Schweinefleiſch gerade ſo gut als Ochſenfleiſch und Hammelsrippchen ſo gut als Kalbsſchlegel. Der Marketbutcher oder Marktbutſcher endlich iſt halb Kleinkrämer, halb Engroshändler. Er hat *nur* auf einem der großen öffentlichen Märkte feil und führt meiſt nur *Eine* Sorte von Fleiſch, entweder Ochſenfleiſch, oder Schweinefleiſch, Kalbfleiſch oder Hammelfleiſch. Er kauft ſeine Waare meiſt unmittelbar von den *Viehmärkten* aus

den Händen der Lieferanten oder auch von den Schiffen, die mit todten Säuen und Ochsenvierteln beladen, den Hudson herunterschwimmen (was aber im Sommer der Wärme wegen nicht thunlich ist), und verkauft wieder zehn und zwanzig Pfundweise, Schlegelweise, Stückweise, Halbschafweise!

So, jetzt kennt der Leser die verschiedenen Sorten von Metzgern in New-York und er weiß nun auch, zu welcher Art Mann der Peter kam, als er von einem Shopmetzger als Bursche eingestellt wurde. Der Boß oder Meister war ein Amerikaner und konnte kein Wort deutsch. Weil nun der Peter kein Wort englisch konnte, so hätte das eine schöne Wirthschaft zusammengegeben, wenn nicht noch ein Metzgersbursche dagewesen wäre, der auch ein Deutscher, aber schon lange genug im Lande war, um das Englische zu verstehen. Der machte also die Mittelsperson und gewissermaßen den Lehrherrn an unserm Peter.

Lernen, frisch lernen muß nämlich Jeder, wenn er nach Amerika kommt, und auch der, welcher sein Handwerk aus dem Fundament versteht, muß sich dazu bequemen, noch einmal von vorn anzufangen. Natürlich ist's nicht so, wie wenn er noch gar Nichts verstünde; im Gegentheil, er versteht vielleicht so viel, als der Boß oder Meister in New-York; aber das Handwerk wird halt auf eine andere Art umgetrieben, und diese neue Art muß gelernt werden. Das fand auch der Peter, denn er schüttelte im Anfang oft den Kopf, weil der Ochse wie das Schwein, und alles andere Gethier so ganz anders zerlegt wurde, als bei ihm zu Hause. Noch mehr schüttelte er den Kopf über die verschiedenen Fleischpreise, denn in New-York hat fast jedes Stück Fleisch von demselbigen Thiere einen andern Preis. Er aber war von Deutschland her gewohnt, das Ochsenfleisch

vom ganzen Ochſen, es mochte ein Stück ſein, welches es wollte, zum nämlichen feſtgeſtellten Preiſe zu verkaufen und eben ſo das Kalbfleiſch und dergleichen mehr. Bald aber fand er doch aus, daß der hintere Kalbsſchlegel mehr werth iſt, als der vordere, daß das Lammfleiſch beſſer ſchmeckt, als das Schaffleiſch, und daß man mit einem Lendenſtück vom Ochſen weiter reicht, als mit einem Halswirbelſtück. Somit ſchickte er ſich darein, für die verſchiedenen Sorten am nämlichen Thiere verſchiedene Preiſe zu fordern, und oft ſo verſchieden, daß die eine Sorte, die vom beſten Stück, dreimal ſo hoch bezahlt wurde, als die vom ſchlechteſten, ſehnigſten und knorpeligſten. Auch die Namen der verſchiedenen Stücke und Sorten lernte er bald, und konnte ſchon nach vierzehn Tagen das gewöhnliche Soupbeef (Suppenfleiſch) von Beefsteak (Boefſteck) und das Porterhouse-steak (den feinſten Roſtbraten) vom Surloin (Lendenſtück) unterſcheiden, und die Leute nach Wunſch damit bedienen. Ueberhaupt war er ein ſo geſchickter Metzger von Hauſe aus, daß er ſich in Alles ſchnell fügte und der Boß nach vier Wochen mit ihm ſo zufrieden war, daß er ihm von ſelbſt mit dem Lohne aufſchlug.

Nur mit dem Engliſchen wollte es nicht recht vorwärts gehen. Die vertrackte Sprache mit dem ziſchenden Tone, wo die Leute mit einander converſiren, ohne den Mund aufzumachen, — die wollte nicht in ihn hinein! Und doch beſtand der größte Theil der Kunden aus Amerikanern! Wie nun mit denen zurecht kommen? Denn natürlich beſtand ſein Hauptgeſchäft darin, die Kunden zu bedienen. Doch nach acht Wochen ging auch das ſo leidlich. Er verſtand wenigſtens die Kunſtausdrücke ſeines Handwerks und wenn Einer oder der Andere

zwei Pfund Mutton (Hammelfleiſch) verlangte, ſo gab er kein Veal (Kalbfleiſch) oder gar Pork (Schweinefleiſch) her. Im Gegentheile er bediente alle nach Wunſch, und — im Aufſchneiden und Zerſägen des Fleiſches und im Auswiegen deſſelben war er bald ſo gewand, daß ihn Keiner darin übertraf. So kam es denn, daß ſich die Kunden ſogar lieber an ihn wandten, als an den älteren Burſchen, der doch das Engliſche gut verſtand, und beſonders das weibliche Geſchlecht hielt ſich faſt durchaus an den Peter, der zwar nicht viel oder faſt gar Nichts ſprechen konnte, der aber um ſo gewandter ſich drehte, und deſſen Blicke das ergänzten, was der Mund nicht auszudrücken vermochte. Dieß Alles ſah natürlich der Boß wohl und freute ſich des rührigen Burſchen. So kam es denn ganz von ſelbſt, daß, als der Meiſter in einer andern Straße noch einen zweiten Shop oder Metzgersladen errichtete (in New-York kann Einer deren zehn errichten, wenn er Luſt und Liebe dazu hat, kein Menſch verwehrt's ihm), und den ältern deutſchen Knecht, der ſchon lange bei ihm war und das Geſchäft aus dem Fundament kannte, dorthin als eine Art Verwalter ſetzte, — daß, ſage ich, der Peter in dieſem Shop erſter Knecht wurde, und ſomit faſt ganz allein die Kunden zu verſehen hatte, wenn der Meiſter, was oft und viel der Fall, nicht präſent war. Ja ſogar den Boß ſelbſt mußte er bald darauf ſpielen und vorſtellen, dieweilen dieſer krank wurde und auf einige Wochen das Bett hüten mußte.

Das Ding wäre nun ganz gut gegangen und ging auch inſoweit ganz gut, wenn nur die Liebe nicht in's Spiel kam. Eigentlich nicht die Liebe, ſondern nur ein Mädchen, das verliebt war, und — die haben ſchon viel Unheil angerichtet!

Das ging aber ſo zu:

Unter den vielen weiblichen Kunden, welche den Shop beſuchten, war auch ein Mädchen, das immer beſonders freundlich gegen den Peter that. Das Mädchen war jung, von feiner Geſtalt und einem noch feineren Geſichtchen. Zwar in Beziehung auf den Teint konnte ſie ſich nicht mit einer deutſchen Dirne in Wettſtreit einlaſſen, denn ſie war blaß, wie eine weiße Roſe; aber ihre braunen Augen funkelten ſo hell und klar, daß ſie Einem faſt in's Herz hineinſahen. Es war eine Amerikanerin und offenbar guter Leute Kind, wie Einer im Augenblicke merken konnte, der ein Bischen Lebenserfahrung, d. h. amerikaniſche Lebenserfahrung hatte. Denn, wenn zwar auch in New-York die Dienſtmädchen gerade auf dieſelbe Weiſe und oft ſogar noch beſſer und reicher gekleidet ſind, als die Herrſchaft, ſo iſt doch ein gewiſſes Etwas da, an dem man gleich merken kann, ob's eine Herrin iſt oder eine Dienerin. Der Gang iſt anders, die Sprache iſt anders, das ganze Auftreten iſt anders. Ueberdieß gibt's nur ſehr wenige, ja faſt gar keine amerikaniſche, d. h. von amerikaniſchen Eltern geborne Dienſtmädchen, wenigſtens in den Städten des Oſtens nicht und ebenſowenig in den größeren Städten des Weſtens und Südens. Die Dienſtmädchen ſind faſt alle, ohne Ausnahme, Deutſche oder Irländerinnen, Engländerinnen oder Franzöſinnen, und die ſind leicht von den eingebornen Amerikanerinnen zu unterſcheiden. Das Alles hätte der Peter recht wohl wiſſen oder merken können, wenn er nur von der Sprache mehr verſtanden hätte; denn auf den Kopf gefallen war er gerade nicht. Allein was ging's ihn an, ob das Mädchen eine Amerikanerin war oder nicht? Er bekümmerte ſich nichts darum und fragte auch nichts

darnach; das Mädchen aber bekümmerte ſich um ſo mehr um ihn.

In Amerika iſt's nämlich Sitte, daß die Herrſchaft, wenn nicht jeden Tag, ſo doch hie und da ſelbſt auf den Markt oder in die Läden geht und die Viktualien einkauft. Man überläßt das Ding nicht ſo unbedingt den Dienſtboten, wie in Deutſchland, denn man will ſich doch von Zeit zu Zeit überzeugen, was die Sachen koſten, man will ſelbſt ausleſen und wiſſen, ob die Dienſtboten an den ihnen anbefohlenen Orten einkaufen oder nicht. So kam auch das Mädchen, von dem wir ſprechen, im Anfang nur hie und da in den Metzgersladen, in welchem der Peter fungirte. Nach und nach aber kam ſie öfter, und endlich blieb ſie keinen Tag mehr aus. Ein Blinder hätte am Ende merken können, warum ſie kam und — blind war der Peter denn doch nicht!

Es war wirklich ein recht ſchönes Mädchen und Eines, dem man die Entſchloſſenheit und den Verſtand im Geſicht anſah. Der Peter hatte einmal Gnade in ihren Augen gefunden und — es war auch kein Wunder, denn wenn er ſo in ſeinem friſchgewaſchenen Hemdte — und auf friſche Wäſche hielt er was — mit aufgeſtülpten Aermeln, daß man die prächtigen, ſehnigten Arme ſah, im Laden herumhandthierte, ſo war es eine wahre Luſt, ihm zuzuſehen. Wie viel mehr noch für eine Amerikanerin, die an ihren Brüdern und Vettern nichts ſehen kann, als Spindelbeine von Waden, und Haſelnußſtecken von Schenkeln, und Federkiele von Armen! Die Natur läßt ſich einmal nicht verleugnen und wenn ein Weib Gefallen an einem Manne findet (oder umgekehrt), ſo iſt's

nicht immer blos der Geist und das Gemüth, welches anzieht, sondern auch der Körper und die Gestalt. Wenn daher das Mädchen in den Shop kam, so war es doppelt freundlich, und verwandte kein Auge von dem Peter. Es lächelte ihm zu und nickte ihm zu und sprach auch mit ihm; aber — leider, die vertrackte Sprache! Der Peter verstand wohl, was für Fleisch sie wollte und bediente sie auch äußerst freundlich und zuvorkommend, aber — antworten konnte er ihr nicht, da er erstens nicht verstand, was sie sonst noch an ihn hinwelschte, und zweitens, wenn er's auch verstanden hätte, doch keine Worte zur Erwiederung hätte auftreiben können, denn das Englisch-Sprechen gieng noch weniger, als das Englisch-Verstehen. So war denn die einzige Antwort des Peter auf alle ihre freundlichen Ansprachen immer die Eine und Dieselbe, nämlich: Yes. Er hätte zwar zur Abwechslung auch hie und da „No" sagen können, was Nein auf deutsch heißt, aber er wollte nicht, weil er dachte das Yes (oder Ja) sey höflicher, und jedenfalls hier besser angewandt. Unempfindlich war nämlich der Peter durchaus nicht. Im Gegentheil, das Mädchen gefiel ihm recht gut und noch mehr gefiel es ihm oder schmeichelte es ihm vielmehr, daß das schöne Kind ihm offenbar den Hof machte. Er erwiederte daher Freundlichkeit mit Freundlichkeit und Zunicken mit Zunicken. Weiter aber kam es nicht zwischen ihnen und — der Peter war so weit entfernt, an Liebe oder gar Heirath auch nur zu denken, daß er noch nicht einmal den Namen des Fräuleins zu erfahren gestrebt hatte, viel weniger etwas von ihren sonstigen Verhältnissen wußte oder wissen wollte.

So standen die Sachen bis etwa in die Mitte des

August selbigen Jahres, d. h. bis zum 16ten, um's ganz genau zu sagen. Der Peter war gewohnt, ein paar Mal in der Woche zu einem Landsmann zu gehen, der zugleich eine große Weinwirthschaft hatte. Dieser bekam nun zur Probe von einem Weinhändler draußen im Badischen ein kleines Fäßchen Affenthaler, ächten zweiundvierziger Affenthaler. Das war eine große Freude für den Wirth und eine noch größere für die Landsleute, die er nach des Absenders Wunsch dazu einladen sollte. Unter die, so er einzuladen hatte, gehörte auch der Peter Huth, und er hatte es ihm schon den Tag zuvor melden lassen. D'rum stand der Peter heute auch mit doppelt freundlichem Gesicht im Laden und es gieng ihm dabei aus der Hand, wie wenn er statt zweien, sechs Arme hätte. Ja sogar im Englischreden versuchte er sich heute hie und da, was ihm nie passirte, als nur wenn er bei ganz besonders guter Laune war; denn sonst immer und gar vollends, wenn ihm was im Kopfe herumgieng, schimpfte er gewaltig auf die Sprache der Eingebornen, natürlich aus keinem andern Grunde, als weil es ein Gut war, das er nicht besaß. Wie nun heute das junge Mädchen oder Fräulein sich zeigte und wie gewöhnlich schon von weitem ihm zunickte, da nickte er nicht blos freundlich wieder, sondern er sprach sie sogar an und zwar englisch an. „How do you do, Miss?" sagte er, d. h. auf deutsch, „wie befinden Sie sich." Es war das erste Mal, daß er sie anredete, das erste Mal, daß er ihrem Gruße fast zuvorkam! Ihre Augen glänzten vor Vergnügen und sie lachte ihm so herzlich zu, daß er unwillkührlich ihre Hand nahm und sie kräftig drückte. Es war zufällig gerade Niemand im Laden und so konnte er sich diese Freiheit schon nehmen

Treiben doch ſonſt die Burſche, welche die Mädchen in den Metzgersläden mit ihrem Fleiſchbedarf verſehen, noch ganz andere und derbere Späße! — Das Mädchen nahm auch ſeinen Händedruck nicht im Geringſten übel, ſondern im Gegentheil, ſie vergaß es ganz, ihre Hand zurückzuziehen. So ſtanden ſie einige Zeit vor einander und ſchauten einander in die Augen und ſprachen keine Sylbe, und vielleicht würden ſie noch ſo daſtehen, wenn nicht die Ladenthüre aufgegangen und ein Herr hereingetreten wäre. Der Herr war dem Peter wohlbekannt, dem Geſicht nach nämlich, weil er hie und da zu ſeinem Boß oder Meiſter kam, in Geldgeſchäften. Wie er hieß, wußte er zwar nicht, aber das wußte er, daß es ein reicher, reicher Mann war, der wenigſtens ſeine zehn Häuſer in New-York beſaß. War er aber reich wie Cröſus, ſo mangelten ihm dafür andere Vorzüge; denn ſo jung er noch war, vielleicht noch keine dreißig, ſo fehlten ihm doch ſchon die Vorderhaare auf dem ſchmalen Haupte und die dürren Beine ſchlotterten in den Hoſen, wie wenn für keinen Groſchen Fleiſch d'rauf läge. Von Hüften und Bruſt war ohnehin keine Rede, ſondern es gieng Alles vom Halſe an ganz gleichmäßig herunter, wie an einem Brette. Das Geſicht wie der Körper hatte ganz den Typus eines abgelebten Amerikaners, wie man ſie zu Tauſenden in New-York herumwandeln ſieht, ſo daß es für einen Uneingeweihten oft ſchwer hält, den Einen von dem Andern zu unterſcheiden. Der Mann alſo trat in den Laden und war nicht wenig verblüfft, als er das Fräulein und den Metzgersburſchen ſo vertraulich neben oder vielmehr vor einander ſtehen ſah. Sonſt, wenn er kam, fragte er den Peter nur ganz kurz: „Master ?“ d. h. auf

deutſch: „iſt Herr Jones (ſo hieß der Boß des Peter) zu Hauſe,“ und auf das Letzteren Yes oder No gieng er entweder wieder fort oder die Stiege hinauf. Dießmal aber vergaß er ſeine Frage gänzlich und ſchaute nur unverwandt auf das Mädchen. Dieſes jedoch kam nicht im Geringſten in Verlegenheit, obgleich es ein klein, klein wenig erröthete, ſondern grüßte den reichen Mann, wie einen alten Bekannten, aber doch nicht wie Einen, den man gerne ſieht, ſondern wie Einen, den zu grüßen die Convenienz gebietet. Der reiche Mann wurde durch dieſen Gruß auf einmal geſchmeidig und beweglich; der Zwiſchenraum zwiſchen ſeiner Naſe und dem Mund, der ſonſt (wie bei den meiſten Amerikanern) faſt eine halbe Spanne betrug, verringerte ſich zuſehends, je mehr er den Mund in ein grinſendes Lächeln verzog; er gab dem Fräulein die Hand, wie es in Amerika Sitte und Brauch iſt, und die Beiden ließen ſich jetzt in ein Geſpräch ein, ohne von unſerem Peter die geringſte weitere Notiz zu nehmen. Inzwiſchen ſchnitt dieſer die Fleiſchſorten zurecht, welche das Fräulein ſtets mitzunehmen gewohnt war, und packte ſie in deren Korb. Er horchte, was er konnte, um Etwas von dem Geſpräche der Beiden zu verſtehen; ja zehn Thaler hätte er gegeben, wenn er wirklich Alles verſtanden hätte; aber — das war rein vergebliche Mühe. Nur ſo viel merkte er, daß der reiche Herr, der ſonſt den Vornehmen und Ariſtokraten gegen Jedermann ſpielte, gegen das Fräulein, welches Peter bisher wie jedes andere Mädchen, das in den Laden kam, behandelt hatte, oder das er wenigſtens bisher für nichts Beſonderes anſah, wenn es ihm auch vielleicht beſſer gefiel, als ein Anderes, — daß, ſage ich, der reiche Herr ganz demüthig und unterwürfig gegen das Fräulein

war, während umgekehrt das Letztere nunmehr die Rolle der „Uebermüthigen und Vornehmen“ spielte. So schien es wenigstens dem Peter. Doch er hatte nicht lange Zeit zum Nachdenken; es kamen andere Kunden und das Fräulein verließ den Laden, nicht jedoch ohne dem Peter zuvor so freundlich, wie immer, zugenickt zu haben. Auch der reiche Herr verließ den Laden mit ihr und war sogar so überaus höflich, daß er dem Fräulein den Korb trug, was die junge Dame als etwas ganz Natürliches anzunehmen schien. Auch den Arm bot er seiner Begleiterin, aber diesen nahm sie nicht an, wie der Peter ganz deutlich bemerkte, sondern sie hüpfte nur so nebenher, neben dem reichen Amerikaner nämlich, wie ein Rehlein neben einem lahmen Karrengaule.

Einige Minuten lang wußte der Peter nicht, was er daraus machen sollte, aber — was gieng ihn die ganze Geschichte an, dachte er? Was gieng ihn der reiche Dürrbein an und was die braunäugige Gazelle? So schüttelte er sich die Sache aus dem Kopfe, und Abends, als er sich mit den Andern pflichtlich bei dem Wirthe einstellte, zu dem Fäßchen Affenthaler nämlich, da hatte er jedenfalls allen und jeden Gedanken sowohl an das schöne Mädchen als auch an den reichen, jungen Greis aufgegeben; denn die Einzelnheiten, die ich bisher erzählt und später noch erzählen werde, die habe ich erst lange nachher erfahren.

---

Die badischen Landsleute saßen also am selbigen 16ten August kreutzfidel beisammen, lauter Freunde und Bekannte, wenn auch junge und alte gemischt. Aber — das Alter macht's nicht und auch die Jugend nicht immer. Die Lands-

mannſchaft macht's, daß man vergnügt iſt, wenn man ſich zuſammenfindet im fernen Lande. So ſaßen ſie denn bis faſt nach Mitternacht, denn Polizeiſtunde iſt keine in New-York, und es kann Einer nach Belieben die Nacht zum Tag oder den Tag zur Nacht machen. Ueberdieß in den heißen Sommermonaten iſt's ohnehin nicht viel mit dem Schlafen, weil die Nächte faſt ſo warm ſind, als die Tage. So ſind dann die Straßen um Mitternacht zwar nicht mehr ſo belebt, als bei Tage, wenn die Geſchäfte abgemacht werden, wo wenigſtens in der untern Stadt Fuhrwerk an Fuhrwerk, Mann an Mann ſich reiht; aber — Leben iſt noch genug vorhanden, beſonders an den mit Schnappskneipen beſetzten Ecken, wo die Tagdiebe ſich herumtreiben, die nicht ſelten ſich auch als Nachtdiebe bewähren. Heute war auch noch ein Extraleben in der untern Stadt, weil eine berühmte italieniſche Sängerin, ich weiß nicht, war's die Griſi oder eine andere „Sie," in Castle Garden ein Conzert gegeben hatte. Castle Garden nämlich, der große runde Thurm, der früher eine Art Baſtei bildete und jetzt als Landungsplatz für die Einwanderer dient, wurde damals als Conzert-Salon benützt, den die faſhionable Welt, d. h. die tonangebenden Reichen mit ihrer Gegenwart zu beehren nie verſäumten. So hatte ſich auch heute die ſchöne Welt New-Yorks in dem herrlichen Castle Garden verſammelt und eben, faſt um dieſelbe Viertelſtunde, wo die Badenſer ihr heiteres Gelage aufhoben, war auch das Conzert zu Ende. Hunderte von Equipagen fuhren wie raſend den Broadway hinauf, und Hunderte von Menſchen, elegante Herren und ſeideraufſchende Damen, die zu ſpät aus dem Saale herauskamen und deßhalb keine Drotſchken mehr vorfanden,

mußten ſich bequemen, den Weg in ihre Behauſungen in der obern Stadt zu Fuße zurückzulegen.

Der Peter hatte, wie alle ſeine Kameraden, ſo ein klein Bischen einen Hieb, denn der Wein war ſtark und — man kommt in Amerika nicht alle Tage zu einem reinen Affenthaler; ja nicht einmal alle Jahre. So beachtete er auf ſeinem Nachhauſeweg in die Diviſionſtreet, wo er bei ſeinem Boß wohnte, die Vorübergehenden und Eckenſteher wenig oder gar nicht, ſondern pfiff ſein Liedchen und ſchritt rüſtig fürbaß. Das ſah er aber wohl, als er ſich am Park von ſeinen Kameraden, die einen andern Weg zu gehen hatten, trennte, daß nur wenige fünfzig Schritte von ihm zwei Damen unter dem Schutze eines Herrn denſelben Weg einſchlugen, den er zu machen hatte. Er meinte ſogar, Eine der Damen an ihrem Gange zu erkennen, d. h. er meinte, ſie habe einige Aehnlichkeit mit dem ſchönen Mädchen, das ihn ſo auszeichnete und ſo oft beſuchte. In New-York ſieht man nämlich bei Nacht faſt ſo gut, wie bei Tage, weil Gasflamme an Gasflamme brennt, d. h. in den belebteren Straßen. Aber — was gieng ihn das Mädchen an? Und vollends, wenn ſie ſo reich war, daß ſie mit der vornehmen Welt Griſiconzerte beſuchte — denn die drei Perſonen kamen offenbar aus dem Conzerte in Castle Garden — was vollends konnte ihn dann das Mädchen angehen? „Darüber will ich mir nicht den Kopf zerbrechen,“ dachte er, die Chatamstreet hinabgehend. Die Drei vor ihm waren ſchon drunten und an der Ecke der Orangestreet angekommen. Das iſt nun eine Straßenecke, die Tag und Nacht von Loafern, d. i. Straßenlungerern und Taſchendieben belagert iſt. Hier iſt der Ausfluß des Geſindels, das [illegible] points, der

verrufenſten Gegend New-Yorks, wohnt, denn die five points liegen ſelbſt keine zweihundert Schritte von da zwiſchen Chatamstreet und Broadway. Wer da vorbeigeht, darf ſicher ſeyn, am hellen Tage mit einem Goddam oder einem Rippenſtoß beehrt zu werden, und bei Nacht thut er wohl daran, das Meſſer zur Vertheidigung in die Hand zu nehmen. Am beſten iſt's noch, mitten durch das Geſindel durchzugehen, denn dann ſehen die Burſche, daß man keine Angſt vor ihnen hat, und laſſen Einen unberührt. Der Herr aber, der die zwei Damen begleitete, ſchien nicht dieſer Anſicht zu ſeyn, oder beſaß er vielleicht ein Bischen zu wenig von dem, was man gewöhnlich Herz heißt, kurz, kaum war er des Dutzend's Loafer anſichtig, die da trippelnd und krakehlend ſtanden, als er rechts abbog und ſich mit den Damen über die Straße hinübermachte auf das jenſeitige Trottoir. Da kam er aber vom Regen in die Traufe; denn an der Ecke der Roſeveltſtraße, die zum mindeſten eben ſo verrufen iſt, als die Orangestreet, ſtanden nicht minder verdächtige Individuen. Die erhoben ein rohes Gelächter über die Furcht des Mannes und kommunizirten mit den Burſchen über der Straße drüben durch Pfiffe und Rufe. Wahrſcheinlich hielten ſie die zwei Frauenzimmer für Damen gewiſſer Klaſſe, für welche der Name Lorette noch zu gut iſt, und den Herrn für einen amerikaniſchen Feinſchmecker und Gourmand, der jedenfalls zum Abendeſſen was Anderes haben will, als zum Frühſtück, und ſich deßhalb mit dem Material zum Soupper und Breakfeaſt zugleich verſah. Würden die Loafer nicht von dieſer Anſicht ausgegangen ſeyn, ſo hätten ſie vielleicht doch mehr Rückſicht auf die Drei genommen; denn gegen „amerikaniſche“ Damen — Deutſche und Irländerinnen,

überhaupt Ausländerinnen haben bei weitem nicht denſelben Werth — iſt auch der unverſchämteſte Raufbold artig, ſo weit 's ihm möglich iſt. So aber, unter den obwaltenden Verhältniſſen, ſprangen ein Paar von denen drüben auf der andern Seite über die Straße, und die zwei Damen mit ihrem Begleiter waren in einem Nu umringt. Nun konnte der Letztere zeigen, weſſ' Geiſtes Kind er ſey; und — er zeigte es auch. Denn kaum ſah er die verdächtigen Bewegungen der Loafer, kaum ſah er ein Paar über die Straße herüber rennen, als er urplötzlich ſeine langen dürren Beine in Bewegung ſetzte und der Cityhall zu lief. So ſchnell ward ſeine Flucht ausgeführt, daß ſie ſogar den Loafern unbegreiflich war. Sie waren ſo überraſcht, daß ſie ihn durchließen, ohne ihm ein Leids anzuthun, vielleicht auch ohne ihm eines anthun zu können; denn er ſprang, als ob er darauf eingeübt wäre, ſchneller und behender, als ein Miethſoldat nach einer verlorenen Schlacht.

„Elender, erbärmlicher Feigling," dachte der Peter, als er dieſen Vorgang aus einer Entfernung von fünfzig Schritten etwa mit anſah. „Läßt der Kerl ſeine Damen im Stich, ohne auch nur den Verſuch zu machen, ſie zu vertheidigen! Da ſchimpfen die Herren Amerikaner immer über die armen Deutſchen und machen ſich über ſie luſtig; der armſeligſte deutſche Schneider aber würde ſich ſchämen, ſo zu handeln! Leider habe ich das Geſicht dieſes Schuftes nicht ſehen können, um ihn einmal ſpäter wieder zu erkennen und ihm den Dutchman zu zeigen."

Während er aber ſo dachte, war er nicht ſtehen geblieben, ſondern im Gegentheil, er [illegible]. als gälte es

ſein Leben. Denn die Spitzbuben von Straßenlungerern hielten ſich, da der „Herr" durchgegangen und von ihm Nichts zu erholen, wie auch Nichts zu befürchten war, an die zwei Frauenzimmer, und es dauerte nur einen Augenblick, ſo waren ihre Uhren und Börſen in den Händen der Diebe. „Watch! Watch!" ſchrie die eine der Frauen, ſo laut ſie konnte; aber ſie mochte nach den „Wächtern der öffentlichen Sicherheit" (das bedeutet Watch auf deutſch) rufen, ſo lange ſie wollte, die Polizei in New-York iſt faſt nie da, wo man ſie braucht, und — die Loafer und Diebe und Raufbolde ſtehen meiſt auf einem beſſern Fuße mit ihr, als der ehrliche Bürgersmann. Die Burſche können ſchmieren, und wenn man einen Dieb laufen läßt, trägt's mehr Geld ein, als wenn man ihn feſthält! So denkt ein ordentlicher New-Yorker Polizeidiener und läßt ſich daher ſelten oder nie ſehen, wo er gegen ſeine Kameraden, die Loafer, feindſelig auftreten müßte. Dieß wußten auch die Schufte da, welche zu Zwölf oder Vierzehn über ein paar wehrloſe Frauenzimmer herfielen; denn ſie waren nicht damit zufrieden, die zwei Damen beſtohlen zu haben, ſondern ſie ſchleppten ſie auch die Roſeveltſtraße hinab, oder verſuchten es wenigſtens zu thun, und welche Abſicht ſie dabei hatten, das läßt ſich ſchon zur Noth errathen.

Allein ſo weit ſollte es nicht kommen. Dafür war der Peter da. In weniger als einer Minute von Anfang des Auftritts an, hatte er die Spitzbuben erreicht, und nur Eines Schlages ſeiner gewichtigen Fauſt bedurfte es, ſo lag Einer derſelben auf dem Boden und muckste nicht mehr. Nunmehr wandten ſich aber die andern Alle zumal gegen ihn, und — einer ſolchen Uebermacht, ſollte man meinen, hätte er erliegen

müſſen. Man muß aber die New-Yorker Loafer kennen. Viel Geſchrei und wenig Wolle! Das ſprudelt über mit Schimpfworten und Flüchen, aber wenn's zum Treffen kömmt, ſo halten ſie nur Stand, wenn's ihrer Zehn oder Zwölfe ſind gegen Einen. So war's nun zwar auch hier, und ſogar ihre langen Meſſer hatten ſie gezogen, und giengen auf den Peter los, aber — ſie hätten's ſicherlich nicht gethan, hätten ſie die Bärenſtärke deſſelben auch nur geahndet.

„You goddam dutch Son of a bitch" (du verfluchter deutſcher Hurenbube) rief der Eine und ſtach mit dem Meſſer nach ihm. Das Meſſer traf auch, d. h. es ritzte dem Peter die Wange, aber im ſelbigen Augenblick, als der Loafer ſtieß, hatte ihn der Peter um den Leib gefaßt, hob ihn in die Höhe, wie einen Spazierſtock, und gebrauchte ihn nun als Kolben zum Dreinſchlagen. Und wie ſchlug er drein! Nun kam ihm Keiner mehr auf den Leib, denn ſein neumodiſcher Zuſchlag-Stecken hielt ſie Alle in einer Entfernung von drei Schritten. Aber damit war er nicht zufrieden, ſondern er gieng auf ſie los und ließ ſeinen Kolben auf ſie fallen, daß mit jedem Schlage einer umburzelte. Sie ſtanden aber Alle wieder auf und liefen davon, ſo ſchnell ſie ihre Füße trugen, und wie Keiner mehr da war zum Niederſchlagen, ſo ſtellte der Peter auch ſeinen Zuſchlag-Stecken auf den Boden, und der, ſo arg er auch durch die Hiebe, die mit ihm ausgetheilt worden waren, zugerichtet ſeyn mochte, fühlte nicht ſo bald den Boden unter ſeinen Füßen, ſo gab auch er Ferſengeld, ſo ſchnell er nur konnte. So war in wenigen Minuten das Terrain geſäubert, und Peter ſtand als Sieger auf dem Schlachtfelde.

Die zwei Frauenzimmer hätten inzwiſchen längſt davon

gehen können, und die eine derſelben ſchien auch nicht übel Luſt dazu gehabt zu haben. Denn ſobald ſie ſah, daß die Loafer mit dem Peter beſchäftigt waren, und ſich nichts mehr um ſie bekümmerten, zupfte ſie ihre Begleiterin am Rocke und meinte, ſie wollten ſich aus dem Staube machen. Die war aber nicht dazu zu bewegen; ſondern gerade umgekehrt, ſie ſah nicht ſo bald den Peter von ſeinen Feinden befreit, ſo flog ſie auf ihn zu, und ſchloß ihn in ihre Arme und küßte ihn als ihren Erretter. Es war aber dieſes Frauenzimmer in der That Niemand anders, als das ſchöne Mädchen, das alle Tage in Peters Shop Fleiſch holte, und es fuhr dem Peter ſiedend heiß durch die Glieder, wie das junge ſchöne Kind ihn ſo ungeniert herzte und drückte. Und — eine Lieb' iſt der andern werth, der Peter gab Kuß um Kuß zurück; denn die Sprache verſtand er ſchon, die iſt im Engliſchen und Deutſchen dieſelbe!

Plötzlich fühlte ſie das warme Blut, das an der Wange des geliebten Mannes herunterrieſelte, und ihn von ſich haltend, ſah ſie im Schein der Gaslaterne die Wunde. Herrgott, wie ſie da erſchrack! Aber in Ohnmacht fiel ſie doch nicht. So weit haben's die Amerikanerinnen noch nicht gebracht, daß ſie nach Belieben Vapeurs bekommen und umſinken, gleich Erſterbenden! Im Gegentheil, ſie wußte ſich ſchnell zu helfen, zerriß ihr geſticktes Taſchentuch und drückte es auf die Wunde. Dann ſprach ſie ein paar Worte zu ihrer Begleiterin und die beiden nahmen ihren Helden in die Mitte, und fort gieng's nun um die Ecke herum, zu einem Apotheker. Dem wurde geläutet, er mußte aufſtehen, die Wunde auswaſchen und verbinden, und — in zehn Minuten war Alles fertig. So etwas ſind die

Apotheker in New-York nämlich ſchon gewohnt, denn es paſſirt ihnen faſt alle Nächte, daß ſie aus derlei Gründen und Veranlaſſungen geſtört werden. Zum Glück war die Wunde Peters nicht gefährlich, ſondern nur eine ſtarke Ritze, die an einem Heftpflaſter ſchon genug hatte. Der Dame aber mußte es doch gefährlich genug vorkommen, oder war ſie ſonſt darüber ſo ergriffen, daß der Peter ſein Blut für ſie vergoſſen, oder kam die Liebe zum Peter ſo überwältigend über ſie, kurz ſie nahm ihn bei den Händen, ſtellte ſich hart vor ihn, ſah ihm tief in die Augen und ſprach ein paar ernſte, feierliche Worte dazu. Leider verſtand der Peter nicht, was ſie ſagte, denn er konnte in der Nacht auch nicht beſſer engliſch, als bei Tage. Er griff daher zu ſeinem gewöhnlichen Auskunftsmittel und antwortete mit „Yes, Yes.“ Sie gab ihm darauf noch einen Kuß und ſo endeten die Abenteuer dieſer Nacht. Denn der Peter hatte von da an nur noch wenige hundert Schritte bis zu ſeiner Wohnung und die zwei Frauenzimmer giengen den Eastbroadway hinunter, ohne ſeine weitere Begleitung anzunehmen. Der Eastbroadway iſt nämlich eine feine Straße und auch bei Nacht ſicher genug, und allem Anſchein nach waren die Damen da zu Hauſe.

---

Wir müſſen uns nun aber doch mit dem ſchönen Mädchen, das alle Tage in Peters Shop kam, etwas näher bekannt machen, ſonſt tappt der Leſer im blauen Nebel herum, und weiß nicht, was er mit der ganzen Geſchichte machen ſoll.

Das ſchöne Kind hieß Lucy und war zwar weder die Tochter eines Lords, noch eines Millionärs aus der fünften Avenue, aber doch war es die Tochter wohlhabender Eltern,

die früher das Bäckerhandwerk getrieben, sich jetzt aber vom Geschäft zurückgezogen hatten und von dem Ertrag ihrer Zinsen lebten. Die meisten Leute, die so viel und noch mehr erworben haben, als man braucht, um bequem davon zu existiren, nehmen einen gewissen Hochmuth an und tragen die Nase ein Bischen aristokratisch. Sie meinen damit das große Publikum glauben zu machen, daß sie sich stets nur in höheren Kreisen bewegt haben. Dieses war auch bei der Lucy Eltern der Fall, jedoch mehr noch bei ihrer Mutter, als ihrem Vater, der sich doch noch hie und da daran erinnerte, daß er einst ein Handwerker gewesen, und durch Backen und Mehlhandel sein Geld verdient habe. Die Tochter, als einziges Kind, wurde, wie sich von selbst versteht, als reiches Kind erzogen, d. h. sie wurde eigentlich weniger er-, als verzogen, und konnte den lieben, langen Tag thun und treiben, was ihr beliebte. Nunmehr war sie aber in dem Alter angekommen, wo man in Amerika heirathet, d. h. sie hatte ihr siebzehntes Jahr überschritten und — das achtzehnte ledig zu erreichen, wäre für die Mutter eine Demüthigung gewesen. Es wurde also allen Ernstes an's Heirathen gedacht und da die Tochter selbst keine Anstalt dazu machte, so nahm die Mutter die Sache in die Hand. Der Freier, den sie auslas, war zwar kein ganz junger Mensch mehr, aber er war um so reicher. Mit Einem Worte, es war der junge Greis, den wir in dem Metzgerladen bemerkt haben, und derselbe „muthige" Mann, der sich auf dem Heimwege vom Grisiconzert durch seine außerordentliche Schnellfüßigkeit auszeichnete. Dieser Mann also, der Dawson oder Davison hieß, war der erkieste Tochtermann der Cidevant-Bäckersleute und verstand sich gerne dazu, die beiderseitigen Vermögen durch

die Acquisition der Lucy in Eines zu verwandeln. Man räumte ihm daher, von der Eltern Seite aus, gewisse Vorrechte ein, die sich Lucy gefallen ließ, weil es ihr bis vor kurzer Zeit vollkommen gleichgültig war, ob sie einen dreißigjährigen Großhändler oder einen fünfzigjährigen Nichtsthuer heirathe. Liebesheirathen kommen natürlich in Amerika auch vor, doch unter reichen Leuten sehr selten. Unter diesen betrachtet man das Heirathen als eine Geschäftssache, welche dem Manne eine gewisse Summe Geldes zusichert (wenn nicht sogleich, doch später) und der Frau eine vollkommene Unabhängigkeit; denn mit der Hochzeit beginnt die Freiheit der Damen vornehmen Standes! So dachte auch Lucy, und ließ es sich daher gefallen, unter Begleitung des Dawson Theater und Conzerte zu besuchen und sogar hie und da die Kirche.

Die Hochzeit zwischen diesen Beiden ward daher sowohl von den Eltern Lucy's, wie von Dawson selbst und von allen Bekannten und Verwandten derselben als etwas Ausgemachtes betrachtet und nur der Hochzeittag war noch nicht bestimmt. In den letzten paar Wochen und besonders den letzten acht Tagen wollte es dagegen dem „Zukünftigen" bedünken, daß nicht Alles sey, wie es seyn solle. Es war ihm nicht klar, was für eine Veränderung mit Lucy vorgegangen war, daß aber eine vorgegangen sey, das fühlte er. Seit heute früh, wo er das Mädchen in dem Butschersladen traf, wußte er, was der Grund der Veränderung Lucy's war. Er ließ sich aber auf seinem glatten Gesichte Nichts ansehen, sondern beschloß nur im Stillen, der Affaire ein baldiges Ende zu machen; denn — die Lucy ließ er nicht mehr fahren, das war eine beschlossene Sache, und so einen grünen, deutschen Lümmel

ſo oder ſo (auf die Art und Weiſe, auf die Ehrlichkeit oder Unehrlichkeit der Mittel, die zum Zwecke führen, kommt's einem ächten Yankee nicht an) zu entfernen, dazu mußte doch Rath werden!

So ſtand's bei ihm, wie's aber bei ihr, der Lucy, ſtand, das erfahren wir am beſten, wenn wir die Unterredung der beiden Mädchen belauſchen, als ſie nach dem Ueberfall in der Chatamstreet und der feigen Flucht des Dawson endlich zu Hauſe ankamen. Die Freundin Lucy's war nämlich eine Anverwandte, die, weil elternlos, mit der Lucy erzogen wurde. Beide Mädchen hatten kein Geheimniß vor einander.

„Red' mir Nichts mehr ein, Mary," ſagte Lucy, als ſie ſich in ihrem beiderſeitigen Schlafzimmer befanden; „ich nehm' ihn nicht und wenn er zehn Millionen hätte. Stelle dir ihn nur vor, wie er davon ſprang! Denke dir ihn nur, wie er ſeine dürren Beine vor einander ſetzte, um ſo ſchnell als möglich aus dem Bereich der Schläge zu kommen! Und denke dir dann den Andern, wie er drauf- und drangieng, wie er kurzes Federleſen machte, Er allein gegen mehr als ein Dutzend! Red' mir Nichts mehr ein, nenn' mir den Namen des Feiglings nicht mehr; ich will Nichts mehr von ihm wiſſen."

„Ich ſag' ja gar nicht, daß du den Dawson heirathen ſollſt", entgegnete Mary, „du kannſt ihn ja verabſchieden, wie du willſt; haſt du ihm doch dein Jawort noch nicht förmlich gegeben! Ich ſelbſt verachte ihn, ſo arg, als du; aber, aber — den Andern kannſt du deßwegen doch nicht heirathen!"

„Und warum nicht?" frug Lucy raſch und entſchieden.

„Nun," meinte Mary, „du wirſt doch keinen Deutſchen nehmen? Du, eine Amerikanerin, einen eingewanderten Dutch-

man! Man würde ja mit Fingern auf dich zeigen und — wenn du dich auch darum Nichts bekümmertest, deine Eltern würden es in ihrem Leben nicht zugeben. Darum ist die Heirath eine Sache der Unmöglichkeit."

„So," erwiederte Lucy, „eine Sache der Unmöglichkeit? Weil er ein Deutscher ist, weil er nicht englisch versteht? Nein, das kann er noch nicht, aber mich beschützen kann er, und mich lieben kann er, und sprechen lernen will ich ihn schon, ist er erst einmal mein Mann. Zur Noth lerne ich auch noch deutsch von ihm. Freilich, wenn's auf meine Eltern ankäme, so müßte ich den Dawson nehmen und wenn er ein noch zehnmal größerer Tropf wäre, als er ist. Darum sollen auch meine Eltern gar Nichts davon wissen, daß ich heirathe und wen ich heirathe. Aber geheirathet wird und zwar morgen schon."

Dieß sagte Lucy in so entschiedenem Tone, daß man wohl sah, es sey ihr Ernst damit, und sie dulde keinen weiteren Widerspruch. Sie setzte nun auch der Freundin ihren ganzen Plan auseinander, und die beiden Mädchen besprachen sich wohl noch eine ganze Stunde lang. Oft und viel schüttelte Mary den Kopf und machte Einwendungen. Endlich aber mußte sie sich doch gefangen geben, denn Lucy war gewohnt, mit ihren Ansichten durchzudringen.

„So geht's," schloß endlich Lucy. „So muß es gehen, und bis morgen Mittag ist Alles im Reinen. Du hast's ja selbst mit angehört, wie er mir mit einem feierlichen „Ja" antwortete in dem Apothekerladen; darum kannst du mit gutem Gewissen schwören, daß er mir die Ehe versprach. Das war ja mein Grund, warum ich ihn dort [illegible] damit du mein

Zeuge seyn könntest! Sind wir erst Mann und Frau, dann mag der Dawson wüthen. Mein Mann schickt ihn mit einer langen Nase und, wenn er daran nicht genug hat, mit einem blauen Auge fort. Und was meine Eltern betrifft, so wissen die wohl, daß man geschehene Sachen nicht mehr ändern kann. In den Zeitungen wird man vielleicht ein Bischen auf meine Tollheit losziehen; allein auf eine andere Art bring' ich den Peter zu keinem schnellen Entschluß, und ein schneller, sehr schneller Entschluß ist nöthig, wenn nicht der Dawson mit seiner Verschlagenheit Alles zu Nichte machen soll. Also, morgen, wie wir's besprochen haben, und nun kein Wort mehr."

---

Den andern Morgen stand Peter Huth wie gewöhnlich in seinem Laden, und gieng seinen Geschäften nach. Er hatte sich frisch und rein angezogen, weil seine Toilette von gestern durch das Handgemenge doch etwas gelitten hatte. Im Uebrigen war er so wohl auf, wie immer, und nur seine Wange mit dem Pflaster drauf brannte ihn ein wenig. Hie und da lachte er still vor sich hin, wenn er des Attentats von der Nacht zuvor gedachte, und hie und da erröthete er dunkler, wenn er sich der Küsse erinnerte, die ihm gegeben worden und die er wieder gegeben hatte.

„Ob sie wohl heute kommen wird?" fragte er sich im Stillen. „Wie wird sie sich gegen mich benehmen? Was sie wohl mit ihrer feierlichen Ansprache an mich meinte in dem Apothekersladen? Ich muß nun doch daran denken, englisch zu lernen, sonst komme ich noch in Ungelegenheiten; jedenfalls aber muß ich heute noch erfahren, wie sie heißt und wo sie

wohnt, denn 's ist ja eine Mordschande, eine Art Schatz haben und nicht einmal wissen, wer er ist."

So räsonnirte er vor sich hin und lugte alle Augenblicke auf die Straße, ob sie noch nicht komme, trotzdem daß er wußte, daß ihre Zeit noch nicht sey. Er sollte aber bitter getäuscht werden! Denn nicht sie kam, aber — andere Leute kamen, die nie willkommen sind, Polizeileute nämlich.

Es war nämlich kaum neun Uhr vorbei, so traten ein paar Polizeidiener in den Laden und fragten nach dem Peter Huth.

„Der bin ich," sagte Peter.

„So seyd Ihr unser Gefangener," erwiederten die Polizeidiener.

„Oho," meinte Peter auf Deutsch, „da muß ich doch auch dabei seyn," und besah sich die paar Bursche, ob er nicht kurzes Federlesen mit ihnen machen und sie zur Thüre hinaus werfen solle. Er hatte nämlich ganz gut verstanden, daß sie ihn gefangen nehmen wollten, aber in einen weitern Discurs sich mit ihnen einzulassen, dazu fehlte ihm die Kenntniß der Sprache. Wie er nun die Mannen des Gesetzes von oben bis unten besah und eben daran dachte, was es wohl für einen Klang geben müßte, wenn er ihre Köpfe ein Bischen zusammenschlüge, sprach ihn der eine der Polizeidiener in Deutsch an. Es sind nämlich unter der Polizeimannschaft New-Yorks, die etwa zwölfhundert Köpfe stark ist, vielleicht ein, vielleicht auch zwei Dutzend Deutsche angestellt. Freilich kein Verhältniß zu der deutschen Bevölkerung der Stadt, die wohl gut den fünften Theil der Gesammtbevölkerung ausmacht, aber doch eine Wohlthat für die, welche sich eines Vergehens schuldig machen und nichts

als deutſch ſprechen! Wenn's nur andere Individuen wären, dieſe Polizeidiener und beſonders dieſe deutſchen Polizeidiener New-Yorks! Aber ſie ſind meiſt der tiefſten Hefe entnommen, den Straßenlungerern (Loafern) und Raufbolden (Rowdies) der großen „Empire-City.“

„Ich ſeh' dir's an, was du im Sinn haſt, Landsmann,“ ſagte der deutſche Polizeidiener, „aber nimm dich in Acht.“ — Und bei dieſen Worten zeigte er auf ſeinen Knüttel. Die New-Yorker Polizei trägt nämlich keinen Säbel, oder ſonſtiges großes Meſſer, ſondern einen derben kurzen Prügel von Hickoryholz, dem härteſten in der ganzen Welt. Dieſer Prügel iſt mit einem ſtarken Riemen an die Hand befeſtigt und — Ein Schlag mit dieſer Waffe wirkt mehr, als ſechs Säbelhiebe, die doch nur flach und manchmal auch gar nicht treffen, denn der Säbel geht oft und viel nicht los! Insgeheim tragen die Polizeidiener New-Yorks auch noch Revolver, d. h. ſechs- oder achtläufige Piſtolen, die ſie natürlich immer anwenden, wenn ihnen nur die geringſte Gefahr droht.

Der Peter meinte lachend, das kleine Prügelchen würde ihn nicht ſchrecken, und was das anbelange, daß ſie zu Zweien ſeyen, ſo hoffe er doch leicht mit ihnen fertig zu werden. „Aber,“ ſetzte er hinzu, „wenn Ihr ein Recht habt, mich zu verhaften, ſo bin ich weit entfernt, mich zu widerſetzen. Ich glaub's jedoch nicht, daß Ihr ein Recht habt; denn ich habe keinem Menſchen etwas zu Leide gethan, und bin mir keines Unrechtes bewußt!“

Die Polizeidiener belehrten ihn aber bald eines Beſſern, denn ſie zogen einen Verhaftsbefehl aus der Taſche und d Deutſche überſetzte ihm denſelben. Als Grund der Verhaft

diente eine Anklage wegen Schlägerei und Angriffs, eventuell wegen Mordverſuchs.

Der Peter war ganz ſprachlos vor Erſtaunen. „Was?“ rief er, „ich bin des Angriffs und der Schlägerei angeklagt? Ich ſoll einen Mordverſuch begangen haben? Und ich habe doch blos ein paar Frauenzimmern, die von Loafern angepackt wurden, aus der Patſche geholfen! Das muß ein Irrthum ſeyn! So ſchlecht kann's doch in New-York nicht zugehen, daß man Einen eines Vergehens bezüchtigt, deſſen Andere ſich ſchuldig gemacht! Ich könnte klagen, denn auf mich giengen ſie mit den Meſſern los, und ich hatte nichts, als meine paar Fäuſte.“

„Schon gut,“ meinte die Polizei. „Das Alles könnt Ihr vor Gericht ausſagen.“ „Und recht gut iſt's, wenn Ihr es auch beweiſen könnt,“ flüſterte der Deutſche ihm zu; denn 's iſt Zuchthausarbeit, wenn Ihr den Gegenbeweis nicht liefert.“

Dem Peter wurde es nun doch nicht ganz wohl bei der Sache, denn er hatte ſchon viel davon gehört und geleſen, daß es in New-York oft ganz ſonderbar mit der Gerechtigkeitspflege gehalten werde, beſonders gegen Ausländer und Eingewanderte. Er widerſetzte ſich daher der Verhaftung nicht länger, ſondern zog ſeinen Rock an, ſetzte den Hut auf und machte ſich fertig, die Geſetzesvollſtrecker zu begleiten.

„Es wird gut ſeyn,“ meinte der Deutſche, „wenn Ihr etwas Geld mitnehmt, denn wenn die Vorunterſuchung ſchlecht für Euch ausfällt, ſo müßt Ihr brummen, bis die Sache vor die Geſchwornen gelangt, und im Gefängniß iſt Geld noch von größerem Nutzen, als in der Freiheit.“

„Aber die Vorunterſuchung kann ja gar nicht ſchlecht

für mich ausfallen," erwiederte Peter, „ich bin ja so unschuldig, wie ein Kind in Mutterleibe." — Doch dachte er, „besser ist besser" und steckte sein Geld zu sich.

Nun übergab der Peter den Laden dem zweiten Burschen und entfernte sich mit den Polizeidienern, um zwischen ihnen als ein gemeiner Verbrecher auf die Polizeicourt geführt zu werden.

Wie immer trieb sich da eine Menge Menschen herum, theils als Angeklagte, theils als Zeugen, theils als Neugierige. Kaum stand der Peter unter Bewachung der beiden Polizeioffizianten im Saale, so drängte sich ein Mensch an ihn, der sich ihm als „deutschen Advokaten" ankündigte. Es war ein langer Bursche mit halbverfaulten, schwarzen Zähnen, mit einem ungeheuren Gesichtsvorsprung, der ganz roth angelaufen war, und mit vollständigen Triefaugen, die aber durch eine Brille verdeckt waren. Der deutsche Advokat trug dem Gefangenen natürlich seine Dienste an und begehrte, weil's ein Landsmann sey, nur die Kleinigkeit von zehn Thalern, als Vorschuß. Was wollte Peter machen? Er konnte sich ja nicht selbst verantworten, weil er der englischen Sprache nicht mächtig war! So gab er also das Geld und dachte, nun doch Jemanden zu haben, der sich seiner annehmen werde.

„Habt Ihr einen Bürgen?" fragte der Advokat. „Wir wollens jedenfalls so weit bringen, daß Ihr unter Bürgschaft entlassen werdet und nicht in's Gefängniß müßt."

Da gedachte der Peter natürlich seines Landsmanns, des Weinhändlers, bei dem er gestern gewesen, und der deutsche Polizeidiener übernahm es, gegen die Belohnung von drei Thalern, zu demselben zu gehen und ihn von dem Stand der

Sache zu unterrichten. Er gieng auch wirklich zu ihm, was mich heute noch Wunder nimmt, denn unter hundert Mal ſchieben dieſe Herrn das Geld neunundneunzig Mal in die Taſche, ohne nur einen Schritt vor die Thüre hinaus zu thun. Aber freilich weil's ein Weinwirth war, ſo konnte man ein Uebriges thun, ſchon des Schoppens halber, den man umſonſt bekam! — Der Weinhändler, ein ehrlicher und vermöglicher Mann zugleich, der ſchon lange genuz in New-York war, um zu wiſſen, wie's da zugeht, machte ſich natürlich ſogleich auf den Weg und kam gerade noch recht, ehe der Fall zur Verhandlung kam.

Richtig, es war ſo! Peter Huth war der Schlägerei, des Angriffs und des Mordverſuchs angeklagt! Sein Ankläger war ein Burſche von etlichen und zwanzig Jahren, der mit verbundenem Kopfe und den linken Arm in einer Schlinge im Gerichtszimmer ſtand. Die Zeugen trugen ebenfalls Spuren von ſchweren Mißhandlungen, zogen es aber doch vor, lieber als Zeugen zu fungiren, denn als Ankläger. Es war dieß nämlich dieſelbe Sippſchaft, welche der Peter ſo hübſch die Nacht zuvor bearbeitet und in die Flucht geſchlagen hatte. Natürlich veranlaßte der Weinhändler ſeinen jungen Freund vor Allem, ihm den ganzen Hergang klar und deutlich und beſonders der Wahrheit gemäß zu erzählen. Dieß that er denn auch, und man mußte ſich nun doch über die Frechheit wundern, mit welcher die Schufte aufzutreten wagten! Hundert mal kann man es in Amerika erleben, daß ein Verbrecher den Styl umdreht, und Denjenigen verdächtig macht, an dem er das Vergehen begangen hatte! Aber die das thun können, ſind ſonſt immer Leute von Einfluß und, was die Hauptſache iſt, von Geld

geweſen. Daß aber Loafer und Diebe, die ein ehrlicher Mann in der Ausübung ihres Handwerks geſtört, und nebenbei ein Bischen durchgebläut hatte, daß die klagweiſe auftreten ſollten, wo ſie doch froh ſeyn durften, wenn man ſie paſſirt ließ, — das war etwas Unerhörtes! Und wie fanden die Burſche nur aus, daß es der Peter Huth war, der ſie durchgebläut hatte? Wie zum Kuckuk erfuhren ſie ſeinen Namen und Wohnort? Das gieng über alle Begriffe!

Endlich begann das Verhör, und der Kläger ſetzte den Fall gut genug auseinander. „Er ſey ruhig und friedlich auf dem Seitenweg an der Ecke der Chatam- und Roſeveltſtraße geſtanden und habe mit ſeinen Kameraden geplaudert. Sie ſeyen vorher im Theater geweſen und hätten ſich da noch über das Stück unterhalten. Plötzlich, ohne daß Einer von ihnen an etwas gedacht hätte, ſey der „Deutſche," der hier als Angeklagter ſtehe, wie raſend herangeſprungen, habe ihn zuerſt mit irgend einer Waffe niedergeſchlagen, habe ihn dann genommen und wie einen Balançirſtock gehandhabt und auf ſeine Begleiter mit ihm eingeſchlagen. Einen Grund könne er ſich lediglich nicht denken; denn er habe den Deutſchen vorher in ſeinem Leben nie geſehen und ihm auch durchaus keine Veranlaſſung gegeben. Es könne alſo nichts Anderes geweſen ſeyn, als Raufluſt mit der Abſicht, ihn zu plündern und am Ende todt zu ſchlagen. Zum Glück ſey ein Herr des Wegs gekommen und, wie er dieſen erblickt, ſey der „Raubmörder" entflohen, der Herr aber habe ihn aufgehoben und ihn zu einem Doktor geführt, und es ihm dadurch möglich gemacht, hier zu erſcheinen. Sonſt wäre er wahrſcheinlich auf der Straße elendiglich verkommen."

So erzählte der Schuft von einem Loafer und das Publikum war offenbar von seinem Vortrag ungemein ergötzt, besonders wie er an den Punkt kam, daß ihn der Deutsche wahrscheinlich habe berauben wollen. Wußte doch ein großer Theil der Zuhörer, daß er, der Kläger, nichts anders sey, als ein Dieb und Vagabund! Auch der Richter schien dieß zu wissen, denn er machte ein ziemlich ungläubiges Gesicht zu der Geschichte. Wie jedoch der „Herr," der den barmherzigen Samariter machte, sich zeigte, veränderte sich der Gesichtsausdruck des Richters ziemlich. Dieser Herr war nämlich kein Anderer, als der reiche Dawson, von dem oben die Rede gewesen, der „Zukünftige der Lucy."

Nun kam die Reihe des Erzählens an den Peter und hier begann die Funktion des deutschen Advokaten. Dieser machte nämlich den Dollmetscher und so waren die zehn Thaler doch nicht ganz hinausgeworfen. Peter Huth erzählte also seine Sache gerade, wie's gekommen war. Er that nichts dazu und nichts davon, nur den Schluß, die Kuß-Scene bei dem Apotheker, erlaubte er sich, zu verschweigen. Wie er jedoch fertig war, schüttelte der Richter gar ungläubig mit dem Kopfe und man konnte gleich merken, daß es etwas „überzwerch," wie man bei uns zu Hause sagt, stand.

Der Landsmann Peters überlegte sich daher die Sache in der Geschwindigkeit und sandte schnell zu dem Boß des Letzteren, indem er ihm mit ein paar Worten anzeigte, wie die Sachen stehen und ob es ihm nicht möglich wäre, das Frauenzimmer, das so und so aussehe und immer bei ihm zu dieser und dieser Stunde Fleisch gekauft habe, ausfindig zu machen und vor Gericht zu bringen. Leider wußte der

Peter den Namen des Fräuleins nicht, ſonſt wäre die Sache leicht geweſen. Eben ſo wenig wußte er den Namen des Apothekers, bei dem er verbunden worden war; allein dieß zu erfahren, war keine ſo große Schwierigkeit, denn es gab damals in dieſer nächſten Nachbarſchaft nur vier oder fünf Apotheker und um ein Fünfthalerſtück lief ein Polizeidiener zu einem ganzen Dutzend herum, um den richtigen herauszufinden und vor Gericht zu citiren! — Das Alles that der Weinhändler ganz in der Stille, ohne Jemanden ein Wort davon zu ſagen; denn er ſah ſchon, es gieng zu böſen Häuſern, wenn der Peter keine Zeugen hatte.

Inzwiſchen ging die Verhandlung ruhig ihren Gang fort. Die Zeugen des Loafers wurden aufgerufen, und wie ſich von ſelbſt verſteht, als Zeugen beeidigt. Die ſagten dann Jeder ſeine Lection her; denn eine Lection war's offenbar, ſo gleichmäßig und übereinſtimmend, wie am Schnürchen, war die Ausſage! Da hätte ein guter Advokat von Nutzen ſeyn können, denn mit ein paar Querfragen wäre vielleicht der Eine oder der Andere arg in Verlegenheit gebracht worden; allein ſo ein deutſcher Winkeladvokat an den amerikaniſchen Polizeigerichten iſt zu nichts nütze, als die Leute um ihr Geld zu prellen oder höchſtens den Dollmetſcher zu machen. — Zuletzt kam die Reihe an den reichen Dawſon. Der nun erklärte, über den Anfang des Attentats nichts ſagen zu können, aber das Ende habe er mit angeſehen, und beſonders auch geſehen, daß der Angeklagte den Kläger auf's brutalſte mißhandelt und am Ende wie ein Stück Holz weggeworfen habe. „Dieß habe ihn empört," ſchloß er ſeine Ausſage, „und ohne zu wiſſen, wer der Mißhandelte ſey, nur aus Mitgefühl mit dem Opfer der Bruta'

tät, sey er herbeigesprungen und hätte den Angeklagten sicherlich gezüchtigt, wenn dieser nicht das Hasenpanier ergriffen hätte. So sey ihm Nichts übrig geblieben, als dem Verwundeten beizustehen. Doch habe er den Angeklagten ganz deutlich erkannt, weil er ihn früher oftmals in dem Butschershop seines Boß gesehen, und habe deßhalb auch keinen Anstand genommen, dem Mißhandelten, der nun hier als Kläger auftrete, seinen Angreifer zu bezeichnen und zu benennen und es so möglich zu machen, denselben vor Gericht zu ziehen." — „Mag der Kläger auch," so sagte er zu guter Letzt, „durch seine frühere Laufbahn nicht den besten Ruf sich bewahrt haben; hier ist er blos der Mißhandelte! Und von wem ist er mißhandelt? Von einem deutschen Raufbold, einem Fremden, wie deren jährlich Tausende unser gesegnetes Vaterland überschwemmen, weil sie in ihrer Heimath zum Zuchthause reif waren. Sollen wir uns das ruhig gefallen lassen? Nein, das Gesetz wird unsern amerikanischen Mitbruder zu schützen wissen!"

Lauter Beifall ertönte, als der angesehene Mann endete, und der Richter hatte Mühe, die nöthige Ruhe wieder herzustellen. Ein Unpartheiischer aber hätte sicherlich gefühlt, daß dieser reiche Amerikaner einen ganz besondern Grund haben mußte, warum er den armen Peter verfolgte. Nur war es schwer, sich diesen Grund zu erklären!

Der Richter wandte sich nun an Peter Huth.

„Kennt Ihr die zwei Frauenzimmer, zu deren Schutz Ihr gegen den Kläger eingeschritten seyn wollt?"

Peter erklärte, daß er nur Eine davon kenne, daß er aber weder Namen noch Wohnort zu benennen wisse.

„Kennt Ihr wenigstens den Apothe[illegible] in Beglei-

tung der Damen gewesen und verbunden worden seyn wollt."

Auch hier mußte Peter seine Unwissenheit eingestehen.

„So werdet Ihr doch den Mann zu nennen wissen, der die Damen begleitete und nach Eurer Aussage feige im Stiche ließ," meinte der Richter zum Schlusse.

Aber — Peter hatte sein Gesicht nicht gesehen und konnte ihn also auch nicht näher bezeichnen. Das war dem Richter denn doch auffallend und er schien deßhalb geneigt, den Fall als einen „evidenten" zu behandeln, und den Beklagten ohne weitere Procedur in's Zuchtpolizeihaus zu schicken. Doch hier legte sich der reiche Weinhändler in's Mittel und verlangte einen Aufschub des Urtheilspruchs auf eine halbe Stunde, bis es ihm gelungen seyn werde, einige Zeugen herbeizuschaffen. —

Diese Einmischung war dem Dawson offenbar unbequem. Doch ließ er sich Nichts merken, sondern kam, als der Richter die halbe Stunde bewilligt hatte, ganz freundlich auf den Freund Peter's zu und versicherte ihm, er meine es durchaus nicht böse mit seinem Schützling, aber ein Beispiel müsse doch statuirt werden, sonst sey ja kein Mensch mehr seines Lebens auf offener Straße sicher! Der deutsche Advokat kam nun auch dazu und so gab ein Wort das andere, d. h. die Drei stritten sich über den Fall herum, wobei der Weinhändler natürlich fest auf seiner Behauptung blieb, daß die Veranlassung des Attentats keine andere gewesen seyn könne, als die von Peter behauptete. Denn er kannte diesen und wußte, daß der ihn nicht belog und wenn es sein Leben gekostet hätte! Die Minuten aber flogen dahin, und es kam kein Boß und kein Frauenzimmer und kein Apotheker. Da machte der deutsche Advokat, der inzwischen immer zwischen dem Kläger und dem Dawson und den Andern hin-

und hergegangen war und sich viel zu schaffen gemacht hatte (wie es schien im Auftrage des Dawson), den Vermittlungsvorschlag, der Peter solle sich „des Angriffs ohne Absicht zu verletzen," für schuldig erklären, dann sey die Strafe nur sechs Monate Gefängniß. Das leuchtete dem reichen Amerikaner so sehr ein, daß er nicht blos erklärte, in diesem Sinne mit dem Richter sprechen zu wollen, sondern es auch über sich nahm, des Klägers Beistimmung zu erhalten, und wenn er sie mit Geld erkaufen müßte.

Dem mußte verteufelt viel daran gelegen seyn, den Peter im Gefängniß zu haben; denn ein Amerikaner und Geld hergeben in einer Sache, die ihn eigentlich von Haut und Haar nichts anging! Das ging über alle Begriffe, und der Weinhändler hätte seinen kleinen Finger drum gegeben, um zu erfahren, was für Beweggründe der Dawson habe, um so aufzutreten. Inzwischen war die vom Richter bestimmte Zeit bereits verstrichen, und Peter's Freund war schon halb und halb geneigt, dem Vorschlage des deutschen Advokaten beizutreten, wenn nur der Peter hiezu seine Zustimmung gegeben hätte! Der aber behauptete steif und fest: er sey unschuldig und es müsse ihm Gerechtigkeit werden. Umsonst sagte man ihm, wenn er eine Verhandlung vor den Geschwornen fordere, so könne er am Ende statt der sechs Monate fast eben so viele Jahre erhalten; er blieb dabei, sich nicht für schuldig erklären zu wollen. Es kam aber nicht zu einer Verhandlung vor den Geschwornen und auch zu keinen sechs Monaten Gefängniß, und überhaupt zu keiner Schuldigerklärung, denn urplötzlich ging die Thüre auf und wer trat ein? Niemand anders, als der Boß des Peter in Begleitung von zwei Frauenzimm[illegible] sich alsbald als

die nöthigen Zeuginnen kund gaben. Das war ein freudiger Anblick für die Deutſchen, ein um ſo unangenehmerer für den Kläger und ſeine Zeugen.

Dem Boß ſah man es an, daß er gerade aus dem Krankenbette erſtanden ſey, denn er ging gebückt und leidend. Aber er war ein Ehrenmann durch und durch und hätte es ſich nicht nehmen laſſen, für ſeinen Burſchen und deſſen Trefflichkeit des Charakters und Benehmens ſelbſt Zeugniß abzulegen. Auch zu aller und jeder Bürgſchaft war er bereit, wenn ſolche erforderlich wäre. In der Sache ſelbſt aber konnte er natürlich keine Ausſagen machen. Um ſo vorzüglichere machten jedoch ſeine Begleiterinnen.

Die Lucy und die Mary waren feſtlich gekleidet, als ginge es auf die Hochzeit, ſtatt auf den Zeugenſtand. Beſonders die Lucy; denn ſie trug nicht nur ein weißes Seidenkleid, ſondern auch eine künſtliche Roſe im Haar, wie es die Hochzeiterinnen in New-York im Brauch haben. Ihre Finger glitzerten von Goldringen und um den Hals trug ſie ein Geſchmeide, das wohl ſeine paar hundert Thaler werth war. Allen mußte dieſer Anzug auffallen, weil in New-York Frauenzimmer ſonſt im Gerichtsſaale ganz einfach angethan erſcheinen, auch die Vornehmſten, und nicht mit einem Schmucke prangen, der nur für Feſtlichkeiten paßt. Wenn's aber auch damals auffiel, ſo iſt's doch nachher Vielen klar geworden, warum die Lucy ſich ſo geputzt hatte.

Wenn in Deutſchland ein Mädchen von gebildetem Stande einmal genöthigt iſt, vor Gericht zu erſcheinen, ſo iſt das ein „Zieren" und „Sichſträuben," wie wenn's zum Sterben ginge. Es iſt eine Geniertheit und Beklommenheit, als würde eine

große Unschicklichkeit begangen. In Amerika ist das ganz anders. Die Mädchen wissen da, daß sie gerade ebenso gut von ihrem Thun und Treiben Rechenschaft abzulegen haben, als die Männer, und ihr Auftreten vor Gericht ist daher nicht minder frei und sicher, als das ihrer Brüder und Gatten. Lucy und Mary machten natürlich auch keine Ausnahme, sie legten frischweg den Zeugeneid ab und machten dann ihre Aussagen so klar und bündig, daß man — Publikum, Richter, Kläger und Beklagter — bald wußte, woran man war. Besonders gravirend hob Lucy die Feigheit ihres Begleiters hervor, der, ohne auch nur einen Arm für sie aufzuheben, durchgegangen war, um sein theures Haupt zu retten, unbekümmert darum, was aus seinen Schützlingen werde! Und mit noch größerem Nachdrucke verweilte sie bei dem Heldenmuth und der Tapferkeit ihres Erretters, der es allein und unbewaffnet mit einer ganzen Bande von Strauchdieben aufnahm, welche alle ihre Dolche führten! Wort für Wort bestätigte sie Alles, was Peter Huth angegeben hatte, nur mit dem Unterschiede, daß dieser gar Manches gar nicht prämirt hatte, aus Bescheidenheit vielleicht oder auch vielleicht deßwegen, weil seine Handlungsweise in der Natur seines unerschrockenen Charakters lag und ihm selbst als gar nichts Besonderes vorkam. Lucy aber schien so begeistert für sein mannhaftes Auftreten, daß sie auch den kleinsten Punkt nicht vergaß!

Aufmerksam lauschte Alles ihrer Erzählung. Als sie fertig war, fragte sie der Richter nach dem Namen ihres feigen Begleiters, den sie bisher verschwiegen hatte.

„Ich sah ihn bei meinem Eintritt in diesen Gerichtssaal," erwiederte sie, „und ich wunderte mich, warum er nicht schon vor mir die Unschuld des Angeklagten [illegible] hat. Doch

ist es möglich, daß er auf seiner schnellen Flucht gar nicht bemerkte, daß wir nur überhaupt Beistand erhielten. Es ist Herr Dawson."

Unser Erstaunen, wie das Erstaunen des ganzen Publikums war grenzenlos. Dieser Mann, der gewissermaßen der Hauptzeuge gegen Peter war, obwohl er klugerweise (natürlich, um dem Wortlaute nach keinen Meineid zu begehen) erklärte, den Beginn und den Grund des Attentats nicht angeben zu können, weil er ihn nicht gesehen habe; dieser Mann, der durch seine mannhaft klingende Rede den Beifall der ganzen Zuhörerschaft errungen hatte, dieser Mann war der Feigling, der die armen Mädchen ihrem Schicksal überließ, um sich selbst zu salviren? — Aller Augen richteten sich nach ihm und in den meisten las man tiefen Unwillen, tiefe Verachtung. Aber — der Platz, den er noch vor wenigen Minuten eingenommen hatte, stand leer. Er hatte sich, während Alles den Worten der Zeugin lauschte, leise wie ein Dieb in der Nacht davongeschlichen. Auch die andern falschen Zeugen machten jetzt Miene, auf und davon zu gehen, und besonders dem Kläger sah man es an, daß er sich lieber hundert Meilen weit entfernt befunden hätte, als hier. Allein der Richter gab strenge Befehle, die Burschen alle sicher zu halten. Und so konnte keiner mehr entwischen.

Nachdem nun noch die Freundin und Begleiterin der Lucy ihr Zeugniß ganz übereinstimmend mit dem obigen abgelegt hatte, kam noch zum Ueberfluß der Apotheker herbei, der die kleine Ritzwunde des Peter verbunden hatte und natürlich alsobald die Wahrheit dessen bestätigte, was Peter in dieser Beziehung ausgesagt hatte. Der Richter nahm also keinen Anstand

mehr, den Gefangenen ehrenvoll zu entlaſſen. Zu gleicher Zeit aber verhängte er auch über die Strauchdiebe die ihnen gebührende Strafe.

Die Kerle machten ganz klägliche Geſichter. „Ach, Euer Ehren“ (ſo redet man in Amerika die Richter an), ſagte der Kläger, „ich hätte ganz ſicher nicht geklagt, wenn ich dazu nicht aufgemuntert worden wäre. Es war ja blos ein kleiner Spaß, den ich mit dem Dutchmann vorhatte!“ Dabei ſuchten ſeine Augen Einen, der das Gerichtszimmer ſchon lange verlaſſen hatte, gleichſam um Schutz bei dieſem zu finden. Aber der Richter ließ ſich nicht irre machen.

„Ich könnte Euch wegen Meineids inquiriren und Ihr verdientet Alle ſammt und ſonders das Staatsgefängniß auf fünf Jahre,“ entſchied er, „allein Ihr ſeyd doch noch weniger in der Schuld, als der, der Euch zu dem Schurkenſtreich ermunterte, und der leider vor der Verfolgung ſicher iſt, weil er ſich hütete, gegen den Wortlaut des Geſetzes ſich zu verfehlen. So will ich Euch blos die Strafe dictiren, die Ihr wegen Angriff von Frauenzimmern, wegen thätlichen Angriffs und Diebſtahls verdient. Und ſomit ſchicke ich Jeden von Euch auf ein Jahr in's Zuchtpolizeihaus.“ — Dabei blieb es.

Der Boß und der Weinhändler und die andern anweſenden Deutſchen ſchüttelten nun Alle dem Peter die Hand und gratulirten ihm nicht nur zu dem glücklichen Ausgang dieſes Prozeſſes, der ihn um ein Kleines in's Gefängniß gebracht hätte, ſondern auch zu ſeinem tapfern und loyalen Benehmen in der geſtrigen Nacht. Beſonders ſein Boß war hocherfreut, denn der Naturamerikaner, der nicht durch das entnervende Leben unter den faſhionablen Kreiſen und durch die Gemeinheit der

ſtabilen Sucht, auf jedwede Art und Weiſe Geld zu machen, verdorben iſt, hat eine innerlich gebotene Hinneigung zu allem Noblen und Tapferen. Sie machten nun Anſtalt, das Gerichtszimmer zu verlaſſen, aber wie ſie ſich umſchauten, um den zwei Zeuginnen ihr Compliment zu machen, waren dieſe auf und davon und ſpurlos verſchwunden. Das war dem Peter doch ganz widerwärtig, denn er ſah wohl ein, wie viel Dank er den Damen ſchuldig ſey. Doch zu Dankſagungen hatte er ja auch ſpäter noch Zeit und Gelegenheit! So giengen ſie denn; aber kaum ſtanden ſie vor der Thüre draußen, ſo kam ein Conſtabler oder Gerichtsdiener und legte ſeine Hand auf des Peter Schulter und verhaftete ihn von Neuem.

„Goddam!“ fuhr der Boß auf, „das iſt ja zum Toll werden! Das muß ein förmliches Complott gegen den armen Burſchen ſeyn!“

Er bot nun eine ziemlich hohe Bürgſchaft, wenn man ihm den Peter nur wenigſtens für heute ließe. Morgen wollte er perſönlich mit ihm vor Gericht erſcheinen. „Zweimal in Einem Tage verhaftet zu werden, ſey doch zu viel.“

Der Conſtabler wollte aber unter keiner Bedingung darauf eingehen. „Das Vergehen, deſſen Peter Huth angeklagt ſey, dulde keine Bürgſchaft; denn es ſey eine Klage wegen „Bruch eines Eheverſprechens“ und in einem ſolchen Falle ſey keine Bürgſchaft zuläſſig.“

Das war leider nur zu wahr, wie Jeder aus Erfahrung wiſſen konnte, der mit den New-Yorker Geſetzen nur Etwas bekannt war! Denn in New-York ſind ſolche Klagen ganz gang und gebe. Da darf Einer nur längere Zeit näheren Umgang mit einem Frauenzimmer gehabt haben, und dann

Miene machen, ſie zu verlaſſen, flugs iſt die Eheverſprechensbruchklage da und dann heißt's: heirathen oder in's Gefängniß. Es iſt durchaus nicht nothwendig, daß ein ſchriftliches Eheverſprechen vorliege oder ein Verſprechen unter Einwilligung der Eltern, das mündliche Wort gilt gerade ſo viel, wenn die Ehe-Liebhaberin ſchwört, daß das Verſprechen geleiſtet worden ſey. Sie braucht dann blos noch Zeugen, daß der Beklagte mit der Klägerin auf eine Art umgegangen ſey, daß man habe vermuthen können, er werde ſie heirathen. Das genügt ſchon. Hat ſie aber gar einen Zeugen, der ſchwört, er habe das Heirathsverſprechen mit angehört, dann iſt ohnehin alle Einrede des Beklagten vergeblich und es heißt dann einfach: ſogleich auf der Stelle heirathen oder auf zwei bis fünf Jahre in's Gefängniß! Der Einwilligung der Eltern aber bedarf es ganz und gar nicht, wenn der Burſche über achtzehn und das Mädchen über vierzehn Jahre zählt. Manche Ehe iſt auf dieſe Art ſchon geſchloſſen worden, denn die armen Verklagten ziehen es meiſt vor, lieber ihre Hand „zum ewigen Bunde" zu reichen, als in die Gefangenenzelle zu wandern. Ja ſogar, was auch nicht ſelten der Fall iſt, wenn die Klägerin falſch ſchwur oder falſche Zeugen brachte, — die Ehe wird doch geſchloſſen! Wer will denn beweiſen, daß die Klägerin und die Zeugen falſch ſchwuren? Manchmal kann man ſich mit Geld losmachen, und hie und da iſt eine ſolche Klage auch nur auf den Geldbeutel berechnet; aber in den meiſten Fällen iſt es den Damen darum zu thun, unter die Haube zu kommen, und es wird dann keine Abfindungsſumme angenommen, es müßte denn dieſe ſo groß ſeyn, daß man leicht einen Andern

damit bekommen kann! Uebrigens muß ich hier zur Ehre der Deutſchen geſtehen, daß die Deutſchen Mädchen ſelten, ſehr ſelten zu dieſem Eheunterkunftsmittel greifen. Sie überlaſſen dieſe Ehre den Irländerinnen und Amerikanerinnen, die auch reichlich davon Gebrauch machen, wie man alle Tage in den Zeitungen leſen kann.

Das war alſo ein böſer Handel. Zwar ſchwur der Peter Stein und Bein zuſammen, daß er gar keinen Umgang mit irgend einem Frauenzimmer habe, daß von ihm nie und nimmer ein Eheverſprechen abgegeben worden ſey, und daß alſo die ganze Anklage auf Lug und Trug beruhe. Aber, was half Alles dieß? Die Klage war einmal da und ohne Zweifel hatte ſie Niemand unternommen, der nicht auch das nöthige Zeugniß beibrachte, um derſelben Nachdruck zu geben. Ob nun das Zeugniß falſch oder ächt war, das machte im Reſultat keinen Unterſchied, wenn man nicht etwa zufälligerweiſe im Stande war, die Falſchheit darthun zu können!

„Es iſt ſicher eine Klage, die auf des reichen Dawſon Machination hin angezettelt wurde," meinte der Weinhändler. „Der hatte ja auch offenbar die Loafer beſtochen, gegen den Peter aufzutreten; ſo wird er auch irgend ein ſchlechtes Weibsſtück aufgebracht haben, die einen falſchen Eid zu ſchwören bereit iſt."

„Möglich," ſagte der Boß, „und wenn's ſo iſt, ſo dürfen wir uns gratuliren, denn dann können wir vielleicht beweiſen, daß das Weibsſtück eine liederliche Dirne iſt, und in dem Falle wird ſie ab- und zur Ruh' verwieſen. Jedenfalls iſt der Peter ein ſo braver Burſche, daß wir ihm durch Dick und Dünn beiſtehen müſſen."

So machten sie sich demnach Alle auf den Weg nach der Centrecourt, wo dieser Fall zur Verhandlung kommen sollte.

Das Gerichtszimmer war ganz gespickt voller Leute, denn das Publikum ist immer ein großer Liebhaber von Skandalgeschichten und auf dieser Court kommen deren immer mehr als genug vor. Natürlich aber sind alle Verhandlungen der Gerichtshöfe öffentlich.

Der Richter war noch nicht da, als sie eintraten. Auch von der Klägerin konnte man Nichts sehen und hören. Vielleicht war sie von ihrem Vorhaben abgestanden; denn, wenn sie es nicht weiter verfolgen wollte, so brauchte sie blos nicht zu erscheinen, und dann war die Sache von selbst aus. Sie täuschten sich aber; denn als jetzt der Richter erschien und seinen Catheder eingenommen hatte, war der erste Fall, den der Gerichtsschreiber ausrief:

„Lucy Meyers gegen Peter Huth, wegen Bruch eines gegebenen Eheversprechens."

Der Boß und der Weinhändler — sie konnten Nichts thun, als einander ansehen! Lucy, die Tochter des reichen Meyers, die Zeugin von heute Morgen, die schöne Lucy, die Hunderte für Einen zum Gatten haben konnte, — die war Klägerin gegen den Peter Huth! Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, da mußte eine Namensverwechslung stattgefunden haben! Aber — es war keine Verwechslung vorgegangen, sie hatten recht gehört. Denn kaum waren die Namen verlesen, so traten Lucy und Mary in den Saal — sie hatten seither, wohl aus Gefälligkeit des Richters, die Erlaubniß gehabt, in einem Seitenzimmer zu warten, — und stellten sich vor den Gerichtsstand.

„Lucy Meyers gegen Peter Huth, wegen Bruchs eines gegebenen Eheversprechens.“ So lautete die Klage und ehe die Freunde Peters nur ein Wort sprechen konnten, ja fast ehe sie nur Zeit hatten, über das Unerwartete dieses Falles etwas zu denken, war schon Alles im besten Gang. Die Klägerin war zwar todtenblaß, offenbar vor Aufregung und vielleicht auch aus Scham oder vielmehr Aerger über die vielen dreisten Blicke, die auf sie gerichtet waren und die sie zwar nicht sah — sie sah nicht rechts und nicht links — aber fühlte; dennoch kam sie keinen Augenblick außer Fassung; im Gegentheil sie beantwortete die Fragen des Richters fest und bestimmt dahin, „daß der Beklagte schon seit längerer Zeit ihr den Hof mache und sie mit Liebeserklärungen, zwar nicht in Worten, doch in Blicken und Gebärden, überhäufe, daß er endlich gestern Nacht in Gegenwart der hier anwesenden Mary ihr förmlich auf heute Morgen die Ehe versprochen habe, daß er jedoch keine Anstalt dazu mache und sie deßhalb dieses Mittel ergreife, um ihn gerichtlich dazu zu zwingen.“

„Nun,“ platzte der Boß heraus, „nun, ist das ein Glückspilz! Hat man je so was erlebt? Das schönste Mädchen New-Yorks, ein Mädchen, das seine fünfzigtausend Thaler werth ist, ein Mädchen, dem ich zehn Söhne zu Männern gäbe, wenn ich zehn hätte, ein solches Mädchen holt sich einen grünen Deutschen zum Manne und holt ihn sich im Gerichtshof! Bursche, wenn Du dich weigerst, so erdroßle ich dich mit meinen eigenen Händen!“

Der Richter hatte Mühe, die Ordnung aufrecht zu erhalten, so groß war die Aufregung über diesen unerhörten Fall; denn so viel auch schon ähnliche Klagen vorgekommen waren, so

doch gewiß noch keine oder doch nur wenige unter solchen Umständen! Sollte der Bursche in der That und Wahrheit sich weigern, dieses Mädchen zu heirathen? Sollte es da eines Zwangs bedürfen, wo Tausende vor Neid bersteten, weil sie eines solchen Glücks nicht theilhaftig werden konnten?

Mit dem Peter Huth mußte man einestheils Bedauern haben, denn er sah ganz verdutzt darein, besonders da er den ganzen Vorgang wegen seiner Unkenntniß des Englischen mehr errathen mußte, als er ihn verstand, anderntheils konnte man blos staunen über die Ueberfülle von Glück, im materiellen Sinn wenigstens, die da auf einmal über ihn hereinbrach. Der Weinhändler erklärte ihm nun im Auftrag des Richters, um was es sich handle.

„Aber," sagte er, „so wahr Gott lebt, ich weiß von einem Heirathsversprechen Nichts."

„Narr, der du bist," erwiederte sein Freund und Berather; „du hast's eben nicht verstanden, wie sie mit dir sprach, und wahrscheinlich immer mit Yes geantwortet. Aber Heirathsversprechen hin, Heirathsversprechen her, wenn du da nicht zugreifst, sondern lieber in's Gefängniß wandelst, so wärest du werth, auf Zeitlebens in's Narrenhaus gesperrt zu werden!"

In's Gefängniß wanderte er nun nicht und ebenso wenig in's Narrenhaus, wohl aber in's Ehejoch. „Wenn's Ernst ist und kein Firlefanz," meinte er, „so hätt' sie keinen Gerichtshof gebraucht, um mich zu bekommen. Könnte ich doch nur englisch! Das wird eine vertrackte Ehe geben."

Er gab ihr also die Hand und sie ihm die ihrige und jetzt, meint wohl der Leser, sey die Sache im Gerichtshofe zu Ende gewesen. In Deutschland sicherlich, denn da wäre man

nun zum Pfarrer gegangen und hätte das erſte Aufgebot beſtellt. In Amerika ſind aber die Sitten und Gebräuche gar ſehr verſchieden von den unſrigen. Die Zuſchauer wußten auch ſchon, was kommen würde; darum entfernte ſich auch Niemand, ſondern Alles wartete ganz ſtill, und man hätte können eine Maus laufen hören, ſo aufmerkſam war Alles.

Der Richter nahm alſo eine Bibel, wie deren immer in den Gerichtsſälen parat liegen, ließ die Beiden, den Peter und die Lucy, das Buch küſſen, ſprach ein paar einleitende Worte und erklärte ſie, als ſie Beide auf ſeine Anſprache, ob ſie einander wollten, mit Ja geantwortet hatten, für Mann und Frau. Die ganze Ceremonie, mit ſammt dem „Yes“ ſagen, dauerte keine drei Minuten. Drauf ſchrieb er ſein Certificat, daß der Peter Huth mit Lucy Meyers heute von ihm geſetzlich getraut worden ſeye, rechnete einen Thaler dafür an, und entließ die Partheien.

Arm in Arm verließen, unter dem donnernden Hurrah des Auditoriums, die Neuvermählten den Saal und die Andern ſteuerten pflicht-ſchuldigſt hinten drein. Die Lucy aber hatte für Alles geſorgt, denn unten ſtand ſchon ein Gefährt, das ſie Alle aufnahm, um ſie in das Haus ihrer Eltern zu führen, die nun erſt erfuhren, daß ihr einziges Kind ſich verheirathet und zwar an einen ihnen wildfremden Menſchen verheirathet habe. — So geht's in Amerika!

---

Das kann man ſich denken, daß den andern Tag die Zeitungen ganze Spalten lange Artikel über das Ereigniß brachten. Eine ganze Woche ſprach man von nichts Anderem als nur vom Peter und der Lucy. Sogar Gedichte in Knüttel-

verſen wurden über die Hiſtorie gemacht und auf den Straßen feilgeboten, und nur als etwa vierzehn Tage d'rauf eine Millionärs-Tochter mit ihres Vaters irländiſchem Kutſcher ſich heimlich vermählte und der gekränkte Vater eine Klage einreichte wegen Verführung, aber abgewieſen wurde, weil die Tochter erklärte, es ſey ihr freier Wille geweſen, den Kutſcher zu nehmen, da vergaß man die Hochzeit der Lucy, um vier Wochen ſpäter auch nicht mehr an die Affaire der Millionärs-Tochter zu denken, einfach weil inzwiſchen eine neue Skandal-Geſchichte die alte verdrängt hatte.

Länger brauchten die Eltern der Lucy, bis ſie ſich mit dem Gedanken vertraut machten, daß ihre Tochter ſich an einen armen Schlucker, an einen eingewanderten Deutſchen weggeworfen habe. Zwar thaten Peters Freunde, der Boß und der Weinhändler, alles Mögliche, um den Peter herauszuſtreichen, und — das heldenmüthige Benehmen deſſelben, ſowie ſeine Perſönlichkeit ſprachen von ſelbſt für ihn, aber — ein Dutchman und der Skandal! Das wollte ihnen lange nicht hinunter. — Fragte man die Lucy, warum ſie die Sache nicht auf eine andere Art in's Werk geſetzt habe, ſo erwiederte ſie ganz einfach, daß keine andere Art möglich geweſen ſey. „Sollte ich warten," fragte ſie, den Styl umdrehend, „bis der Peter ſo viel engliſch verſtand, um mir einen Liebesantrag zu machen? Dann hätte ich können eine alte Jungfer werden. Und glaubt Ihr wohl, meine Eltern hätten je auf friedlichem Wege ihre Einwilligung gegeben? Nur mit Gewalt konnte ich's erzwingen, denn das wußte ich wohl, daß ſie ihr einzig Kind nachher deßwegen doch nicht verſtoßen würden. Der Dawson aber, was glaubt Ihr wohl, was der für Machinationen

erſonnen hätte, um den Peter zu entfernen? Seht Ihr denn das nicht ſchon aus der Art und Weiſe, wie er die Loafers-geſchichte zu benützen verſtand, um meinen Schatz aus dem Weg zu räumen? Dem wäre kein Mittel zu ſchlecht und kein Weg zu niederträchtig geweſen, um mich und den Peter zu trennen. Darum mußte ich ſo handeln, wie ich handelte! Und wenn ſie auch acht Tage lang uns in den Blättern herumziehen, ſo hat das wenig auf ſich. Es geht andern Leuten auch ſo."

So raiſonnirte die Lucy.

Nach Jahr und Tag hatte der Vater Lucy's ſeinem Schwiegerſohne ein eigenes Metzgergeſchäft eingerichtet und derſelbe iſt jetzt ein recht angeſehener Market butcher. Seinem Vermögen nach könnte er Holesale butcher ſeyn, aber er zieht ſeinen ſchönen Stand auf dem Waſhingtonmarkt vor. Frau Lucy iſt immer noch ſchön und in ihren Mann verliebt. Wie er engliſch, ſo hat ſie deutſch gelernt, und ihre Kinder ſprechen auch beide Sprachen, obgleich ſie, wie alle in Amerika Geborne, das Engliſche vorziehen. Ihre Ehe iſt ſo glücklich, als eine Ehe zwiſchen einem Deutſchen und einer Amerikanerin überhaupt ſeyn kann; denn ein Bischen Gegenſatz bleibt immer zwiſchen ſolchen Eheleuten, weil die deutſchen und amerikaniſchen Sitten und Lebensanſichten ſich nie und nimmer vereinigen laſſen.

Der Dawson verſuchte es im Anfang, die jungen Eheleute auf alle Arten, öffentlich und heimlich zu verläſtern, um ſich an der Lucy zu rächen; aber als ihm der Peter einmal auf's Zimmer ſtieg und ihm freundſchaftlich bedeutete, falls er noch einmal auf ſolche Art handle, ſo werde er ihm alle Rippen im Leibe zerbrechen, — ſeither iſt er mäuschenſtill und geht dem Peter ſchon auf hundert Schritte Entfernung aus dem Wege.

# IV.

## Zwei Weiber und falſch Geld.

Einer der ſchönſten Flüſſe Amerika's iſt der Hudſon und nicht mit Unrecht nennt man ihn den amerikaniſchen Rhein. Sein bald ſchmäleres, bald breiteres Thal iſt links und rechts mit Hügeln umgürtet, von denen entweder grüne, ſchattige Wälder, oder liebliche, weiße Landhäuſer in die Tiefe hinabſehen. Die ganze Gegend iſt ungemein fruchtbar und auch beinahe vollſtändig angebaut, ſo daß nur noch wenige Sumpfſtrecken oder ſteinigte unfruchtbare Felder ſtörend auf das Auge einwirken. Freilich fehlen die Ruinen alter Bergſchlöſſer und beſonders die grünen Weinberge, vielleicht auch die fröhlichen, luſtigen Menſchen, um den Beſchauer vollſtändig in die alte Heimath zurück zu verſetzen.

Hart am Hudſon und doch nicht weit von der Stadt New-York hatte ſich ein deutſcher Gärtner angeſiedelt. Er war ſchon vor vielen Jahren in's Land gekommen, damals wo New-York nur noch eine kleinere Stadt war und ſich nicht weit über die Houſtonſtreet ausdehnte. Um jene Zeit konnte man die Ländereien auf der Manhattaninſel, auf der New-York ſteht, noch wohlfeil bekommen, und je weiter entfernt vom Mittelpunkte der Stadt, deſto wohlfeiler. Jetzt freilich iſt die ganze Manhattaninſel in die Stadt New-York umgewandelt,

und wenn auch, wie natürlich, noch bei weitem nicht gänzlich bebaut, doch zu Bauplätzen und Straßen ausgelegt. So fängt denn jetzt von der Houstonstreet eine Reihe parallel laufender Straßen an, die ſämmtlich von einem Fluß zum andern (vom Nordriver oder Hudſon zum Eastriver oder Sundausfluß) gehen. Es ſind deren nicht weniger als zweihundert und ſiebenundzwanzig! Und alle dieſe zweihundert und ſiebenundzwanzig Straßen ſind im rechten Winkel von großen breiten Alleen (Avenues) durchſchnitten, deren man vierzehn zählt, und welche oft zwei bis drei Stunden lang ſind, je nachdem die Inſel breit iſt. Auf dieſem großen Gebiete können einmal, wenn Alles angebaut iſt, drei bis vier Millionen Menſchen hauſen. Für jetzt aber iſt's noch lange nicht einmal eine Million, und es giebt alſo noch viele lange Strecken, die entweder gänzlich unbebaut ſind, und öde und leer daliegen, oder die von Gärtnern und Farmern benützt und kultivirt werden. Für dieſe hat natürlich die Nähe von New-York einen großen Werth, weil ſie da ihre Frühgewächſe und beſonders ihre Blumen und Bouquete um einen theuren Preis abſetzen können. Zudem ſteigt ihr Eigenthum von Jahr zu Jahr im Werth, ohne daß ſie viel dazu thun müſſen; denn je mehr New-York Einwohner bekommt, je weiter die Stadt ſich ausdehnt, um ſo theurer werden die Grundſtücke bezahlt, weil ſie ja alle nach und nach als Bauplätze benützt werden. Doch über die fünfzigſte Straße hinaus findet man bis jetzt noch wenig Häuſer, die paar Punkte Yorkville und Manhattanville ausgenommen, wo ſich um ein paar Farmen und Straßenwirthshäuſer herum eine größere Menge von Anſiedlern ſammelte, ſo daß dieſe beiden Punkte nun förmliche Dörfer bilden.

Der Punkt, wo ſich der deutſche Gärtner angeſiedelt hatte, lag an der achtzigſten Straße. Damals, wo er den Grund und Boden kaufte, war weit und breit noch kein Haus zu ſehen; nur eine Viertelſtunde weiter oben, Harlem zu, ſtand eine vereinzelte Schenke an der Blumingdaleroad. Jetzt ſieht man zwar hie und da zerſtreut liegende Häuſer, aber es ſind entweder Landhäuſer der Reichen, die hier ihren Sommerſitz nehmen, oder Gärtnerwohnungen und Pachtungen. Einſam genug iſt alſo die Gegend immer noch. Iſt ſie aber auch einſam, ſo iſt ſie dagegen nur um ſo ſchöner.

Der Hudſon bildet hier einen kleinen Einſchnitt, eine Art Bucht, von der das Land terraſſenförmig in einem Halbzirkel aufſteigt. Auf der Höhe ſtand die Wohnung und ſteht ohne Zweifel noch. Es war ein niederes Gebäude, nur von einem Stock und einem Dachboden, aber freundlich und niedlich genug nahm es ſich aus; denn die Sommerſeite war gänzlich unter wilden Reben, die ſich am Hauſe hinaufrankten, verborgen, und von den Fenſtern hatte man eine prachtvolle Ausſicht auf das ganze Thal, den majeſtätiſchen, hier wohl eine halbe Stunde breiten Strom ſowohl, als auf die Berge auf der Jerſeyſeite drüben, auf Bergenhill und Unionhill, ſowie auf das freundliche Sommerſtädtchen Hobocken. — Das Grundſtück, welches mit dem Gebäude verbunden war, mochte kaum ein paar Acker groß ſeyn, allein die paar Acker waren Ein Garten, und nicht blos ein Garten, ſondern nebenbei eine Orangerie, ein großes Gewächshaus. Man lebte unter lauter Blumen, und mitten im Winter ſogar meinte man ſich in den Frühling verſetzt, wenn man in dieſen Räumlichkeiten ſich ergieng.

Gutbrod hieß der Mann, der ſich hier niedergelaſſen

und dieſes ganze Territorium durch ſeiner Hände Fleiß in das verwandelt hatte, was es jetzt war. Die ganze Anlage zeigte, daß er deutſche Sitte und Gewohnheit liebte, denn die Orangerie ſowohl, als das Gewächshaus, wie auch der übrige Garten waren nach alter deutſcher Art eingerichtet und hergerichtet. Und es war auch ein biederer, alter Deutſcher, der Vater Gutbrod, wie ihn ſeine Kunden und ſeine freilich entfernt genug wohnenden Nachbarn nannten! Den ganzen Tag, von Morgens früh bis Abends nach Sonnenuntergang, lag er ſeiner Gärtnerei ob und pflegte ſeine Blumen. Darum hatte er auch das ganze Beſitzthum frei und ohne Schulden, und ſogar noch ein gut Stück Geld auf der Bank. Doch ſo ſehr auch Vater Gutbrod ſeine Blumen liebte und pflegte, ſo beſaß er doch noch eine andere Blume, die ihm weit theurer und höher ſtand, als die ganze Orangerie mit dem Gewächshaus zuſammen. Das war ſein liebliches Töchterlein, Roſa, das einzige Kind, das ihm von Vieren geblieben war. Auch die Mutter war längſt geſtorben. Und ſo lebten Er und die Roſa allein auf der Gärtnerei und nur Ein Geſelle ward gehalten, um ſie in ihren vielen Mühen und Geſchäften zu unterſtützen.

„Was man ſelbſt thut, iſt doppelt gut gethan," pflegte er zu ſagen. Darum hielt er auch ſein junges Töchterchen gar fleißig zur Arbeit an und beſonders lag ihr der Dienſt ob, den Verkauf der Blumen und Gewächſe zu leiten, wofür er einen eigenen Stand auf dem Fultonmarkte in New-York gemiethet hatte. Mit ſeinen Geſellen war er ſelten ſehr zufrieden. „Die geben ſich für Gärtner aus und ſind doch keine," meinte er oft und beklagte es, daß unter den Einwanderern ſo ſelten ein ordentlicher, ſolider und geſchickter Burſche zu

finden sey. „Sie schicken uns eben das Lumpengesindel herüber," setzte er dann meist hinzu, „und meinen, das sey gut genug für Amerika." — Doch mit dem Gesellen, den er wirklich hatte, war es anders. Das war ein Bursche, der sein Geschäft verstand! Und nicht blos ein geschickter Bursche, sondern auch ein wackerer und solider war er dazu. Und ein hübscher Bursche war's obendrein, wie alle Mädchen behaupteten, ob er gleich sich mit keiner abgab, und darum auch Mancher zu ernst erscheinen mochte. Doppelt unangenehm war es daher dem Vater Gutbrod, daß ihn dieser junge Mann verlassen wollte, um sich selbst zu etabliren; denn nicht blos konnte er sich denken, daß er einen gleich fleißigen und thätigen Gesellen nur schwer bekommen werde, sondern er hatte auch mit diesem Gehülfen einen besonderen Plan vorgehabt, der ihm jetzt durch diese Trennung vereitelt wurde.

Es war an einem Sommerabend des Jahrs 1851. Vater Gutbrod hatte eben seine letzte Tagesarbeit vollendet und Rosa deckte den Tisch, den sie in's Freie vor das Haus gestellt hatte, zum Abendbrod. Man konnte nicht leicht etwas Anmuthigeres sehen, als das junge, kaum zwanzigjährige Mädchen, wie es flink und nett sich bewegte, und Butter und Käse und Brod und kalt Fleisch neben dem Ciderkruge auf dem Tisch aufstellte. Es war ein schlankes, feines Kind, mit einem Auge, so rein wie das Tischtuch, auf dem sie die Speisen ordnete. Der Vater betrachtete sie, wie er sich in seinen rohrgeflochtenen Lehnstuhl am Tische niedergelassen hatte, lange mit wohlgefälligem Blick, und doch schien es, als mischte sich etwas Wehmuth darein; denn es kam ihm so vor, als ob seine liebliche Tochter seit einiger Zeit nicht mehr so fröhlich und lustig drein schaue, als

früher; er meinte, ihre Stimme, die ſonſt den ganzen Tag durch's Haus getrillert hatte, jetzt weniger häufig zu vernehmen, und ſogar ihre Wangen ſchienen ihm nicht mehr ſo blühend, denn vor wenigen Wochen.

„Wo nur der Ludwig ſo lange bleibt," ſagte er endlich, „es iſt doch bald acht Uhr und er verſprach, gleich nach ſieben Uhr zurück zu ſeyn."

„Ei, Vater," erwiederte Roſa, „es iſt weit zum Mount Morris, und das Landhaus des Herrn O'Neill ſoll ja noch eine halbe Stunde weiter oben liegen. Auch wird er wohl länger, als er glaubte, aufgehalten worden ſeyn, bis die Pachtbedingungen alle im Reinen waren."

„Ja," ſeufzte jetzt der Vater; „ich wollte, die Pachtbedingungen wären nie in's Reine gekommen! Ich hatte mir Alles ſo ſchön gedacht und hoffte, der Ludwig würde uns nimmer verlaſſen und nun muß es ſo kommen!"

„Still, Vater!" ſagte die Tochter, und erröthete bis an die Stirne hinauf. „Still, ſagt nichts mehr von der Art. Der Ludwig konnte nicht anders handeln, als er gehandelt hat, und wir wollen ihm alles Glück und allen Segen wünſchen, den er gewißlich verdient."

Thränen traten ihr in die Augen und ſie mußte den Kopf abwenden, um dieſelben vor dem Vater zu verbergen. Aber der ſah ſie wohl und wußte auch, wie es um das Herz ſeiner Tochter ſtand. Darum ſtand er auf und gieng eine Zeit lang auf und ab, um ſeiner Gemüthsbewegung Herr zu werden.

„Als Mann von Wort hat er nicht anders handeln können," ſprach er endlich, mehr für ſich hin, als zu ſeiner Tochter.

„Das iſt ſicher, aber —, doch wir wollen ſehen, wenn ſie ankommt, was es für eine Sorte Weibsſtück iſt. Nach den Briefen, die ich von ihr geleſen habe, glaube ich kaum, daß ſie für Ludwig paßt. Ich wollte, es wäre anders gekommen, denn nie und nimmer finde ich Einen, der mir als Sohn lieber geweſen wäre, als er. Und ſie, Gott tröſte ſie; ſie hält ihn wie ihren Augapfel und wird nimmer einem Andern angehören."

Er ſah ſich nach ſeiner Tochter um, der offenbar die letzten Worte gegolten hatten. Dieſe ſtand auf einem erhöhten Rondell neben dem Hauſe, von dem man eine bequeme Ausſicht auf den ſchmalen Weg hatte, der nach wenigen Minuten in die Blumenthalſtraße einmündete.

„Da ſieht ſie ſich ſchon wieder nach ihm um und weiß doch, daß er ihr nicht angehören kann," murmelte der Alte. „Ich wollte, ich wäre ein paar Monate älter und bin doch wahrhaftig ſchon alt genug."

Inzwiſchen hatte die junge Roſa nicht vergeblich geſpäht, denn nach wenigen Minuten beugte ein rüſtiger Fußgänger in den Pfad ein, der von der Straße ab nach Vater Gutbrod's Beſitzthum führte. Es war ein junger Mann von achtundzwanzig oder dreißig Jahren, von kräftigem, geſundem Ausſehen, mit einem ausdrucksvollen, angenehmen Geſichte, das jedoch ernſter drein ſah, als man von ſeinem Alter hätte erwarten ſollen. Als Roſa ſeiner anſichtig wurde, machte ſie eine Bewegung, als wollte ſie ihm entgegenſpringen; allein ſie bezwang ſich augenſcheinlich und blieb ruhig ſtehen, bis er ihr nahe genug war, um ihr ſeine Hand entgegenzuſtrecken.

„Gott grüß dich, Roſa," ſagte der junge Mann, ihre Hand freundlich ſchüttelnd; „Ihr habt wohl auf mich warten müſſen?"

Auch der Alte kam jetzt herbei. „Alles im Reinen, Ludwig?“ fragte er, „oder iſt Nichts aus dem Handel geworden?“

„Alles im Reinen, Vater Gutbrod,“ erwiederte der junge Mann, „und die Bedingungen ſind nicht ungünſtig. Wenn ich will, ſo kann ich das Anweſen gleich morgen beziehen, denn die Pächterswohnnng ſteht leer und die Gartenſtücke bedürfen der Wartung gar ſehr, da ſie in den paar Wochen, ſeit das Landgut in andere Hände übergieng, keine pflegende Hand gefühlt haben.“

„Und wie gefiel dir der Gutsherr, Ludwig?“ fragte Vater Gutbrod weiter. „Was für eine Sorte von einem Mann iſt er? Dem Namen nach muß es ein Irländer ſeyn.“

„Das iſt er auch,“ antwortete Ludwig. „Und der erſte Eindruck, den er auf mich machte, war nicht der beſte. Noch weniger gefiel mir ſein Sohn, ein rothhaariger, finſterer Mann, der wohl vom Leben ſchon viel verkoſtet hat. Doch der erſte Anſchein trügt oft und ſie haben mir, wie geſagt, ganz günſtige Bedingungen gemacht, ſo daß ich in wenigen Jahren hoffen kann, das Pachtgütchen als Eigenthum zu beſitzen, wenn mir der Himmel günſtig iſt.“

Sie ſetzten ſich nun zum Abendbrode und blieben, auch nachdem dieß beendigt war, noch eine gute Weile ſitzen. Manche Frage that noch der alte Gutbrod; doch ſtockte das Geſpräch oft und viel, gleichſam als ob irgend Etwas wäre, das ſie Alle gleichmäßig drückte. Beſonders ſtill und ſchweigſam war Roſa, und ſah faſt immer nur nach der ſcheidenden Sonne, die über dem Hudſon drüben hinter den Jerſeybergen glühend roth untergieng. Schon war es ſpät geworden, und faſt über die Zeit, wo Landleute, die Morgens mit dem Tagesanbruch

an die Arbeit zu gehen gewohnt ſind, ihr Lager zu ſuchen pflegen; da kam noch ein Wägelchen daher gefahren, welches offenbar einen kleinen Umweg von der Landſtraße machte, um noch auf Vater Gutbrod's Gärtnerei anzuhalten.

„Es iſt der Expreßmann von Hundsbridge," ſagte Roſa und wurde todtesblaß. — „Er wird dir Nachricht bringen, Ludwig, ob das Schiff Humboldt endlich eingelaufen iſt."

So war es auch. Ludwig erwartete nämlich ſeine Braut und Schwiegermutter von Deutſchland, welche, wie ihm geſchrieben worden war, ſchon vor acht Wochen auf dem Schiffe Humboldt von Havre abgegangen waren. Er hatte es daher einem Wirthe in New-York in Commiſſion gegeben, ihn gleich davon zu benachrichtigen, wenn die Nachricht käme, daß der Humboldt in den Hafen einlaufe. Man weiß es nämlich in New-York ſchon einen halben, wenn nicht einen ganzen Tag zum Voraus, wann ein Schiff ankömmt, weil von Sandyhook, dem Leuchtthurm am Eingange zur Bay von New-York, Telegraphendrähte bis in die Telegraphenbureaus in der Stadt laufen. Die telegraphiſche Nachricht braucht natürlich nur ein paar Secunden, die Schiffe aber noch zwölf Stunden und länger, weil es von Sandyhook noch über vierzig Meilen bis an die Docks iſt und weil der Aufenthalt an der Quarantaine vor Statenisland auch einige Zeit hinwegnimmt. Der Wirth meldete ihm nun, daß der Humboldt im äußern Hafen angekommen ſey, und bis den andern Morgen ohne Zweifel an ſeinem Dock anlanden werde.

„Macht nur, daß Ihr bald in die Stadt kommt morgen früh," ſagte der Expreßmann, als er ſeine Botſchaft ausgerichtet hatte und ſich nun anſchickte, weiter nach Hundsbridge, ſeinem Beſtimmungsort, zu fahren. „Die Mädchen," ſetzte er mit einem

etwas rohen Spaße hinzu, „die die weite Reise von Deutschland herübermachen, um den Schatz aufzusuchen, sind begierig, dem Liebsten um den Hals zu fallen. Sonst kapert sie Euch am Ende noch ein Anderer weg.“

Auf diese Nachricht hatten sie Alle schon seit einiger Zeit gewartet, und doch schien sie ihnen noch unerwartet zu kommen; denn als der Bote schon längst weiter gefahren war, saßen sie immer noch still und schweigend.

„Es ist doch gut,“ sagte endlich Ludwig, „daß ich den Pachtvertrag heute abgeschlossen habe, sonst hätte ich am Ende nicht gewußt, wo aus und wo ein.“

„Nicht gewußt, wo aus und wo ein?“ erwiederte Vater Gutbrod vorwurfsvoll. „Hast du nicht eine Heimath bei uns? Bist du nicht nun fast vier Jahre bei uns, und nicht wie ein Knecht oder Gehülfe, sondern mehr wie ein Sohn und Bruder?“

„Da habt Ihr recht, Vater Gutbrod,“ entgegnete Ludwig, „und so Gott will, will ich mich stets so halten, daß Ihr immer Eure Freude an mir erleben sollt. Nie werde ich vergessen, wie Ihr gegen mich gewesen seyd, diese ganze Zeit über, und nie kann ich's Euch vergelten, Euch so wenig als der Rosa. Aber die Mutter, die meine künftige Frau mit herübergebracht, paßt nicht für Euer friedlich Haus und darum ist es gut, daß ich gleich eine Unterkunft für sie habe.“

„Das Eine aber mußt du mir versprechen, Ludwig,“ sagte jetzt Rosa, „daß du deine Braut morgen zu uns bringst, damit wir doch auch sehen, wer deine Erwählte ist.“

So schieden sie für diese Nacht und Jedes suchte seine Schlafkammer. Morgens aber in aller Frühe machte sich Ludwig

auf den Weg, um nach New-York zu gehen und bei der Ankunft des Humboldt gegenwärtig zu seyn. Er sah es gar nicht, daß Rosa, trotzdem der Tag kaum graute, auch schon auf war und ihm lange, lange nachschaute, wie er seinen Weg entlang ging.

---

Ludwig Wagner war der Sohn eines ehrlichen Landpfarrers in Süddeutschland. Sein Vater erzog ihn selbst und ertheilte ihm den nöthigen Unterricht in Sprachen und Rechnen und Schreiben. Ihn in eine höhere Unterrichtsanstalt zu senden, dazu langte die kleine Pfarrersbesoldung nicht aus, und Vermögen war, wie meistens bei Landgeistlichen, keines vorhanden, weil der Vater sein „Elterliches" zum Studiren verbraucht hatte und bei der Wahl seiner Frau, der Mutter Wilhelm's, mehr auf ein gutes Herz und Annehmlichkeit der Person, als auf Geld und Gut gesehen hatte.

So wuchs der Junge heran und ward vierzehn Jahre alt, ehe man sich's versah, ja ehe man nur darüber einig war, welche Lebensbestimmung man demselben anweisen solle; denn zum „Studirenlassen" reichten die Vermögensumstände des Pfarrherrn keineswegs. Natürlich fehlte es an Vorschlägen und Plänen nicht, und manche schlaflose Nacht kostete es das Elternpaar, wenn sie darüber deliberirten, was aus dem einzigen Sprößling zu machen sey, damit er dem „Stande" des Vaters keine Unehre anthue und doch „billig" untergebracht werde. Allen diesen Meditationen und Grübeleien aber machte der Tod ein Ende, denn der Pfarrer starb, ehe noch ein Entschluß gefaßt war und hinterließ Mutter und Sohn in tiefer Armuth mit der Anwartschaft auf eine kleine Pension, die kaum zu

Wasserſuppe und Kartoffeln das Jahr durch reichte. Die ſonſtige Hinterlaſſenſchaft beſtand aus einer Quantität Bücher, um die der Buchhändler kaum den zehnten Theil geben wollte, was ſie gekoſtet hatten.

Um dieſelbe Zeit, da der Pfarrer ſtarb, ſegnete auch der Schullehrer des Orts das Zeitliche mit dem Ewigen. Derſelbe ſtarb aber unter ganz andern Verhältniſſen, denn er hatte ſeiner Zeit ein vermögliches Bauernmädchen geheirathet, welche es ſich in den Kopf geſetzt hatte, eine vornehme Frau zu werden. Der Vornehmſte auf einem Dorfe iſt nun allerdings der Pfarrer; allein da dieſer ſchon verheirathet war, ſo griff ſie nach dem Zweitvornehmſten, dem Schulmeiſter, und der griff natürlich auch zu, da eine Schullehrersbeſoldung meiſt zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben einträgt. Obgleich er nun aber ein ziemlich Vermögen erheirathet, ſo hatte er ſich doch nicht auf Roſen gebettet; denn ſeine Frau führte das Dominium und er durfte ſich nicht mukſen und rühren. Man nannte ſie im Dorfe daher gewöhnlich die „Bösmarie," was auf hochdeutſch heißt: „Die böſe Maria." Doch wie geſagt, auch den Schulmeiſter erlöste der Tod von ſeinen irdiſchen Drangſalen, und ſeine Wittwe hatte nun Niemand mehr, den ſie commandiren und malträtiren konnte. Zwar, wie die Pfarrwittwe einen einzigen Sohn, ſo beſaß ſie eine einzige Tochter, die um etwa fünf Jahre jünger war, als der Bube; allein dieſe Tochter war nicht deßwegen da, um von der Mutter gedrangſalirt und cujonirt zu werden, ſondern umgekehrt, um die Mutter zu commandiren und unter dem Daumen zu halten. Es zeigte ſich nämlich gar bald, daß das Kind, welches in der Taufe den ſüßen Namen Minette erhielt, ein wunderſchönes Mädchen werden

ſollte, und die Mutter wurde von Tag zu Tag verliebter in ihren Sprößling, und begab ſich nach und nach ganz unter die Botmäßigkeit ihres Lieblings, den ſie hätſchelte und tätſchelte, als wär's ein Stück Marcipan oder die Leibkatze des Kaiſers von Japan.

Die zwei Wittwen nun wußten nichts Beſſeres zu thun, als zueinander zu ziehen und ihren Wittwenſchleier miteinander zu tragen. Nicht daß die Pfarrerin einen Schritt deßhalb gethan hätte! Nein die Schulmeiſterin that ihn; denn die ſetzte, wie es eben einmal auf den Dörfern iſt, eine beſondere Ehre darein, mit der Wittwe des früheren Vorgeſetzten ihres Mannes nicht blos unter Einem Dache, ſondern auch auf gleichem Fuße zu leben! Ja ſie ging noch weiter in ihren Spekulationen! Hatte nämlich ſie ihrer Zeit keinen Pfarrer bekommen, ſo ſollte ihre Tochter wenigſtens den Sohn eines Pfarrers freien! Das war das Ziel ihres Strebens; das ſollte der Glanzpunkt ihres Daſeins ſeyn, wenn einſtens Minette und Ludwig Hochzeit hielten! Dann war ſie die vornehmſte Perſon im Orte, oder wenigſtens gerade ſo vornehm, als ſogar der Nachfolger des verſtorbenen Pfarrers!

Ludwig mußte nun auf's Gymnaſium und von da kam er auf ein höheres landwirthſchaftliches Inſtitut und die Univerſität, um ſich zum höheren Forſt- und Staatswirthſchaftsmann auszubilden. Das that die Bösmarie nicht anders; denn wenn auch der Ludwig keine Neigung „zum Pfarrerwerden" hatte, ſo mußte er wenigſtens „ſtudiren!" Sie hatte ja Geld, die künftige Frau Schwiegermutter! Die Pfarrerin mochte einreden, was ſie wollte, und hundertmal ſagen: „Das gehe über ihren Geldbeutel"; die Schulmeiſterin ließ nichts gegen ihren Willen

aufkommen. Alles mußte nach ihrer Pfeife tanzen, nur die Tochter nicht, die immer üppiger, ſchöner heranwuchs und deren Kleiderpracht Alles übertraf, was je im Dorfe geſehen worden war. Ob dieſem Aufwand ſchüttelten Manche den Kopf; ja, die Leute munkelten ſogar, dieſer Luxus gehe weit über die Kräfte der Schulmeiſterin und das Alles werde noch ein Ende mit Schrecken nehmen, weil ein Kapitalbrief nach dem andern zum Geldwechsler wandere. Aber — gegen die Bösmarie konnte Niemand aufkommen. Sie ſetzte ihren Willen durch, oder vielmehr ihren und ihrer Tochter Willen, die Leute mochten ſagen und denken, was ſie wollten.

Inzwiſchen war Ludwig's Mutter längſt geſtorben; vielleicht führte ſie ſich den Kommandoſtab der Schulmeiſterin zu ſtark zu Gemüthe, vielleicht zehrte ſie auch die Sehnſucht nach dem verſtorbenen Gemahle nach und nach auf. Mag dem aber ſeyn, wie ihm wolle, in der Lebensweiſe der Schulmeiſterin und ihrer Tochter, ſowie in den Verhältniſſen zu Ludwig brachte das keine Aenderung hervor. Dieſer war ſchon gewohnt, das Haus der Schulmeiſterin als ſeine Heimath und die Minette als ſeine künftige Frau zu betrachten, und wenn er je etwas hieran hätte ändern wollen, ſo würde ſeine Frau Schwiegermutter in spe ſchön mit ihm umgegangen ſeyn. Plötzlich aber, als der Ludwig ſchon nahe daran war, ſein Examen zu machen, that es einen Klaps, und die ganze Wirthſchaft fiel über den Haufen. Das waren Schreckenstage für den armen Studenten!

Im Jahr 1847 ſtürzte nämlich manches Haus in Deutſchland zuſammen. Die Theurung der Lebensmittel war auf eine Höhe geſtiegen, wie ſeit dreißig Jahren nicht, und die Güter ſanken im Preiſe immer tiefer, je weniger ſie Ertrag lieferten.

Aller Handel und Wandel stockte und der ehrlichste Kaufmann wußte sich oft nicht mehr zu rathen und zu helfen, wie viel weniger der unehrliche. Bei einem derselben hatte auch die Bösmarie ihr Haupt-Geld stehen und als dieser Bankerott machte, so kam sie mit einem Schlage um ihr ganzes Vermögen, denn von den übrigen Kapitalbriefen war in der That schon mancher zum Banquier gewandert, wie die Leute längst vermuthet hatten, und nur noch ein paar kleinere, wenige hundert Gulden zusammen betragend, fanden sich vor. — Das waren Schreckenstage! Was nun anfangen?

Die Bösmarie wüthete im Haus herum, wie ein verwundetes, wildes Thier, und faßte Jeden mit ihren Tatzen, der ihr zu nahe kam. Besonders hatte sie es auf den Ludwig abgesehen.

„Du bist an Allem schuld!" schnautzte sie ihn an, als er auf die erste Nachricht von dem Unglück schnell nach Hause geeilt war. „Du Bettelkind von einem Pfarrerssohn hast mich mein Vermögen gekostet. Hätte ich noch, was ich an dich gerückt habe, so könnte die Minette bei ihrer Schönheit noch eine ordentliche Parthie machen; so aber nimmt sie Niemand und sie muß auf dich Lumpen warten, bis ihr einmal mit einander eure Guteleuthauswirthschaft anfangen könnt."

So ging's fort den lieben langen Tag. Nur allein die Tochter blieb ungeschoren von ihr und bekümmerte sich auch wenig um die ganze Geschichte, denn sie saß an dem Tage, wo die Unglücksnachricht ankam, eben so schön geputzt hinter ihrem Nähtischchen (an dem sie aber nicht nähte, sondern einen Roman las), als an irgend einem andern. Endlich aber mußte auch die Bösmarie mit ihrem Keifen aufhören und mit Ludwig

berathſchlagen, was zu thun ſey, denn durch's Schimpfen konnte das verlorene Vermögen nicht wieder herbeigezaubert werden! Darüber waren ſie nun gleich einig, daß es mit dem Studieren des Ludwig ein Ende haben müſſe. Wegen des Uebrigen aber gab's viel Hader und Zwietracht. Dieſer wollte ſich nämlich bei irgend einem Gutsherrn als Verwalter melden, oder auch nur als Aſſiſtent bei einem Verwalter, um ſich auf dieſe Art nach und nach eine geſicherte Stellung zu erwerben; während die Schulmeiſterin durchaus nicht darauf eingieng, im Vaterlande von unten herauf anzufangen.

„Meinſt du, ich wolle mit Fingern auf mich deuten laſſen?“ rief ſie. „Meinſt du, ich könn's ertragen, wenn die Leute die Köpfe zuſammenſtrecken und flüſtern: ſo weit hat's die Schulmeiſterin gebracht? Nein, und noch einmal Nein. Du gehſt nach Amerika, und erwirbſt dir ein Vermögen, und wir, meine Tochter und ich, ziehen derweilen in ein kleines Landſtädtchen, wo man uns nicht kennt und dann ſchickſt du uns das Reiſegeld und wir kommen nach.“

Mochte auch Ludwig einwenden, daß es mit dem „Vermögenerwerben“ in Amerika auch nicht ſo geſchwind mehr gehe, wie die Leute gewöhnlich denken, und daß er am Ende ebenſo ſchnell im Vaterlande ein ſicheres, wenn auch beſcheidenes, Brod ſich verſchaffen könne; davon wollte die Schulmeiſterin Nichts wiſſen.

„Deine Mutter hat lange genug ihre Füße unter meinen Tiſch geſtreckt, und du biſt, was du biſt, durch mich geworden; alſo iſt es deine verdammte Schuldigkeit, daß du uns nicht blos erhältſt, ſondern uns auch wieder verſchaffſt, was w durch dich verloren und an dich gerückt haben.“ — Das w

immer der Refrain der Rede der Schulmeiſterin. Ludwig wußte nun zwar wohl, daß keineswegs ſeine Mutter die Schuld trage, daß er auf die Univerſität geſchickt wurde; er wußte wohl, daß ihn ſeine Mutter viel beſcheidener erzogen haben wollte, und daß all' die Großthuerei und Geldausgeberei von dem Eigenſinn der Schulmeiſterin herrühre; er wußte endlich wohl, daß der eigentliche Geldverluſt nicht von ſeiner Erziehung und den Koſten derſelben, ſondern von dem Putz und Tant der Minette und von dem Banquerott herrühre, den jenes Handlungshaus gemacht; allein er wußte ebenſo gut, daß ſowohl er, als ſeine Mutter, viele Wohlthaten von der Schulmeiſterin genoſſen, daß er ihr ſeine ganze Erziehung verdanke, und daß ſchon die gewöhnliche Dankbarkeit ihm gebiete, von nun an für die verlaſſenen Weiber zu ſorgen. Nur kränkte ihn der ewige Vorwurf, den die Schulmeiſterin ihm machte! Auch die Minette war nicht ſo, wie er ſie gewünſcht hätte; ſie zeigte weder Zuneigung noch Abneigung gegen ihn, denn ſie liebte Nichts, als ihren Putz; zu allem Andern blieb ſie gleichgültig. Schön war ſie, üppig ſchön! So ſchön, daß er noch nie 'was Schöneres geſehen hatte, aber — ſeine Liebe zu ihr war doch mehr Gewohnheitsſache, als wirkliche Liebe, und ſie ſelbſt — nun, ſie ſah in den Spiegel und lächelte ſich zu; ſie kannte nur die Zuneigung zu ihrem eigenen Ich. Dennoch konnte er nicht umhin, endlich ſeiner Schwiegermutter nachzugeben, weil er die Verpflichtung in ſich fühlte, nicht blos das der Minette gegebene Verſprechen zu erfüllen, ſondern auch der Mutter, die ſich nun plötzlich ohne Subſiſtenzmittel ſah, gänzlich zu Willen zu ſeyn. „Mein Leben ſey von nun an ihnen geweiht!" ſagte er zu ſich ſelbſt. „Kann ich ſie Beide

glücklich machen, so habe ich ihnen vergolten, was sie an mir und meiner Mutter gethan; kann ich es nicht, so bin ich wenigstens meiner Pflicht nachgekommen."

Das war der Grund, warum Ludwig Wagner nach Amerika gieng.

Es gieng ihm daselbst, wie Allen, die kein praktisches Handwerk erlernt haben. Die Forst- und Staatswirthschaft, die er studirt, oder gar vollends sein Latein und Griechisch nützten ihm gar nichts, und alles das Geld, das zu diesen Zwecken auf ihn verwandt worden war, hätte ebenso gut gespart werden können. Zum Glück war auf dem landwirthschaftlichen Institut, das er ebenfalls eine Zeit lang frequentirt hatte, die Praxis nicht ganz vergessen worden, und so verstand er sich wenigstens in Etwas auf Landwirthschaft und Gärtnerei. Als es ihm daher glückte, einen weitläufigen Verwandten seiner verstorbenen Mutter, den alten Vater Gutbrod, aufzufinden, so fiel es ihm bei seinem Fleiß und seiner Ausdauer nicht besonders schwer, sich in das Geschäft einzuarbeiten, besonders da ihm Vater Gutbrod mit gutem Rath an der Seite stand und die liebliche Rosa durch ihr eigenes Beispiel aufmunternd mitwirkte. Fast vier Jahre lebte er hier als Gärtnergehülfe, doch weniger als Gehülfe angesehen, denn als die zweite Hand seines Lehrherrn und Meisters. Ja so patriarchalisch war das Verhältniß Vater Gutbrod's zu den Seinigen, daß ein Fremder nicht anders gedacht hätte, als die drei Personen bilden nur Eine Familie.

Und Eine Familie war's auch! Denn Rosa hieng an Ludwig, wie wenn gar keine Möglichkeit der Trennung vorhanden gewesen wäre, und Ludwig saugte die Liebe zu dem

guten, ſchönen Kind ſo unbewußt ein, daß er immer noch glaubte, in ſeinen Geſinnungen zu der fernen Minette ſey nicht die geringſte Aenderung eingetreten, während ſein ganzes Inneres nur von Roſa erfüllt war.

Minette und ihre Mutter hätten indeſſen längſt ihr Dorf quittirt und ſich in einem entfernteren Landſtädtchen niedergelaſſen. Die Tochter konnte ſich aber nicht dazu bequemen, viel zu arbeiten, ſo nothwendig es auch unter den Umſtänden, in denen ſie nun lebten, geweſen wäre. Sie war ſich ihrer Schönheit und ihres Werthes viel zu ſehr bewußt, als daß ſie nicht gedacht hätte, es werde auch ohne ihr beſonderes Zuthun die Zeit ſchon kommen, wo ſich der Einfluß ihrer perſönlichen Vorzüge bewähren müßte. Er wollte ſich aber nicht bewähren; denn die jungen Handwerker und Gewerbsmänner, die ſich von den Reitzen der ſchönen Jungfrau angezogen fühlten, ſchracken vor dem leichten Weſen derſelben und beſonders ihrer Kunſtfertigkeit im Nichtsthun, ſowie vor ihrer gränzenloſen Putzſucht zurück; die Herren vornehmeren Standes aber zeichneten ſie zwar aus, wo ſich nur irgend eine geheime Gelegenheit dazu gab; ſie flüſterten ihr Schmeicheleien und Liebesworte zu, wo ſie es unbemerkt thun konnten; ihre Abſichten jedoch waren nicht reell genug, um zu einer Heirath zu führen, ſchon weil es an den zwei Haupterforderniſſen, „Stand und Vermögen“ fehlte. Man flüſterte ſich alſo Manches von den Liebesabenteuern der Minette in's Ohr, mehr vielleicht, als ſich mit dem guten Ruf eines rechtſchaffenen Mädchen verträgt; aber — ledig war die Minette immer noch, und ſo lange ſie dieß war, hielt ſie an Ludwig als ihrem Bräutigam feſt. Das that auch die Mutter, die alte Schulmeiſterin.

Ihr lag die Beschaffung des ganzen Haushalts ob, und oft und viel fiel es ihr schwer, durch ihrer Hände Arbeit so viel zu verdienen, als zu des Leibes Nothdurft, besonders aber zu dem Putz der Tochter nöthig war. Je härter es ihr aber gieng, um so schärfer wurde ihre Zunge, und trotzdem, daß Ludwig Wagner viele Tausend Meilen weit außer ihrem Bereich war, so fühlte er sie doch, diese Zunge, denn sie entlud sich gegen ihn in den Briefen, die er erhielt. Ja, die Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, mehrten sich mit den Jahren, statt daß sie sich verminderten. Er war jetzt nicht blos mehr die Hauptursache des Elends, in dem die Schulmeisterin mit ihrer Tochter zu leben gezwungen war, sondern er mußte auch ein liederlicher, fauler Taugenichts seyn, weil er nicht schon in den ersten Jahren nach seiner Uebersiedelung nach Amerika im Stande war, seiner Braut eine sorgenfreie Existenz zu schaffen und das nöthige Ueberfahrtsgeld zu senden.

Endlich hatte er es jedoch bei einander, das Ueberfahrtsgeld für Braut und Schwiegermutter, und auch noch so viel mehr, um die erste Einrichtung und das Pachtgeld für eine kleinere Gärtnerei, die er anfangen wollte, bestreiten zu können. Jahrelange Entbehrungen aller Art hatte es ihn gekostet, bis er die Summe erspart hatte; aber er fühlte sich glücklich in dem Gedanken, nun seine Schuld gegen die Schulmeisterin abtragen zu können. Ein Vierteljahr, nachdem er das Geld hinausgesandt, erhielt er auch die Nachricht, daß die beiden Frauenzimmer die Herüberreise auf dem Humboldt accordirt hätten, und — nun finden wir ihn auf dem Wege nach New-York, um seine Braut in Empfang zu nehmen.

Städtchen Harlem selbst, erkauft hatte. Uebrigens bebaute er das Landgut nicht in eigener Person, sondern lebte blos auf demselben in einem hübschen Wohnhaus, umschlossen von einem kleinen Parke, während er die wenigen Ländereien zum Verpachten bestimmte und in der That auch an unsern alten Bekannten Ludwig Wagner verpachtete. Der Sohn Paddy dagegen trieb das Exchange-Geschäft fort; nur wollte man bemerken, daß er viel zu viel abwesend sey und demnach fremden Leuten mehr anvertrauen müßte, als sich mit der Solidität eines Wechselgeschäftes vertragen wolle.

Sey dem wie ihm wolle, die beiden würdigen Personen, von denen bisher die Rede, befanden sich in dem kleinen Hinterstübchen eines Wirthshauses in der Albanystreet. Diese Straße stand damals (und steht vielleicht auch jetzt noch) nicht im besten Rufe, und das Wirthshaus, eigentlich nichts Anderes, als eine irländische Schnappskneipe, noch weniger. Allein der alte O'Neill und sein Sohn mußten doch ihre Gründe haben, warum sie gerade hier eingekehrt waren, und nicht anderswo. Auch dafür hatten sie gewiß ihre Gründe, warum sie schon Morgens in aller Frühe das Wirthshaus besuchten, während andere Leute noch tief im Schlafe lagen, oder wenigstens erst beim Morgenkaffee saßen.

„Ein verdammt dummer Name, Vater, den er da angenommen hat," sagte nach längerem Stillschweigen der Jüngere. „Warum denn gerade Graf Plocki? Ich muß mich immer erst vorher eine Zeit lang besinnen, wenn ich ihn nur aussprechen soll."

„Ein Name ist so gut, als der andere," erwiederte der Alte. „Und ein grundgescheidter Bursche ist's, darum wird er auch wissen, warum er sich zum Grafen gemacht hat."

„Oho!“ meinte Paddy, „was den Verſtand betrifft, ſo kann ich wenig d'rin finden, daß er ſich nun gar vollends mit einem Weibsſtücke behangen hat. Das macht immer Hinderniſſe in der Bewegung des Mannes, und neugierig ſind ſie Alle, wie der Teufel! Ich wollte, er hätte die Dirne aus dem Spiel gelaſſen, denn wenn ſie einmal etwas Näheres erfährt, ſo ſind wir verlorne Leute. Ein Weib und nicht ausſchwatzen! — Ich wollte, er wäre allein gekommen!“

„'s iſt Etwas an dem, was du ſagſt,“ replicirte der alte O'Neill nach einigem Beſinnen; „allein der Menſch bleibt Menſch und wenn ſie wirklich ſo ſchön iſt, als er ſchreibt, ſo nimmt mich's nicht wunder, wenn er ſich fangen ließ. Uebrigens zu erfahren braucht ſie Nichts. Und war es nicht ein verteufelt guter Einfall, auf einem Einwandererſchiffe herüberzukommen und ſeinen ganzen Apparat unter ihre Kiſten zu miſchen, und ſo als Einwanderersgut hereinzuſchmuggeln? Dem Daniel hätte es ja auch können unmöglich gemacht werden, heute als Zollhausbeamter zu fungiren, wie dann? Paſſagiergut wird doch einer andern Viſitation unterworfen, als Emigrantengut! Ueberdieß, wenn die Dirne einmal hier angewöhnt und eingebürgert iſt, ſo kann ſie uns mit ihrer Larve mehr als nützlich ſeyn. Eine ausländiſche Gräfin, eine Gräfin Plocki kommt nicht leicht in Verdacht, beſonders wenn ſie durch ihre Schönheit Aufſehen macht.“

„Und doch wollte ich, der Daniel käme endlich,“ meinte der Sohn. „Ich will doch lieber ihn als Zollhausviſitator auf dem Schiffe haben, als einen andern, und wenn es zehnmal nur ein Emigrantenſchiff iſt. Es wäre ja ein Streich zum Verrücktwerden, wenn wir, ſo nahe am Ziel, doch noch aus dem

Sattel gehoben würden! Und dann ist's wahrhaftig keine Kleinigkeit, was wir d'rauf verwandten. Die Platten und Plättchen kosteten Geld, bei Gott, und der Dutchman, der Graf Plocki, wie er jetzt heißt, lebte mehr als standesgemäß! Und noch manch' hundert Thaler wird d'rauf gehen, bis wir Alles in Ordnung haben. Nimm nur die theure Wohnung im Broadway für den Grafen, und was der Kerl für einen Aufwand machen wird! Bei Gott, es gefällt mir nicht ganz. Und doch wollte ich über Alles nichts mehr sagen, wenn nur der Daniel da wäre; denn ich bin erst ruhig, wenn wir die ganze Geschichte hinter dem Mount Morris haben."

Es trat nun eine augenblickliche Pause ein, die nur dadurch unterbrochen wurde, daß sie eine neue Flasche Brändi bestellten. Franzosen oder Deutsche wären von der ersten Flasche schon so betäubt gewesen, daß man sie hätte nach Hause tragen müssen. Irländer haben eine andere Schädelbildung! In der That hatte diese Flasche des stärksten Weinbranntweins keine andere Wirkung auf sie, als daß die Wangen sich etwas dunkler färbten, wie gewöhnlich.

Endlich ließen sich schnelle Tritte hören und nach wenigen Sekunden trat der erwartete Daniel ein. Es war dieß der zweite Sohn des alten O'Neill, und seinem Vater in Gestalt, Gesichtsbildung und Charakter weit mehr ähnlich, als der Erstgeborne. Seine Haare waren dunkel, wie seine Augen, aber diese hatten einen listigen und zugleich fröhlichen Ausdruck, und auch sein Mund schien eher zu einem plumpen Scherze geneigt, als zu finsterem Hinbrüten.

„Hast lange auf dich warten lassen, Daniel," sagte Paddy mißmuthig. Daniel aber erwiederte gar nichts, sondern gieng

auf die Brändiflaſche zu, ſchenkte ſich ein Glas bis an den Rand voll, und trank es auf Einen Zug aus.

„Bei St. Patrik, ächter importirter Brändi!“ ſchmunzelte er, mit der Zunge ſchnalzend. „Der Kerl muß ihn geſchmuggelt haben! — Nun, an der wievielten Flaſche ſeyd ihr? An der zweiten, heh? Und du beklagſt dich, daß ich ſo ſpät komme! Bei dem Brändi würde ich zwei Jahre lang auf dich warten und kein Menſch ſollte mich klagen hören.“ — Und abermals füllte er ſich ein Glas und leerte es bis auf die Nagelprobe.

Paddy machte eine Geberde der Ungeduld; der alte O'Neill aber kannte ſeinen Sohn beſſer und ließ ihn ruhig gewähren. Wie derſelbe jedoch auch mit dem dritten Glaſe fertig geworden war, fragte er ihn mit einem Augenzwinkern, wie es ſtehe.

„Alles in Ordnung,“ verſetzte Daniel. „Habe mit einem Collegen getauſcht, an den heute eigentlich die Reihe geweſen wäre. Werde alſo die Viſitation vornehmen, wie ſich's gebührt. Kenne keinen von Euch, wenn Ihr an Bord kommt, am allerwenigſten den Herrn Grafen Plocki.“

„Sollen wir einen Karrenmann nehmen,“ fragte Paddy, „der die Sachen fortſchafft, oder können wir mit unſerem Boote an's Schiff kommen?“

„Das Boot iſt praktiſcher,“ antwortete Daniel. „Die ganze Ladung geht auf einmal hinein. Ihr landet dann das Privateigenthum des Deutſchen und ſeiner Dirne, des Grafen und ſeiner Lady, will ich ſagen, am Fuß der zehnten Straße, und mit den Kiſten, die uns angehen, rudern wir heute Nacht den Hudſon hinauf und in den Harlemfluß hinein, bis an Ort und Stelle. Ein Karrenmann könnte neugierig ſeyn und

wissen wollen, was in den schweren Kisten sey; das Boot will Nichts wissen und plaudert so wenig, wie wir."

Noch einmal thaten sie Alle aus der Brändiflasche Bescheid; dann schieden sie. — „Ich gehe jetzt in's Zollhaus und in einer Stunde etwa wird das Schiff am Dock liegen. Dann gehe ich an Bord und um zehn Uhr mögt Ihr mit Eurem Boote kommen. Ihr dürft nicht die Ersten seyn, die abgefertigt werden. Es sind zu viel Aufpasser da!"

---

In den Sommermonaten vergeht kein Tag, wo nicht ein Schiff mit Einwanderern von Europa im Hafen von New-York landet. Oft und viel sind es deren drei und vier, und doch ist jedes derartige Schiff ein Ereigniß für viele Bewohner dieser Weltstadt. Nicht blos giebt es Viele, die Verwandte oder Freunde mit diesem Schiffe erwarten, sondern auch die Wirthe der untern Stadt mit ihrem Anhängsel fühlen ein besonderes Interesse an jedem Emigrantenfahrzeug. Lebt doch eine ganze Legion Menschen, Wirthe, Runner, Eisenbahnbeförderer, Loafer und Tagdiebe aller Art von den Passagieren, die aus Europa einwandern! Mancher Wirth scheut daher die Mühe und das Geld nicht, einem telegraphirten Emigrantenschiffe viele Meilen weit entgegen zu fahren, um der Erste zu seyn, der die lieben Landsleute begrüßt, d. h. der sie einladet, mit ihm in sein Gasthaus zu gehen. Er weiß wohl, daß eine solche Höflichkeit ihren Zweck nicht verfehlt. Warum sollen die Leute nicht lieber bei ihm ihr Geld verzehren, als bei einem Andern, der es vorzieht, die Gäste hinter seinen vier Wänden zu erwarten? — Aber nicht blos die Anverwandten und die Wirthe sind es, die ein Interesse an dem Schiffe haben, sondern auch die

Karrenführer und ihre Helfershelfer, die Tagdiebe und Faullenzer, die den ganzen Tag an den Werften ſich herumtreiben, um beim Aus- und Aufladen der Auswandererkiſten mitthätig zu ſeyn. Laſſen die ſich doch für die Arbeit einer Viertelſtunde ſo viel bezahlen, daß ſie den ganzen übrigen Tag davon leben können! Karrenführer, Wirthe, Runner — Alles hilft zuſammen, um dem armen Einwanderer gleich in den erſten paar Stunden ſo viel als nur immer möglich abzuzwacken; denn thun ſie es nicht, ſo thun es Andere! Geplündert wird einmal der Einwanderer, er mag es machen, wie er will!

Auch dießmal war daher ein großes Gedränge an dem Pier, an welchem der Humboldt landen ſollte. Karrenleute, Eckenſteher, Runner, Wirthe und Solche, welche Verwandte und Angehörige erwarteten, drängten ſich bunt durcheinander. Man hörte auf deutſch und auf engliſch fluchen, und die Phyſiognomien, die man hier erblickte, gehörten aller Herren Ländern an. Auch Ludwig Wagner ſtand längſt an der Werfte, als der Humboldt endlich in ſeinen Dock einfuhr. Er hatte bereits mit einem der vielen Karrenleute accordirt, um die Kiſten ſeiner Braut und Schwiegermutter in Empfang zu nehmen und in ſeine weit entfernte neue Heimath hinauszuführen. Das Verdeck des Schiffs war dicht gedrängt voller Leute, welche alle ſehnſuchtsvoll an's Ufer herüber ſchauten, und mancher Gruß, manch' Zuwinken und Hüteſchwenken wurde vom Dock aus mit den Paſſagieren des Schiffs gewechſelt, wenn ſich die Freunde und Angehörigen erkannt hatten. Ludwig ſah ſich faſt die Augen aus dem Kopfe, ob er nicht ſeine Minette und deren Mutter zu erkennen vermöge. Allein er ſah Nichts von ihnen und auch kein Zeichen wurde ihm gegeben, das ihn auf

ihre Anweſenheit aufmerkſam gemacht hätte. Er wünſchte, die paar Stunden wären vorüber, welche die Zollviſitation, die jetzt auf dem Schiffe beginnen mußte, nothwendig in Anſpruch nahm, denn ehe dieſe geſchloſſen war, durfte kein Gepäck ausgeladen werden und konnte kein Paſſagier an's Land, es müßte denn ſeyn, daß er gar kein Gepäck gehabt hätte. Es durfte aber auch Niemand vom Ufer aus an Bord des Schiffes, außer dem Zollviſitator und ſolchen Begünſtigten, denen der Kapitän ſchon vorher, ehe das Schiff in ſeinen Dock einfuhr, Erlaubniß dazu gegeben hatte. — So war es damals, als die Einwandererſchiffe noch an den verſchiedenen Piers landeten, wie jedes andere Schiff auch. Jetzt freilich iſt es anders, weil nunmehr alle Emigrantenſchiffe gezwungen ſind, in dem von den Emigranten-Commiſſären gemietheten Castle-Garden zu landen.

Wurde inzwiſchen denen am Ufer die Zeit lang, ſo vergieng ſie denen an Bord um ſo ſchneller. So bald nämlich der Humboldt an's Ufer befeſtigt worden war, hatte der Zollbeamte das Schiff beſtiegen. Ihm lag es ob, all' das viele Paſſagiergut, das einige hundert Einwanderer ſtets mit ſich führen, zu viſitiren, und nachzuſehen, ob etwas Zollbares darunter ſey. Da gieng es nun an ein Arbeiten und Schleppen und Heraufwinden, denn alle Koffer und Kiſten mußten auf das obere Deck hinauf, wo ſie geöffnet und unterſucht wurden. Das Zwiſchendeck, wie die zweite und erſte Cajüte, ja der untere Schiffsraum ſogar lieferte ſein Contingent, und man ſollte es faſt für unmöglich halten, daß der Bauch des Schiffs eine ſolche Maſſe von Gütern neben den Paſſagieren nur habe beherbergen können. Dieſe letztern mußten natürlich ſelbſt mit Hand anlegen, denn die wenigen Matroſen, die der Kapitän beibehalten

hatte (die meiſten werden ſogleich nach Ankunft im Hafen entlaſſen), reichten nicht zu.

Kiſte an Kiſte, Koffer an Koffer wurde vor den Customhouseofficer oder Zollhausinſpektor geſtellt, und von dieſem einer Prüfung unterworfen. Doch darf man ſich nicht denken, daß das Ding zugieng, wie an einem Zollhaus in Deutſchland, oder Frankreich oder England. So genau nahm man es nicht; ſonſt hätte die Viſitation ja drei Tage weggenommen! Was war auch Beſonderes in den Kiſten? Kleider und Weißzeug, höchſtens noch einige theure Angedenken an die alte Heimath; vielleicht einige Bücher, einige Gemälde, einiges Silbergeſchirr! Hie und da war möglicherweiſe dem Einen oder dem Andern ein Krug Kirſchengeiſt, ein kleines Fäßchen Wein übrig geblieben, was eigentlich nothwendig hätte verzollt werden ſollen; allein — es lag ja alte Wäſche, altes Zeug von Bett- und Kleidungsſtücken darüber, und hierin, in dieſer mit Schiffskoth überzogenen Maſſe, mochte doch der Zollhausaufſeher nicht herumwühlen! So machte er auf die meiſten der Kiſten und Koffer ſein Zeichen mit der Kreide, ohne langes Nachſtöbern, und die viſitirten Stücke wurden auf die Seite geſchleppt, um andern, noch nicht durchgeſehenen Platz zu machen. Das gieng wie im Fluge!

Die Zollviſitation hatte etwa eine Viertelſtunde begonnen, als ein kleines Boot unter den Spiegel des Schiffes fuhr und von den zwei Männern, die es ruderten, dort befeſtigt wurde. Die Zwei beſtiegen alsbald das Schiff, als hätten ſie ein Recht dazu, und konnten es auch in der allgemeinen Verwirrung dreiſt thun. Bald hatten ſie den ausgefunden, den ſie ſuchten. Es war dieß ein Mann von etwa vierzig oder zweiundvierzig Jah-

ren, mit tief eingegrabenen Zügen und grauen, ſtechenden Augen. Der mochte ſchon viel in ſeinem Leben erfahren haben; denn ſeine Stirne war in dichte Runzeln gezogen und ſeine Brauen hiengen weit über die Augen vor!

„Graf Plocki, freut mich herzlich," ſagte der alte O'Neill (denn dieſer und ſein Sohn waren die beiden Ruderer), dem Mann mit den ſtechenden Augen die Hand ſchüttelnd. „Glücklich wieder arrivirt?"

Dabei zog er ihn fort nach der Cajüte. „Alles in Ordnung?" flüſterte er ihm zu. — Der Angeredete nickte bejahend und meinte, jetzt wäre es an der Zeit, ſeine Kiſten zur Viſitation heraufzubringen. „Doch vorher müßt Ihr meine zukünftige Gräfin ſehen," ſetzte er leiſe hinzu. „Die Kiſten ſind alle untereinander und in einer Jeden iſt ein Theil verpackt, ſo daß überall oben Weißzeug und Kleidungsſtücke liegen, während die Platten und die auseinandergelegten Maſchinen den untern Boden bedecken. Wäre auch der Daniel nicht dageweſen, der Customhouseofficer hätte doch Nichts gefunden."

Sie traten in die erſte Cajüte. Da ſaß ein bildſchönes Mädchen, eben damit beſchäftigt, einen Brief zu ſchließen und die Adreſſe darauf zu ſetzen. Sie trug die Kleidung, welche in Süddeutſchland bei den ſtädtiſchen Mädchen gewöhnlich iſt (ein Mittelding zwiſchen einheimiſch bäuriſchen und franzöſiſchem Schnitt) und welche, wie Jedermann bekannt, die ſchönen Formen nicht beſonders hervorhebt. Allein war das Mädchen in dieſer unkleidſamen Tracht ſchon ein Modell von Schönheit, wie mußte ſie ſich erſt ausnehmen, wenn ſie ſpäter in der Pracht der New-Yorker feinen Welt prangte! Ihre Formen waren vielleicht um etwas zu üppig, denn ihre

Bruſt drohte das enge Mieder zu ſprengen; allein ſie ſtimmten vollkommen zu dem etwas gekrümmten wollüſtigen Munde, zu den langen Augenlidern, die einen lüſternen und doch trägen Blick verſchleierten, zu der Stirne, auf der Eitelkeit und Hoffart thronten!

„Minette," ſagte Graf Plocki, auf das ſchöne Mädchen zugehend, und die beiden O'Neill, Vater und Sohn, vorſtellend. „Meine beſten Freunde!"

Minette verneigte ſich, aber ſprach kein Wort. Sie verſtand noch nicht genug engliſch, um eine Antwort wagen zu können.

„Bei Gott!" meinte der alte O'Neill," von der würde ich in meinen alten Tagen noch eine falſche Tauſendpfundnote für eine ächte annehmen, wenn ich ihr dafür die Hand drücken dürfte; ſo ſchön iſt ſie."

Sie machten ſich nun an die Koffer, um dieſe dem Zollbeamten zur Prüfung vorzuſtellen. Wohl waren es ihrer ziemlich viele, mehr als ſonſt Auswanderer zu führen pflegen; auch ſchwer waren ſie, wie ſonſt ſelten Auswandererskiſten; aber dafür gehörten ſie auch ſammt und ſonders der „Familie" des Grafen Plocki, welche außer ihm und Minette aus einer alten Frau beſtand, welche ſich als der Letztern Mutter ankündigte und ſich nicht wenig rührig zeigte im Aufmachen und wieder Verſchließen der Kiſten. In wenigen Minuten war die Viſitation vorüber und nichts Verdächtiges oder Zollbares gefunden worden. — Wäre ein ehrlicher Mann Zollbeamter geweſen und wären die Kiſten regelrecht unterſucht worden, viel Unheil würde vermieden worden ſeyn!

Endlich, nach Verfluß von etwa zwei Stunden, hatten alle

Kiſten die Revue paſſirt und der Steuermann — der Capitän hatte das Schiff bereits verlaſſen — gab Befehl, die Schiffsbrücke anzulegen. Das iſt eine ſchwere Brücke von Holz, die vom Mitteldeck an das Ufer hinüberreicht. Nunmehr konnte Jeder auf's Schiff, wer wollte, und Jeder konnte das Schiff mit ſeinen Effekten verlaſſen, ganz nach ſeinem Belieben. Das war nun ein Rennen und Jagen nach Fuhrleuten, die Kiſten fortzuführen! Das war ein Schleppen und Heben, die Kiſten über die Brücke an's Ufer zu ſchaffen! Viel kürzer hatte es der alte O'Neill mit den Koffern der Familie Plocki gemacht. Ein paar Matroſen ließen ſie ihm an Stricken in das Boot hinab und ehe noch die erſte Einwanderer-Kiſte über die Schiffbrücke hinübergetragen wurde, ſchwamm das ſchwer beladene Boot mit den drei Männern und den zwei Frauen bereits den Hudſon hinauf, der zehnten Straße zu.

Ludwig Wagner war einer der Erſten, die von der Werfte aus auf das Schiff hinüberſprangen. Es drängte ihn, ſeine Angehörigen zu ſehen, und nicht wenig wunderte er ſich, daß weder die Minette noch die Schulmeiſterin, welch' letztere doch ſonſt überall vorn daran war, an die Brüſtung des Verdeckes getreten waren, um nach dem Volk am Ufer und nach ihm zu ſpähen. Er wand ſich durch die vielen Koffer und Kiſten durch und ſtieß bald Dieſen bald Jenen zur Seite, um endlich zu ſeinem Ziele zu gelangen. Aber ſo ſehr er ſich auch umſchaute, ſo eifrig er ſeine Augen ringsherum laufen ließ, er konnte weder eine Schulmeiſterin noch eine Minette entdecken. „Vielleicht ſind ſie noch im Zwiſchendecke," dachte er und eilte hinab; allein da war weder ein Menſch mehr zu ſehen, noch auch nur eine Spur von einem ſolchen. Er eilte in die zweite, in die

erſte Cajüte. Alle Thüren ſtanden auf, er konnte hingehen, wohin er wollte; aber — eine Minette fand er nicht. Endlich eilte er wieder auf's Deck hinauf. Er ſah Einen, deſſen Phyſiognomie ihm bekannt ſchien. „Seyd Ihr nicht der David von E...?" fragte er ihn. „Gewiß bin ich der," erwiederte der Mann, „und du biſt der Ludwig Wagner," ſetzte er, ihn erkennend, hinzu. „Aber wo iſt denn die Schulmeiſterin und meine Minette?" fragte Ludwig weiter. „Sind denn die nicht mit herübergekommen?" — „O freilich," war die Antwort; „aber —"; in demſelben Augenblicke verſchwand auch der Antwortende. Er mochte offenbar dem Ludwig keine Rede ſtehen.

„Was ſoll denn das ſein?" dachte Ludwig, und begann von Neuem zu ſuchen. Aber das Schiff entleerte ſich nach und nach, und keine Minette kam zum Vorſchein! Endlich waren nur noch ein paar Paſſagiere da, die letzten, die ſich eben anſchickten, ihre Koffer über die Brücke zu tragen. Da trat der erſte Steuermann, ein Holſteiner, der aber ſchon lange auf amerikaniſchen Schiffen Dienſte that, auf ihn zu und fragte ihn, nach wem er denn auf dem Verdecke herumrenne? Ludwig erklärte es ihm. „Nach der fahndet Ihr?" ſagte der Steuermann, verächtlich ausſpuckend. „Nun, ein ſchmuckes Weibsſtück iſt's, aber ein liederliches auch. Doch 's iſt grad' recht, daß ich Euch treffe, ſo brauche ich doch den Brief, den ſie an Euch zurückgelaſſen hat, nicht auf die Poſt zu thun." Dabei ging er in ſeine Coje und langte da einen Brief hervor, den er dem Ludwig überreichte. — Es war derſelbe Brief, den das wunderſchöne Mädchen in der erſten Cajüte vor einer Stunde geſchrieben und geſiegelt hatte!

Ludwig ſah bald den Brief, bald den Steuermann an. Er

wußte nicht, wie ihm geschah. „Nun, was schaut Ihr so?“ meinte der Steuermann, „so was kann vorkommen und ist schon oft vorgekommen. Ihr habt das Reisegeld geschickt, damit die Liebste hereinkomme, und die ist auf dem Schiffe das Kebsweib eines Andern geworden! 's ist eine erbärmliche Welt!“

---

Keinem Sterblichen ist es vergönnt, in die Herzen der Menschen zu sehen. Nur dem Auge des Allwissenden ist keine Regung und kein Pulsaderschlag des innersten Gedankens verborgen; wir Menschen müssen uns damit begnügen, aus den Handlungen, aus der äußern Erscheinung auf die Beweggründe, auf die Triebfedern zu schließen, welche jenen Handlungen zu Grunde liegen.

Besehen wir uns einmal die verschiedenen Persönlichkeiten, welche in diesem Gemälde eine Rolle spielen, in einer und derselben Stunde am späten Abend des Tages, an welchem der Humboldt in den Hafen von New-York einlief! Welcher Gegensatz, welcher Contrast!

Ludwig Wagner befand sich in der kleinen Behausung, welche zu seiner Pachtung gehörte. Er war ganz allein und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder. Vor zwölf Stunden noch hatte er geglaubt, mit einer schönen jungen Frau heute hier einzuziehen, einer Frau, die seine Jugendgespielin gewesen, und die er, seit er denken konnte, gewohnt war, für seine zukünftige Gattin anzusehen. Jetzt war dieser Traum zu Ende; denn in jenem Briefe hatte sie ihm kurz angezeigt, daß sie die Gattin eines Andern geworden, — eines Andern, der ihr mehr vom Leben gewähren könne, als er ihr je hätte bieten können und auch wollen. Es lag weder Schadenfreude

in dieser Mittheilung, noch Bedauern; es war eine einfache, kalte, ruhige Abfertigung, so wie man einen Diener fortschickt, wenn man seiner nicht mehr bedarf. — Ludwig hatte diesen Brief auf dem Heimweg dem Vater Gutbrod gezeigt; doch dieser, als er ihn gelesen, schüttelte blos mit dem Kopfe und sprach kein Wort darüber. Auch darüber sagte er nichts, als Ludwig trotz dieser Veränderung, die nun seinem ganzen Leben eine andere Richtung gab, darauf bestand, heute noch seine Pächterwohnung zu beziehen. Nachher aber äußerte er gegen seine Tochter: „Gott prüfet die Herzen der Menschen wunderbar; der beste Prüfstein aber ist die Einsamkeit. Darum ist es gut, daß Ludwig seine Pachtung bezieht. Ist er von ächtem Schrot und Korn, so wird ihn die Arbeit und Mühe, die ihm hier obliegt, stählen, die herbe Täuschung, die er erfahren, zu überwinden, und er wird als ein lebensfroher, kräftiger Mensch wieder auferstehen.“ — So bezog Ludwig seine einsame Wohnung noch an demselbigen Abend, obgleich dieselbe ihn stündlich an den Betrug erinnern mußte, der mit ihm gespielt worden war.

Lange ging er schweigend auf und ab. Seine Miene war ernst und düster im Anfang; je länger er aber auf und ab schritt, um so mehr erheiterten sich seine Züge. Es war nicht Fröhlichkeit, die sich darauf lagerte, aber man sah ihm an, daß er einen ernsten, festen Entschluß gefaßt hatte.

„Es war Gottes Wille so,“ sagte er endlich halblaut. „Sie hat mich nie geliebt, sonst hätte sie nicht so handeln können. Wo wäre aber unser Glück geblieben ohne gegenseitige Zuneigung? Ich will keinen Stein auf sie werfen, und nicht einmal auf ihre herzlose, hochmüthige Mutter, denn der Mensch soll nicht richten, auf daß er auch nicht gerichtet werde.“ — „Die Leute

werden mit Fingern auf mich deuten," fuhr er nach einer Weile fort, „sie werden mich höhnen und fragen, wo denn meine schöne Braut geblieben sey. Auch Vater Gutbrod und sogar sie — und bei dem Worte überzog seine Wangen ein tiefes Roth — werden und müssen mit Geringschätzung auf mich herabsehen, denn wenn man Einen nur so mir nichts, dir nichts wie einen unnützen Spüllumpen wegwirft, so muß man denken, es sey nicht viel an ihm. Dessenungeachtet werde ich ihnen beweisen, daß ich doch nicht der Tropf bin, als der ich ihnen jetzt erscheinen muß. Ich werde schaffen und wirken und meine gepachtete Gärtnerei soll noch mit der Zeit mein Eigenthum werden. Der Schlag soll mich nicht beugen oder gar vollends ganz darniederwerfen. Wenn sie mich auch nicht lieben, so sollen sie mich doch achten lernen."

Sein Gang wurde immer fester, während er so sprach. „Der alte Gänsevert in Harlem," so schloß er endlich sein Selbstgespräch, „von dem sie sagen, er sey ein Junggeselle geblieben, weil ihm seine Braut gestorben, soll mein Vorbild seyn. Und gleich morgen mache ich den Anfang und bestelle mir die alte Margaretha als Haushälterin, und ihr Sohn kann als Knecht bei mir arbeiten. Und dann wollen wir sehen, ob sie nach Jahr und Tag mich noch als einen Auskehrichtfetzen betrachten können!"

Zu derselbigen Zeit, als Ludwig Wagner so mit sich selbst sprach, zog sich Rosa Gutbrod in ihr Schlafkämmerlein zurück. Vater und Tochter hatten an diesem Abend nicht viel mit einander gesprochen; jedes war seinen eigenen Gedanken nachgehangen. Als Rosa sich entkleidet hatte, fiel sie auf ihre Kniee und sandte ihr Gebet gen Himmel. Es vergieng kein Abend,

wo ſie dieß nicht gethan hätte; aber an dieſem Abend war ihr Gebet doppelt innig, doppelt eifrig. „Herr Gott und Vater,“ ſagte ſie, „nimm ihn gnädig in deinen Schutz. Bewahre ihn vor Verzweiflung und ſtärke ihn in ſeiner Trübſal. Lieber Vater im Himmel, du weißt es, daß mein Herz keine Schadenfreude fühlt; aber ich danke dir, daß du ihn gehütet haſt vor dem Elende eines ganzen Lebens. Sie war ſeiner nicht werth, darum haſt du ſie getrennt und geſchieden; und du wirſt die Prüfung, die du ihm auferlegt, gnädig vorübergehen laſſen, darum befehle ich ihn und uns Alle in deinen Schutz.“ — So betete ſie. Sie nannte keinen Namen, aber die Engelein oben, die ihr Gebet zum Allerhöchſten trugen, wußten wohl, von wem ſie ſprach, und an wen ſie dachte; und ſie ſtreuten ſanften Schlaf über ſie aus, daß ſie den andern Tag muthig und geſtärkt erwachte und ihrem Vater daſſelbe lächelnde Antlitz zeigen konnte, das er ſeit Jahren an ihr gewohnt war.

Nochmals verändern wir den Schauplatz, und zur ſelben Stunde, da Roſa ihr feuriges Gebet zum Himmel ſandte, finden wir zwei Frauenzimmer in einem prächtigen Salon eines der Broadwaypaläſte zuſammenſitzen. Das Gemach war ganz mit Teppichen belegt, die Spiegel gingen bis auf den Boden, die Wände zierten Gemälde mit reichen Goldrahmen, und eine offene breite Flügelthüre führte in ein anderes ebenſo reich ausgeſtattetes Zimmer. Die eine der Damen ſaß oder lag vielmehr in einem jener amerikaniſchen Sorgenſeſſel, die ſtatt der Füße mit einer Art Schlittenläufe verſehen ſind, und deßhalb Schaukelſtühle heißen. Sie hatte ihre gewöhnliche Kleidung abgelegt und ſich in einen Nachtüberrock geworfen, der, vorn nur nachläſſig zugeknöpft, verrätheriſcherweiſe Reize enthüllte, welche eine züchtige

Jungfrau nicht einmal dem Spiegel anvertraut. Ihre Augenlider waren halb geschlossen, als ob sie sich süßen Träumen überlasse und die wollüstigen Lippen bewegten sich, als ob sie zum Kusse aufforderten. Das andere Frauenzimmer trug Haube und Rock, wie man sie oft und viel unter städtischen Bürgersfrauen in Deutschland findet und beschäftigte sich mit einem Haufen Kleidungsstücke, die vor ihr auf dem Tische lagen. Es war eine dürre, lange Person, der man die ewige Beweglichkeit und Rastlosigkeit ansah. Und, in der That fand sie auch jetzt noch spät Abends kaum Ruhe auf dem Sessel, auf dem sie sich niedergelassen!

„Wer hätte das vor einem halben Jahre gedacht, Minette?" sagte die ältere Frau zu der wollüstigen Schönheit neben sich, unter dem Haufen neuer Kleider wühlend, welche vor ihr lagen. „Wer hätte das gedacht? Aber schreiben will ich's ihnen, daß sie Maul und Nase aufsperren!"

In der That, wer hätte das gedacht! Vor einem halben Jahre noch verzehrte sich die Mutter fast in ihren Sorgen um das tägliche Brod und in ihren Wuthausbrüchen über den trägen, nichtsnutzigen Ludwig in Amerika. Ihre einzige Hoffnung auf Besserung bestand damals noch in der Erwartung des Reisegeldes zur Ueberfahrt 'nach New-York. Und die Tochter? Nun, die lebte in den Tag hinein und ihr einziger Gram war vielleicht der, daß es nie langen wollte zu seidenen Kleidern und Mantillen und Hüten. Die Herrn, mit denen sie Umgang hatte, verstanden sich zwar wohl auf Freibillete in's Theater, vielleicht auch auf ein paar Perlocken oder ein goldenes Ringlein; aber — sie wagten es ja nicht einmal, offen mit ihr über die Straße zu gehen! Das änderte sich nun gänzlich vor etwa

einem halben Jahre. Damals kam ein Graf Plocki in dem Städtchen an und logirte sich im ersten Gasthof ein. Man wußte nicht, was er treibe und woher er stamme, aber das sah man, daß er Geld hatte und das Geld auch fließen ließ; denn er gab verschiedenen Künstlern des Städtchens — Kupferstechern und Mechanikern, an denen kein Mangel war, weil sich einige größere mechanische Fabriken da befanden, — Aufträge und bezahlte diese gut. Langweilig mochte es dem Grafen aber doch vorkommen, denn es gab nicht gar viel Unterhaltendes in der Stadt und an Abwechslung in den Vergnügungen fehlte es ohnehin. Da wußte sich Minette dem Herrn Grafen in den Weg zu stellen. Wie kam diese Schönheit in diese Landstadt? Minette verstand sich zu kleiden, trotz der Armuth ihrer Kleider; Minette verstand ihre Augen zu brauchen, trotz dem, daß ihr ein Schleier fehlte. Nach kurzer Zeit war Graf Plocki der tägliche Gast in der alten Schulmeisterin Hause und — Minette durfte sich nun bald nicht mehr über den Manzel an seidenen Kleidern und sonstigem Schmuck beklagen. Um diese Zeit kam Ludwig Wagner's Brief mit der Geldanweisung zur Ueberreise nach Amerika. Was nun hierüber zwischen Minette und dem Grafen verhandelt wurde, kann ich nicht sagen; nur so viel ist sicher, daß die Anweisung Ludwig's mit Freuden acceptirt wurde, daß sich aber, als Minette und ihre Mutter an Bord des Schiffes waren, urplötzlich auch der Graf Plocki einstellte, der ebenfalls die Reise nach Amerika machte. Natürlich reiste dieser in erster Cajüte; Minette und ihre Mutter aber befanden sich im Zwischendecke. Doch nach wenigen Tagen wurde diesem Uebelstande abgeholfen, indem der Graf dem Kapitän die nöthige Summe aufzahlte und Minette nun zu

dem Grafen in die erſte Cajüte überſiedelte. Zwar die übrigen Paſſagiere machten ſonderbare Geſichter dazu und es fehlte nicht viel, ſo hätte man mit Fingern auf ſie gedeutet, aber — die Mutter nahm ſich ihrer an und die hatte eine Zunge, wie ein Schwert. Warum ſollte ihre Tochter nicht mit dem Grafen wie Mann und Frau zuſammen leben, wo ſie doch einander heirathen wollten, ſo wie ſie in Amerika ankamen? — Und heute kamen ſie an. Geheirathet hatten ſie zwar einander an dieſem Tage noch nicht, aber der Graf verſprach gleich auf den andern Tag die Copulation. Und geſorgt hatte er für ſie, wie für eine Gräfin! Ihr Logis war nicht nur geräumig, ſondern großartig und lag in der erſten Straße New-Yorks, im Broadway. Die Einrichtung war nicht nur reich und elegant, ſondern luxuriös und eines Grafen würdig. Die Kleider- und Putzhandlungen wurden gleich nach der Ankunft in Requiſition geſetzt, und der Graf ſcheute keine Geldausgabe, um Minette ſo gräflich als möglich herauszuſtaffiren.

„Wer hätte das gedacht vor einem halben Jahre," wiederholte die Schulmeiſterin, als ihre Tochter fortfuhr, ſich in dem Rockingchair hin- und herzuſchaukeln, ohne eine Antwort zu geben. „Ich möchte nur jetzt den Hungerleider von einem Ludwig ſehen, was der für ein dummes Geſicht ſchneiden wird! Ja wohl, wir werden ihm Salat und Meerrettig pflanzen helfen und Gurken auf dem Markt feil haben! Daß dich der Kuckuk!"

„Still, Mutter!" erwiederte Minette; „ſagt Nichts über den Ludwig. Er iſt doch noch der Nettſte unter Allen, die ich geſehen und die mich liebten. Wenn er nur nicht ſo gar blöde und ſchüchtern wäre! — Aber, wenn ich ihm einmal begegne, wer weiß, ob ich ihm nicht die Augen öffne!"

Sie lächelte wollüſtig vor ſich hin, als ob ſie ſich die Scene ſchon ausmalte. Die Mutter aber erſchrack in ihr tiefſtes Inneres.

„Minette, um Gotteswillen!“ rief ſie aus, „wenn der Graf das hörte! Du ziehſt den Ludwig vor? Warum biſt du aber dann nicht zu dem gezogen?“

„Ruhig, Mutter,“ entſchied Minette, „Ihr verſteht das nicht. Den Ludwig wollte ich nie heirathen, und dem Grafen ziehe ich ihn in keinem Falle vor, denn er hat kein Geld und iſt kein Graf; aber — ſo ein Bischen lieben würde ich ihn wohl. Doch — kommt Zeit, kommt Rath; auf morgen iſt der Notar beſtellt, um die Trauungsceremonie vorzunehmen, und bin ich erſt einmal Gräfin Plocki, dann wird ſich das Uebrige ſchon finden.“

Und wegen dieſes Mädchens machte ſich Ludwig kummervolle Stunden!

Noch einmal verändern wir den Schauplatz. Vier Männer fahren in einem Boote den Hudſon hinauf. Es iſt dunkle Nacht. Niemand ſieht ſie. Doch flüſtern ſie leiſe zuſammen, wie in Angſt gehört zu werden.

„Alſo in vierzehn Tagen,“ ſagte Einer von ihnen, „glaubt Ihr, daß wir anfangen können? Es fehlt Nichts, als die Aufſtellung der Maſchinen, und mit dieſem Punkt wollt Ihr zu Zweien fertig werden?“

„Wahrhaftig, es iſt auch hohe Zeit,“ meinte ein Zweiter, „denn wir haben nun ſchon manches Tauſend aufgewendet und müſſen endlich auch einen Nutzen ſehen.“

„Aber verwundern werdet Ihr Euch, Graf,“ warf ein Dritter ein, „über den Schlupfwinkel, den ich ausgeſucht. Da

findet uns der Teufel nicht. Und die Burſche, die wir brauchen, um das Geld unter die Leute zu bringen, ſind auch da. Zu dem Zweck habt Ihr wohl auch Eure Gräfin mitgebracht? Oder wollt Ihr ſie wirklich heirathen? Habt Ihr die Andere ganz vergeſſen?"

„Stille," erwiederte der Angeredete. „Die Andere laßt ganz aus dem Spiel. Das ſind meine Sachen. Aber — es iſt gut, daß Ihr die Sprache darauf gebracht habt. Ihr müßt morgen mit in meine Wohnung kommen, und den Notar vorſtellen und uns zuſammengeben; denn meine Schöne will durchaus copulirt ſeyn, und ihre Mutter würde mir die Augen auskratzen, wenn ich ihre Tochter nicht zur legalen Gräfin machte. Paddy kann als Zeuge figuriren."

Unter ſolchen Geſprächen fuhren ſie den Hudſon hinauf, und wegen dieſes Menſchen hatte Minette den Ludwig verrathen und verlaſſen!

---

Das Landhaus, welches der alte O'Neill in der Nähe von Harlem und Mount Morris gekauft hatte, ſtieß faſt auf den Harlemfluß, welcher den Hudſon oder Nordriver mit dem Eaſtriver verbindet und hiedurch die Manhattaninſel erzeugt, auf welcher New-York ſteht. Der Harlemfluß iſt nur ein Ausläufer oder Arm des Hudſon, und nicht ſo breit und tief, daß er von größeren Schiffen befahren werden kann. Kleinere Barken und Fiſcherboote ſieht man jedoch häufig auf ihm. Seine Ufer ſind meiſt flach und ſumpfig, und nicht ſelten findet man ganze Strecken, die unter Waſſer ſtehen, flache See'n bildend, die mit einander durch unterirdiſche Kanäle verbunden ſind. An einer Stelle jedoch, nicht weit von dem Landhauſe O'Neill's

entfernt, ſteigt das linke Ufer des Harlemfluſſes ſteil und felſig empor, und iſt mit dichtem Gebüſch bewachſen. Die Gegend iſt hier wild und unfruchtbar, und auf eine ganze Meile in der Runde ſieht man kein anderes Haus, als das O'Neill's, welches auf der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes liegt.

Der alte O'Neill lebte ganz einſam auf ſeinem einſamen Hauſe. Seinen ganzen Haushalt bildete eine alte, taube Frau, welche Köchin und Wärterin zugleich war. Beſuche kamen äußerſt ſelten, und wenn welche kamen, ſo beſtanden ſie aus ſeinen zwei Söhnen und einem Freunde, dem Grafen Plocki, der ſie häufig begleitete und mit ihnen oft mehrere Tage auf dem Landhauſe blieb, um ſich, wie es ſchien, die Zeit mit Jagen oder Fiſchfang zu vertreiben. Man konnte nämlich beiden Vergnügungen faſt zu gleicher Zeit obliegen, wenn man den Nachen beſtieg, der hinter O'Neill's Hauſe im Fluſſe lag, und eine kurze Strecke aufwärts fuhr, da wo das Ufer ſich ſo ſteil erhob; denn hier gab es nicht nur Fiſche in Menge, ſondern auch, wahrſcheinlich eben wegen der Menge der Fiſche, eine große Zahl Waſſer- und Raubvögel aller Art.

Mit Ludwig Wagner kam der alte O'Neill wenig zuſammen. Das Pachtgut deſſelben ſtieß ebenfalls an den Fluß, jedoch ſtand ſeine kleine, niedere Wohnung weiter abwärts gegen die Stadt Harlem zu. Das Einzige, was einige Annäherung zwiſchen dem Pächter und ſeinem Pachtherrn hervorbrachte, war der Umſtand, daß Ludwig, den ſeine Geſchäfte, der Verkauf ſeiner Produkte nämlich, alle Wochen mehrere Male nach New-York führten, dem O'Neill alle die Haushaltungsgegenſtände und Nahrungsmittel mit herausbrachte, welche nicht in nächſter Nähe zu haben waren. Sonſt aber liebte der Pachtherr offenbar die

Geselligkeit nicht und vermied wenigstens alle und jede nähere Bekanntschaft mit seinem Pächter, der seinerseits Alles dazu beitrug, diese Stimmung aufrecht zu erhalten. Denn nicht leicht konnte man einen fleißigeren, aber zugleich stilleren, verschlosseneren und zurückgezogeneren, jungen Mann finden, als Ludwig Wagner war, seit er sich auf seinem Pachtgute befand.

Es mochte ungefähr drei oder vier Wochen nach der Zeit seyn, da wir zuerst den alten O'Neill in der Albanystreet gesehen haben, als er eines Abends spät nach Sonnenuntergang noch in einem hintern Zimmer seines Hauses auf- und abgieng. Auf einem Tische standen mehrere Flaschen, offenbar mit dem Getränke gefüllt, welches Irländer am meisten lieben, und daneben zeigte eine große Platte eine Menge kalten Fleisches und Schinken, wie wenn heute Nacht noch Besuch erwartet worden wäre. Und doch war die alte Haushälterin längst zu Bette, und weit und breit sah und hörte man Nichts, das die Stille der Nacht unterbrochen hätte!

Der Alte befand sich in großer Aufregung und der Zug, den er hie und da aus einer der Flaschen nahm, diente nicht dazu, sein Gemüth ruhiger zu stimmen.

„Heute Nacht muß es sich entscheiden," murmelte er halblaut vor sich hin, „ob das Spiel gelingen soll oder nicht. Die Pressen sind aufgestellt, die Platten zusammengefügt; es fehlen nur noch die Kräfte, sie in Bewegung zu setzen. Gelingt es, so sind wir in Jahresfrist reiche Leute und kein Millionär der Wallstreet mit uns zu vergleichen."

Wiederum gieng er auf und nieder, da hörte er plötzlich Fußtritte auf dem kiesigen Wege. Wenige Sekunden darauf stand sein Sohn Daniel neben ihm. Schweigend grüßten sie

sich, und der Vater deutete auf den Tisch, auf welchem die Erfrischungen standen.

„Ich kann nichts essen vor Erwartung," sagte der Sohn. „Ist's noch nicht Zeit zum Aufbruch?"

Schweigend deutete der Vater auf die Uhr. Es war noch nicht Mitternacht. Langsam rückte der Zeiger vorwärts, endlich stand er auf der erwarteten Zahl. Der alte O'Neill schlich sich zur Thüre hinaus und die Treppe hinauf; er horchte an dem Schlafgemach seiner tauben Haushälterin, aber Nichts regte sich. Nun trat er wieder in's Zimmer, und Vater und Sohn packten Flaschen und Speisen in ein bereit gehaltenes Tuch und schlichen leise die Treppe hinab an den Fluß. Es war eine stille, ruhige Nacht. Kein Laub bewegte sich. Nichts ließ sich hören. Sie banden den Nachen los, und bald befanden sie sich mitten im Flusse. Nach kurzer Fahrt hielten sie an der Stelle, wo das Ufer auf der linken Seite steil bergan stieg. Der Sohn trug das Bündel mit den Speisen, der Vater gieng voran. Kein Weg führte durch das dichte Gestrüpp, und nur langsam kamen sie vorwärts, sorgsam Acht gebend, daß sie kein Gesträuch abbrachen und sonst keine Spuren hinter sich ließen. Endlich hielten sie an. Sie standen vor einem hohen Felsen und keine Möglichkeit schien, weiter vorwärts zu kommen. Sie horchten. Lautlose Stille ringsum, nur tief unter sich, gleichsam in den Eingeweiden der Erde, hörten sie ein leises Knirschen und Stöhnen, wie wenn d'rin eine Maschine im Gange wäre, die ein Zittern der Erdoberfläche verursachte.

„Sie sind an der Arbeit," flüsterte der Alte. „Das Werk ist gelungen." — „Gieb das Zeichen," fuhr er fort, „damit sie uns einlassen."

Der Sohn klopfte dreimal mit einem Stein an den Felsen und im Nu hörte das Stöhnen und Knirschen auf. —

Ein schwerer Stein lag am Fuße des Felsens. Mit vereinten Kräften schoben sie ihn zur Seite und eine schmale Oeffnung zeigte sich, durch die sie kriechend auf allen Vieren eindrangen. Bald dehnte sich der Weg aus und es ward ihnen möglich, auf den Füßen zu stehen. Nunmehr befanden sie sich vor einer Thüre, die ihre vereinte Kraft nicht zu sprengen vermocht hätte, wenn sie nicht offen gestanden oder freiwillig von innen geöffnet worden wäre. Nun befanden sie sich im Innern der Höhle.

Es war ein großes Gemach, mit kunstloser Decke; denn die Felsen hingen im Zickzack herab, wie die Natur sie gebildet hatte. Von den feuchten Wänden fielen Tropfen Wasser herunter, die sich auf dem Boden sammelten und durch ein Loch absickerten, wahrscheinlich dem nahen Flusse zueilend. Eine Ritze schien nach oben zu führen, denn die Lichter, welche die Höhle beleuchteten, brannten hell und klar, und war auch die Atmosphäre feucht und naßkalt, so strömte doch genug frische Luft ein, um den Aufenthalt von Menschen möglich zu machen. Jahrhunderte lang mochte die Höhle unentdeckt gelegen seyn, bis sie der alte O'Neill nach langem Suchen endlich aufstöberte. Er allein mit seinem Sohne Paddy hatte sie in den Zustand versetzt, in welchem sie sich jetzt befand. Viele Nächte hindurch hatten sie daran gearbeitet, und jeden Morgen vor Tagesanbruch brachte sie der Nachen unbemerkt und ungefährdet wieder nach dem Landhause, das der Vater, nachdem er jene Entdeckung gemacht, erkauft hatte.

„Seyd Ihr schon im Zuge, Jungen?" sagte der alte Mann. „Arbeiten die Pressen?"

Die „Jungen“ waren keine Andern, als Paddy, der älteste Sohn O'Neill's und derjenige, welchen wir als Graf Plocki kennen gelernt haben. Hemdärmelig standen sie jeder an einer Presse und ihre Gesichter trieften von Schweiß.

„Da seht her, Vater,“ flüsterte Paddy mit seiner tiefen Stimme, und zeigte dem Vater ganze Haufen Münze, welche augenscheinlich so eben erst geprägt worden waren. — „Es sind für jetzt nur Zweischillingsstücke, aber mit der Zeit machen wir Goldthaler und halbe Eagles. Wir wollten es zuerst nur mit dem Silber probiren.“

Und von der Presse Paddy's traten sie an die Presse des Grafen, und triumphirend wies er ihnen sein Machwerk. Es waren lauter Banknoten, — Bankbillets, wie sie in Amerika üblich sind, und alle fix und fertig bis auf die Unterschrift des Präsidenten und Cassiers der Bank.

„Bei Gott,“ rief O'Neill, als er eine der Noten nach der andern am Lichte betrachtete, und ein Strahl unermeßlichen Jubels zuckte aus seinen Augen. „Bei Gott! Eure Leute draußen in Deutschland verstehen ihr Handwerk! Die Vignetten und Zeichnungen sind so gelungen, daß sie kein Mensch von den ächten unterscheiden kann!“

„Und was das Beste dabei ist,“ erwiederte Graf Plocki höhnisch lachend; „sie wußten nicht einmal, was sie machten. Dem Einen gab ich den Theil der Zeichnung, dem Andern jenen. Hätten die Kupferstecher draußen gewußt, um was es sich handle, sie hätten mir nie gedient. Ich habe das Ganze hier erst zusammengesetzt und auf einzelne Platten übergedruckt. Nun aber ist kein Mensch in ganz Amerika, der uns verrathen könnte, wenn wir es nicht selbst thun.“

Sie nahmen nun Alle die Banknoten vor und Alle waren einstimmig der trefflichen Arbeit. Ihre Gesichter glänzten, ihre Augen leuchteten! So leuchten auch die Augen derer, die sich einer trefflichen That erfreuen; so glänzen auch die Gesichter derer, die eine edle Handlung vollendet, aber — der Ausdruck dieses Glanzes und dieses Leuchtens ist ein anderer. Die vier Männer hier bekräftigten ihre Freude mit einem Fluche; die Edlen und Trefflichen bekräftigen sie mit einem stummen Gebete!

„Nun beginnt deine Arbeit, Daniel," sagte endlich der alte O'Neill, als er sich gesammelt hatte und der erste Jubelrausch vorüber war. „Nun wollen wir sehen, ob deine Kunstfertigkeit hinreicht, das Werk zu vollenden."

Und nicht lange stand es an, so hatten sie auch hier die Befriedigung, ihre Absichten gekrönt zu sehen. Daniel hatte sich an ein Tischchen gesetzt. Er zog Tinte und Feder hervor und studirte lange die Handschrift der Unterzeichner einer ächten Banknote, die er vor sich ausbreitete. Und dann holte er aus mit sicherem Strich und die Namen des Präsidenten und Cassiers der Bank, auf welche die nachgemachten Bills lauteten, standen unter den falschen Banknoten so täuschend ähnlich nachgemacht, daß der Präsident und Cassier selbst die ächten von den falschen nicht hätten unterscheiden können.

„Ihr seyd wirklich ein Künstler," meinte Graf Plocki, dem Schreibenden über die Achsel sehend.

Nun setzten sie sich zu Speise und Trank; und dann arbeiteten sie wieder; und die Haufen Silbers und die Bankbills mehrten sich von Stunde zu Stunde. Endlich zeigte ihnen der Zeiger der Uhr, daß es Zeit sey, sich zurückzuziehen. Geld und Bills packten sie in den Rachen, der [illegible] Stein ward vor

die ſchmale Oeffnung gerollt und geräuſchlos und unentdeckt kamen ſie in O'Neill's Landhauſe an, noch ehe die alte Haushälterin Miene machte, aus den Federn zu kriechen.

Acht Tage lang waren Graf Plocki und Paddy in der Höhle eingeſchloſſen geweſen, ehe es ihnen gelang, das Werk ſo weit zu fördern, als es jetzt war. Nunmehr ſtanden ſie am Ziele. „Geld! Geld!" iſt die Loſung in Amerika. Wie es erworben wird, iſt Nebenſache.

---

Auf der Gärtnerei des alten Vater Gutbrod ging inzwiſchen ſeit der Abweſenheit Ludwig's Alles ſeinen gewohnten Gang. An Ludwig's Stelle war ein anderer Gärtnergeſelle angenommen worden, und Vater Gutbrod pflegte ſeine Blumen nachgerade, wie zuvor. Auch Roſa that ihre Geſchäfte, wie ehedem. Doch wollte man bemerken, daß es nicht mit derſelben Luſt und Fröhlichkeit geſchah, als vor einigen Monaten. Man hörte ihre Stimme wenig mehr, und ihre Lieder, mit denen ſie ſonſt den Vater erfreute, wollten nicht recht aus der Kehle heraus. Auch bleicher und magerer war ſie geworden, und man mußte nothgedrungen auf den Gedanken kommen, es nage etwas an ihrem Herzen, doch ſagte ſie kein Wort, und auch ihr Vater, ſo oft er vielleicht im Stillen, wenn er ſich unbemerkt glaubte, ſeine Blicke bekümmert auf ſie richtete, ſprach keine Sylbe über ihr verändertes Ausſehen. „Es wird ſich Alles mit der Zeit geben," dachte er, „und was Gott will, geſchieht dennoch, wir Menſchen mögen drüber grübeln, ſo viel wir wollen." Doch fehlte auch ihm, trotz dieſer ſeiner ſtrengen Grundſätze, die rechte Herzensfröhlichkeit, die ſonſt auf ſeinem Angeſichte ſich gelagert hatte, und er war ſich deſſen recht wohl bewußt. Nur

ſchrieb er es keiner andern Urſache, ſondern allein dem Umſtande zu, daß der neu eingeſtellte Knecht ihm nicht recht behagen wollte, und nicht blos in der Gärtnerei weniger verſtand, als der Ludwig, ſondern auch im Verkaufe der Blumen ſich nicht als den treuen und zuverläſſigen Mann bewährte, den Vater Gutbrod an ſeinem früheren Geſellen gehabt hatte. Roſa übernahm daher freiwillig den alleinigen Verkauf der Blumen in der Stadt, den ſonſt der Geſelle wenigſtens zur Hälfte betrieben hatte, und fuhr alle Morgen in der Frühe mit ihren Vorräthen nach New-York hinein, um die Waare auf dem Markte abzuſetzen. Der Vater mochte ihr zwar dieſe neue Bürde nicht gerne aufladen, weil es doch zu anſtrengend für ſie ſeyn konnte, bei jedem Wetter und Wind in die Stadt zu fahren; allein auf der andern Seite dachte er wieder, es würde dem Mädchen als Zerſtreuung dienen und dazu beitragen, ihren alten Frohſinn wieder zurückzurufen. So ließ er ſie denn gewähren und — mit Luſt und Liebe ging ſie an die neue Arbeit. Ob wohl vielleicht im Hintergrunde die Idee lauerte, ſie könnte dem Ludwig Wagner auf dieſen Stadttouren begegnen, oder ihn gar auf dem Markte zum Nachbar bekommen, können wir nicht ſagen. Das aber wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß ſie einander nicht begegneten und einander auch nicht einmal ſahen; denn Ludwig's Weg in die Stadt führte zwar nicht weit von Vater Gutbrod's Gärtnerei vorüber, aber er vermied es, in Berührung mit den Inſaſſen derſelben zu kommen. „Ein Jahr muß vorüber ſeyn," hatte er ſich vorgenommen; „ich muß gezeigt haben, wer ich bin, dann erſt wird die Verachtung ſchwinden, die jetzt nothwendig auf mir laſtet." Ueberdieß waren es weniger Blumen, die er zu Markte brachte, weil ſein Gewächshaus noch nicht

so in der Ordnung war, wie er es wünschte, und wie er es in kurzer Zeit zuwege zu bringen hoffte, sondern mehr Gemüse und Früchte und derlei Kunsterzeugnisse. So hielt er meist auf einem andern Markte feil, als der war, wohin Rosa fuhr.

Die Lust, mit der Rosa ihr neues Geschäft begonnen hatte, ließ daher bald nach, und der Trübsinn des sonst so fröhlichen Mädchens nahm eher zu, als ab, trotz aller Zerstreuungen, die das Marktleben mit sich bringt. Doch sollte das Letztere die Ursache einer großen Veränderung seyn, die um jene Zeit mit dem Haushalt des Vater Gutbrod vorging.

Es war im Monate November, nur etwa ein Vierteljahr von dem Beginn unserer Erzählung an. Der Spätherbst ist zwar in Amerika meist viel sonniger und schöner, als in Deutschland; ja man darf ihn die einzige schöne Jahreszeit nennen, weil ein Frühling so zu sagen gar nicht existirt und der meist strenge und kalte Winter mit dem Anfang des Monat Mai sogleich in den heißen und erschlaffenden Sommer übergeht. Die Leute nennen daher auch den Herbst kurzweg nur Indian-Sommer, d. h. den amerikanischen Sommer oder Nachsommer vielmehr; aber hie und da zeigt sich doch auch in den Herbstmonaten schon, besonders im November, ein Vorbote des kommenden Winters. Es treten Regen ein, die ein fröstelndes Gefühl in sich tragen, und man fängt an, sich nach dem warmen Ofen zu sehnen. So war es auch damals ein Tag, als Rosa, nachdem sie ihre Geschäfte in der Stadt abgemacht, langsam dem Hause ihres Vaters zufuhr. Sie kutschirte selbst, wie es vielfach bei Farmers- und Gärtnersfrauen oder Töchtern der Fall ist; denn die Weiber in Amerika sind viel ungenierter, als in Deutschland, und setzen sich über Dinge und Sitt-

ſchloſſen, was hier zu thun ſey. Alſo ſchöpfte ſie Waſſer aus einer nahen Rinne und rieb die Schläfe der Frau, bis dieſe erwachte, und dann half ſie ihr aufſtehen und auf ihr Wägelchen hinaufklettern, und auch das Mädchen mußte einſteigen und nun fuhr ſie der Heimath zu, nachdem ſie die Frau ſo gut als möglich zugedeckt hatte.

Der Vater Gutbrod ſah hoch auf, als er ſeine Tochter in dieſer Geſellſchaft ankommen ſah; allein er dachte, wie die Roſa, und handelte auch ſo; d'rum, nachdem er erfahren, wie die Sachen ſtehen, wurde die arme Frau in ein warmes Zimmerchen gebracht und gut mit Speiſe und Trank verſehen, ſo daß ſie ſich bald ſichtlich erholte. War doch die ganze Krankheit nur eine Folge geiſtigen Kummers, ſowie auch großer körperlicher Entbehrung! In wenigen Tagen durfte man ſie als ſo hergeſtellt betrachten, daß ſie ihre Weiterreiſe hätte fortſetzen können; allein davon war keine Rede, im Gegentheil die Frau blieb da und wurde bald wie ein Mitglied der Familie behandelt.

Die Sache verhielt ſich nämlich ſo:

Frau Maria war eine geborne Amerikanerin und richtig in New-Haven zu Hauſe. Dort lernte ſie vor eilf oder zwölf Jahren einen Deutſchen kennen, einen geſchickten Graveur und Mechanikus, mit Namen Koppel. Sie wurden ein Paar und die Folge ihrer Heirath war das Töchterchen, das die Frau bei ſich hatte. Die Ehe machte ſich aber nicht ſo glücklich, als die Maria gehofft haben mochte, denn ſie liebte ihren Mann aufrichtig und herzlich. Er jedoch fand ſich nicht recht hinein, in's eheliche Leben, und — mochte es nun der Gegenſatz zwiſchen amerikaniſchen und deutſchen Gewohnheiten ſeyn,

weg, die man im alten Vaterla
ohne ſich der Gefahr eines ſchi
dann nur dabei bliebe, ſo wär
in Amerika treiben das „Sich
kommt oft und viel vor, d
wegſetzen, über die kein ſittli

Roſa fuhr langſam da
Spielraum; da gewahrte ſi
das bitterlich weinte. Das
zählen und war trotz des
nur leicht und ärmlich gekl
ſie neben dem Kinde eine
und augenſcheinlich bewuß
faſt noch ärmlicher, als
ſah man das Elend, den
an. Roſa hielt ſtill
was der bewußtloſen Fra
fehle. Allein dieſes konn

„Wir ſind in der
„Mutter wollte den Vate
laſſen hat, denn wir ſin
New-Haven in Connecticu
den, und ſo wollten n
Die Mutter kann jedoch
bekommen, und nun wei
rathen."

So viel brachte Ro
wollte auch nicht mehr e
erſten Worten ſchon genug

., daß ich's recht sage, eine Nachricht kam. Vor
agen erst nämlich war ein Bekannter von Frau
r nicht weit von ihr wohnte, in New-York gewesen
mit der Kunde zurück, er habe den Koppel in dieser
sehen. „Gesprochen hätte er ihn zwar nicht," sagte
n, „aber gesehen habe er ihn ganz sicherlich und auch
tig erkannt; denn so leicht täuschten sich seine Augen
meinte er. Der Mann wollte auch den Koppel anreden,
ie er sich ihm näherte, kam zufällig ein Trupp Men-
zwischen, wie's in dem Gedräng auf den Straßen
)orks oft und viel der Fall ist, und nachher war der
verschwunden und nicht mehr zu sehen.

Das war ein schwerer Schlag für die Maria. Ihr Mann
w-York, zurückgekehrt von Deutschland, und nicht bei
einem Weibe! Sie konnte es kaum glauben, und doch
er Nachbar sprach so zuversichtlich von dem, was er ge-
, — sie mußte sich überzeugen!

So versetzte sie denn, was sie noch Versetzbares hatte,
machte sich mit ihrem Kinde auf den Weg nach New-York.
reiste so wohlfeil, als möglich, auf dem Dampfboote;
quartirte sich im billigsten Gasthof in New-York ein; aber
achttägigem Aufenthalte war ihr Geld aufgezehrt. Und
hatte sie Nichts erfahren! Doch war alle ihre Mühe ver-
ns! Auf allen Stationshäusern erkundigte sie sich, in allen
schen Wirthshäusern forschte sie herum, die Fremdenverzeichnisse
Gasthöfe schlug sie nach, den Obersten der Polizei machte
mit ihrem Anliegen bekannt, — Nichts verabsäumte sie,
Etwas von ihrem Manne zu erfahren, wenn er wirklich
Europa nach New-York zurückgekehrt war; aber — Alles

vergebens! Auch nicht eine Spur ließ sich auffinden! — So machte sie sich mit gebrochenem Herzen wieder auf den Weg nach Hause, nach New-Haven nämlich, denn — nach Hause konnte sie nicht sagen, da sie Nichts mehr ihr eigen nannte, als was sie auf dem Leibe trug! Aber sie kam nicht weit. Die innere Aufregung und die schlechte Kleidung in der kalten Jahreszeit warfen sie fieberkrank darnieder und sie wäre wohl elendiglich an der Straße verkommen, wenn Rosa ihr nicht beigestanden wäre.

Das tiefste Mitleiden ergriff den Vater Gutbrod, als er das Schicksal der armen verlassenen Frau erfuhr, und Rosa hatte daher nicht lange zu bitten, als sie das Anliegen an den Vater stellte, die Maria Koppel mit ihrem Kinde ganz bei sich zu behalten. Auch war es kein Schaden für die Familie Gutbrod, daß sie das thaten; denn nicht blos eine treue, herzliche Freundin wurde die Maria für die Rosa, sondern auch schon gleich nach den ersten paar Tagen ein äußerst nützliches Hausmitglied. Sie versah das ganze Hauswesen, so lange Rosa auf dem Markte abwesend war, und war die Letztere einmal abgehalten, selbst auf den Markt zu gehen, so ließ es sich Frau Maria nicht nehmen, ihre Stelle zu vertreten. So wurden die zwei Wesen eng vertraut mit einander, und klagten einander beiderseitig ihr Leid. Beiderseitig trugen sie es aber auch mit einander und tröstete Eine die Andere. Vater Gutbrod wäre bald eifersüchtig geworden über die Vertrautheit seiner Tochter mit der Fremden! Doch — er wußte aus alter Erfahrung, daß ein weibliches Herz sich nur einem andern weiblichen Herzen gegenüber ausleert und so war er innig froh, daß Rosa gleichsam eine Schwester gefunden hatte.

An der Bloomingdaleroad, der Blumenthalstraße, wie sie die Deutschen nennen, welche eigentlich nichts ist, als eine Fortsetzung des Broadway, der ersten und feinsten Straße New-Yorks, steht ungefähr bei der 110ten Straße ein einsames Wirthshaus, das zu der Zeit, von der wir sprechen, von einem Amerikaner gehalten wurde. Die Gegend war damals noch ziemlich isolirt, denn von der vierzigsten Straße an fand man auf der Westseite der Manhattaninsel nur wenige Gebäude, das Dörflein Manhattanville ausgenommen. Die Landhäuser und Gärtner-Wohnungen standen entweder mehr auf der Ostseite an der Straße nach Yorkville und Harlem, oder auch lagen sie hart am Hudson, wie wir schon oben gesehen haben. Das Wirthshaus an der Blumingdaleroad war ein niederes Holzgebäude mit einer Menge anstoßender Stallungen, denn die Straße wurde vielfach von Gefährten aller Art befahren. Da waren zuerst die Farmer und Gärtner, die von ihrem Besitzthum weiter außen auf der Insel oder gar über dem Harlemfluß drüben mit ihren Produkten in die Stadt fuhren und nicht verabsäumten, auf der Heimfahrt einen kleinen Abstecher bei dem „Blumingdaleroadwirth" zu machen. Dann kamen zweitens die vielen Viehtreiber, welche aus weiter Ferne vom Eriesee herab tagtäglich ihre Ochsen nach New-York auf den Markt abzuliefern hatten; auch sie konnten nicht an dem Blumingdaleroadwirth vorbei, ohne ihr Glas mit ihm getrunken zu haben. Zum Dritten fanden sich Mittags immer eine große Menge junger Modeherren und reicher Pflastertreter ein, welche auf der ebenen Straße ihre herrlichen Rosse probirten und zum Spaß und Vergnügen kleine Wettrennen veranstalteten. Für die mußten immer feine Leckerbissen und edle Getränke

parat seyn. So gieng das Geschäft den ganzen Tag; aber auch bei Nacht stand es nicht still. Denn, so isolirt, wie gesagt, die Gegend war, so gab es doch immer einsame Wanderer, die aus irgend einem Grunde das Blumingdaleroadwirthshaus einem Gasthof in der Stadt vorzogen und allda ihr Nachtquartier nahmen. Vielleicht geschah es der Wohlfeilheit halber, vielleicht auch deßwegen, weil sie hier noch ungenierter waren, als in der Stadt, wo der Fremde doch ungeniert genug ist, da kein Mensch nach seinem Namen und Paß fragt. Allein in der Stadt ist doch wenigstens immer noch einige Aufsicht über die Gasthöfe vorhanden, indem sie von einer starken Polizeimannschaft überwacht werden; auf dem Blumingdaleroadwirthshaus aber ließ sich im ganzen Jahre kein Polizist sehen und hätte er sich Amtshalber sehen lassen wollen, so mußte er, wenn ihm sein Leben lieb war, in starker Compagnie kommen, denn der Blumingdaleroadwirth liebte es nicht, daß seine Gäste irgend wie geniert wurden und hatte immer ein Paar handfeste Bursche an der Hand, welche den Teufel sich nicht drum kümmerten, ob Einer, den sie hinauszuwerfen und fortzuexpediren hatten, eine obrigkeitliche Person war oder nicht. So konnte es nicht fehlen, daß das Blumingdaleroadwirthshaus von vielen Menschen als ein sicheres Asyl betrachtet und benützt wurde, und manch' verwegener Gesell gieng da ungehindert aus und ein, den seine Galgenphysiognomie in der Stadt wenigstens verdächtig gemacht hätte. Aber auch feingekleidete Herren ließen sich oft und viel nach Sonnen-Untergang noch sehen, Herren, welche an dem oft bettelhaften und wilden Gesindel, das sich in der untern Wirthsstube bei Nacht herumtrieb, nicht im Geringsten Anstoß zu nehmen schienen.

Es war eine stürmische Dezembernacht. [illegible] Schnee und Eis vermischt [illegible] und die nasse Kälte machte [illegible] Kein Mensch, den nicht [illegible] wagte sich in dieser Nacht [illegible] machte es sich so warm [illegible] warmen Ofen. Dennoch [illegible] wirthshaus nicht still [illegible] große untere Wirthsstube, [illegible] unmittelbar eintrat, [illegible] schlechtesten Gäste waren, [illegible] nämlich; denn Alle aßen [illegible] Alle, was die Hauptsache [illegible] Waren es nun Peddler, [illegible] sonstige Reisende, oder [illegible] schäftigung," wie es [illegible] giebt, ohne daß man sie [illegible] zählen muß, — dem [illegible] schien die Meisten ein [illegible] denn Einer nach dem Andern [illegible] die Uebrigen lärmend [illegible] Minuten wieder ebenso [illegible] Andern Theil zu nehmen. [illegible] Was veranlaßte sie, bei [illegible] stube zu Haus zu verlassen [illegible] daleroadwirthshaus [illegible] ihnen, wie er die Wirthsstube [illegible] Minuten wieder zurückkehrt

Der Bursche schien [illegible]

Nimm alſo lieber wieder Zweiſchillingsſtücke, acht Stück zu einem Thaler gut Geld."

Doch Billy war nicht zu bewegen. „Ich will's jetzt einmal mit Banknoten probiren," ſagte er; „es trägt mehr als das Dreifache ein, denn vom Papier verkauft Ihr ja den Thaler zu dreißig Cents und ſo drei Thaler getraue ich mir wohl täglich an den Mann zu bringen. So gut's der Jack kann und der Tom und der Tully, ſo gut kann ich's auch!"

„Meinetwegen," erwiederte O'Neill. „Aber ſey vorſichtig. Laß keine Bill bei einem Grocer wechſeln, wenn der Mann hinter der Bar ſteht; die Kerle ſind zu mißtrauiſch und ſehen den ganzen Banknotenreporter durch, ehe ſie wechſeln. Iſt die Frau hinterm Schenktiſch, ſo kannſt du's ſchon eher probiren. Am beſten iſt's, du gehſt auf die Märkte; die Farmer und Gärtner, die da feil haben, kennen die Bills nicht, und nehmen ſie, ob ächt oder unächt. Auch auf dem Lande, auf den Bauernhöfen kannſt du ankommen, wenn du Eier dafür einhandelſt oder Geflügel. Alſo noch einmal ſey vorſichtig und, wenn du je einmal abgefaßt und in's Gefängniß gebracht werden ſollteſt, ſo ſchick' nach meinem Advokaten, den ich dir ſchon früher bezeichnet habe, ehe du irgend eine Angabe machſt. Man kann dich nicht zwingen, Auskunft darüber zu geben, woher du die falſchen Bills oder Noten haſt, ehe du mit einem Advokaten Rückſprache genommen haſt. Was dir dann der Advokat ſagt, das befolgſt du Wort für Wort."

So entließ er ihn und ein Anderer nahm Billy's Stelle ein und erhielt ebenfalls falſch Geld gegen gut Geld, und die Ermahnungen und guten Rathſchläge gratis, als Dreingabe. Im Ganzen mochten es wohl dreißig bis vierzig Burſche ſeyn,

ſchrieb er es keiner andern Urſache, ſondern allein dem Umſtande zu, daß der neu eingeſtellte Knecht ihm nicht recht behagen wollte, und nicht blos in der Gärtnerei weniger verſtand, als der Ludwig, ſondern auch im Verkaufe der Blumen ſich nicht als den treuen und zuverläſſigen Mann bewährte, den Vater Gutbrod an ſeinem früheren Geſellen gehabt hatte. Roſa übernahm daher freiwillig den alleinigen Verkauf der Blumen in der Stadt, den ſonſt der Geſelle wenigſtens zur Hälfte betrieben hatte, und fuhr alle Morgen in der Frühe mit ihren Vorräthen nach New-York hinein, um die Waare auf dem Markte abzuſetzen. Der Vater mochte ihr zwar dieſe neue Bürde nicht gerne aufladen, weil es doch zu anſtrengend für ſie ſeyn konnte, bei jedem Wetter und Wind in die Stadt zu fahren; allein auf der andern Seite dachte er wieder, es würde dem Mädchen als Zerſtreuung dienen und dazu beitragen, ihren alten Frohſinn wieder zurückzurufen. So ließ er ſie denn gewähren und — mit Luſt und Liebe ging ſie an die neue Arbeit. Ob wohl vielleicht im Hintergrunde die Idee lauerte, ſie könnte dem Ludwig Wagner auf dieſen Stadttouren begegnen, oder ihn gar auf dem Markte zum Nachbar bekommen, können wir nicht ſagen. Das aber wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß ſie einander nicht begegneten und einander auch nicht einmal ſahen; denn Ludwig's Weg in die Stadt führte zwar nicht weit von Vater Gutbrod's Gärtnerei vorüber, aber er vermied es, in Berührung mit den Inſaſſen derſelben zu kommen. „Ein Jahr muß vorüber ſeyn," hatte er ſich vorgenommen; „ich muß gezeigt haben, wer ich bin, dann erſt wird die Verachtung ſchwinden, die jetzt nothwendig auf mir laſtet." Ueberdieß waren es weniger Blumen, die er zu Markte brachte, weil ſein Gewächshaus noch nicht

ſo in der Ordnung war, wie er es wünſchte, und wie er es in kurzer Zeit zuwege zu bringen hoffte, ſondern mehr Gemüſe und Früchte und derlei Kunſterzeugniſſe. So hielt er meiſt auf einem andern Markte feil, als der war, wohin Roſa fuhr.

Die Luſt, mit der Roſa ihr neues Geſchäft begonnen hatte, ließ daher bald nach, und der Trübſinn des ſonſt ſo fröhlichen Mädchens nahm eher zu, als ab, trotz aller Zerſtreuungen, die das Marktleben mit ſich bringt. Doch ſollte das Letztere die Urſache einer großen Veränderung ſeyn, die um jene Zeit mit dem Haushalt des Vater Gutbrod vorging.

Es war im Monate November, nur etwa ein Vierteljahr von dem Beginn unſerer Erzählung an. Der Spätherbſt iſt zwar in Amerika meiſt viel ſonniger und ſchöner, als in Deutſchland; ja man darf ihn die einzige ſchöne Jahreszeit nennen, weil ein Frühling ſo zu ſagen gar nicht exiſtirt und der meiſt ſtrenge und kalte Winter mit dem Anfang des Monat Mai ſogleich in den heißen und erſchlaffenden Sommer übergeht. Die Leute nennen daher auch den Herbſt kurzweg nur Indian-Sommer, d. h. den amerikaniſchen Sommer oder Nachſommer vielmehr; aber hie und da zeigt ſich doch auch in den Herbſtmonaten ſchon, beſonders im November, ein Vorbote des kommenden Winters. Es treten Regen ein, die ein fröſtelndes Gefühl in ſich tragen, und man fängt an, ſich nach dem warmen Ofen zu ſehnen. So war es auch damals ein Tag, als Roſa, nachdem ſie ihre Geſchäfte in der Stadt abgemacht, langſam dem Hauſe ihres Vaters zufuhr. Sie kutſchirte ſelbſt, wie es vielfach bei Farmers- und Gärtnersfrauen oder Töchtern der Fall iſt; denn die Weiber in Amerika ſind viel ungenierter, als in Deutſchland, und ſetzen ſich über Dinge und Sitten

weg, die man im alten Vaterlande mit nichten verletzen darf, ohne sich der Gefahr eines schiefen Urtheils auszusetzen. Wenn's dann nur dabei bliebe, so wäre Alles recht; allein die Frauen in Amerika treiben das „Sichhinwegsetzen" viel weiter und es kommt oft und viel vor, daß sie sich auch über Dinge hinwegsetzen, über die kein sittlich denkendes Weib hinausgeht!

Rosa fuhr langsam dahin und ließ ihren Gedanken freien Spielraum; da gewahrte sie plötzlich am Wege ein Mädchen, das bitterlich weinte. Das Kind mochte zehn oder eilf Jahre zählen und war trotz des kalten regnerischen Novembertags nur leicht und ärmlich gekleidet. Wie Rosa näher kam, erblickte sie neben dem Kinde eine Frau, die auf dem nassen Boden lag und augenscheinlich bewußtlos war. Auch diese war ärmlich, fast noch ärmlicher, als das Kind, gekleidet. Beiden Wesen sah man das Elend, den Jammer und wohl auch den Hunger an. Rosa hielt still und stieg ab. Sie erkundigte sich, was der bewußtlosen Frau, offenbar der Mutter des Mädchens, fehle. Allein dieses konnte nur wenig antworten.

„Wir sind in der Stadt gewesen," schluchzte das Kind. „Mutter wollte den Vater suchen, der uns schon so lange verlassen hat, denn wir sind nicht von New-York, sondern von New-Haven in Connecticut. Aber der Vater war nicht zu finden, und so wollten wir wieder zurück nach New-Haven. Die Mutter kann jedoch nicht weiter, denn sie hat das Fieber bekommen, und nun weiß ich mir nicht zu helfen und zu rathen."

So viel brachte Rosa aus dem Mädchen heraus; sie wollte auch nicht mehr erfahren, denn sie wußte nach den ersten Worten schon genug. Natürlich war sie schnell ent-

ſchloſſen, was hier zu thun ſey. Alſo ſchöpfte ſie Waſſer aus einer nahen Rinne und rieb die Schläfe der Frau, bis dieſe erwachte, und dann half ſie ihr aufſtehen und auf ihr Wägelchen hinaufklettern, und auch das Mädchen mußte einſteigen und nun fuhr ſie der Heimath zu, nachdem ſie die Frau ſo gut als möglich zugedeckt hatte.

Der Vater Gutbrod ſah hoch auf, als er ſeine Tochter in dieſer Geſellſchaft ankommen ſah; allein er dachte, wie die Roſa, und handelte auch ſo; d'rum, nachdem er erfahren, wie die Sachen ſtehen, wurde die arme Frau in ein warmes Zimmerchen gebracht und gut mit Speiſe und Trank verſehen, ſo daß ſie ſich bald ſichtlich erholte. War doch die ganze Krankheit nur eine Folge geiſtigen Kummers, ſowie auch großer körperlicher Entbehrung! In wenigen Tagen durfte man ſie als ſo hergeſtellt betrachten, daß ſie ihre Weiterreiſe hätte fortſetzen können; allein davon war keine Rede, im Gegentheil die Frau blieb da und wurde bald wie ein Mitglied der Familie behandelt.

Die Sache verhielt ſich nämlich ſo:

Frau Maria war eine geborne Amerikanerin und richtig in New-Haven zu Hauſe. Dort lernte ſie vor eilf oder zwölf Jahren einen Deutſchen kennen, einen geſchickten Graveur und Mechanikus, mit Namen Koppel. Sie wurden ein Paar und die Folge ihrer Heirath war das Töchterchen, das die Frau bei ſich hatte. Die Ehe machte ſich aber nicht ſo glücklich, als die Maria gehofft haben mochte, denn ſie liebte ihren Mann aufrichtig und herzlich. Er jedoch fand ſich nicht recht hinein, in's eheliche Leben, und — mochte es nun der Gegenſatz zwiſchen amerikaniſchen und deutſchen Gewohnheiten ſeyn,

welcher Ehen zwischen Deutschen und Amerikanern selten glücklich macht, oder mochte ein anderer Grund obwalten, — kurz der Mann nahm nach und nach eine Lebensweise an, die in ihren Folgen zu keinem guten Ende führen konnte. Tagweise versäumte er sein Geschäft und war von Hause abwesend. Wochenweise trieb er sich in Gesellschaften herum, die für keinen Ledigen, am wenigsten aber für einen Verheiratheten paßten. Auch Bekanntschaften anderer Art machte er, Bekanntschaften von Männern, deren Namen nicht im besten Ruf stand, Bursche, die man zwar keine eigentlichen Verbrecher nennen konnte, weil ihnen noch kein Verbrechen bewiesen war, die aber doch nach aller Welt Dafürhalten auf dem Scheidewege standen, der entweder abwärts oder aufwärts führt. Plötzlich nach einer Ehe von mehr als zehn Jahren, und nachdem er vorher einige Wochen in New-York zugebracht hatte, erklärte der Mann, er sey genöthigt, eine Reise nach Deutschland zu machen, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen, und reiste auch wirklich ab, ohne für die Existenz seiner Familie auch nur oberflächlich gesorgt zu haben. Seither hatte die Frau nichts mehr von ihrem Mann gehört, und doch war schon mehr als ein Jahr verstrichen, und er hätte, wenn er anders die Wahrheit bei seiner Abreise gesprochen hatte, schon längst wieder zurück seyn müssen. Die Frau lebte inzwischen kümmerlich und elend von ihrer Hände Arbeit und brachte sich fort, so gut sie konnte. Alle Tage wartete sie auf einen Brief von dem Verschwundenen, oder dachte sie, er müsse selbst erscheinen; denn trotz Allem, was zwischen ihnen schon vorgekommen war, liebte sie ihn noch auf's innigste. Es kam aber kein Jakob Koppel (dieß war sein ganzer Name), noch eine Nachricht von ihm. —

Doch, daß ich's recht sage, eine Nachricht kam. Vor wenigen Tagen erst nämlich war ein Bekannter von Frau Maria, der nicht weit von ihr wohnte, in New-York gewesen und kam mit der Kunde zurück, er habe den Koppel in dieser Stadt gesehen. „Gesprochen hätte er ihn zwar nicht," sagte der Mann, „aber gesehen habe er ihn ganz sicherlich und auch ganz richtig erkannt; denn so leicht täuschten sich seine Augen nicht," meinte er. Der Mann wollte auch den Koppel anreden, allein wie er sich ihm näherte, kam zufällig ein Trupp Menschen dazwischen, wie's in dem Gedräng auf den Straßen New-Yorks oft und viel der Fall ist, und nachher war der Letztere verschwunden und nicht mehr zu sehen.

Das war ein schwerer Schlag für die Maria. Ihr Mann in New-York, zurückgekehrt von Deutschland, und nicht bei ihr, seinem Weibe! Sie konnte es kaum glauben, und doch — der Nachbar sprach so zuversichtlich von dem, was er gesehen, — sie mußte sich überzeugen!

So versetzte sie denn, was sie noch Versetzbares hatte, und machte sich mit ihrem Kinde auf den Weg nach New-York. Sie reiste so wohlfeil, als möglich, auf dem Dampfboote; sie quartirte sich im billigsten Gasthof in New-York ein; aber nach achttägigem Aufenthalte war ihr Geld aufgezehrt. Und doch hatte sie Nichts erfahren! Doch war alle ihre Mühe vergebens! Auf allen Stationshäusern erkundigte sie sich, in allen deutschen Wirthshäusern forschte sie herum, die Fremdenverzeichnisse der Gasthöfe schlug sie nach, den Obersten der Polizei machte sie mit ihrem Anliegen bekannt, — Nichts verabsäumte sie, um Etwas von ihrem Manne zu erfahren, wenn er wirklich von Europa nach New-York zurückgekehrt war; aber — Alles

vergebens! Auch nicht eine Spur ließ sich auffinden! — So machte sie sich mit gebrochenem Herzen wieder auf den Weg nach Hause, nach New-Haven nämlich, denn — nach Hause konnte sie nicht sagen, da sie Nichts mehr ihr eigen nannte, als was sie auf dem Leibe trug! Aber sie kam nicht weit. Die innere Aufregung und die schlechte Kleidung in der kalten Jahreszeit warfen sie fieberkrank darnieder und sie wäre wohl elendiglich an der Straße verkommen, wenn Rosa ihr nicht beigestanden wäre.

Das tiefste Mitleiden ergriff den Vater Gutbrod, als er das Schicksal der armen verlassenen Frau erfuhr, und Rosa hatte daher nicht lange zu bitten, als sie das Anliegen an den Vater stellte, die Maria Koppel mit ihrem Kinde ganz bei sich zu behalten. Auch war es kein Schaden für die Familie Gutbrod, daß sie das thaten; denn nicht blos eine treue, herzliche Freundin wurde die Maria für die Rosa, sondern auch schon gleich nach den ersten paar Tagen ein äußerst nützliches Hausmitglied. Sie versah das ganze Hauswesen, so lange Rosa auf dem Markte abwesend war, und war die Letztere einmal abgehalten, selbst auf den Markt zu gehen, so ließ es sich Frau Maria nicht nehmen, ihre Stelle zu vertreten. So wurden die zwei Wesen eng vertraut mit einander, und klagten einander beiderseitig ihr Leid. Beiderseitig trugen sie es aber auch mit einander und tröstete Eine die Andere. Vater Gutbrod wäre bald eifersüchtig geworden über die Vertrautheit seiner Tochter mit der Fremden! Doch — er wußte aus alter Erfahrung, daß ein weibliches Herz sich nur einem andern weiblichen Herzen gegenüber ausleert und so war er innig froh, daß Rosa gleichsam eine Schwester gefunden hatte.

An der Bloomingdaleroad, der Blumenthalstraße, wie sie die Deutschen nennen, welche eigentlich nichts ist, als eine Fortsetzung des Broadway, der ersten und feinsten Straße New-Yorks, steht ungefähr bei der 110ten Straße ein einsames Wirthshaus, das zu der Zeit, von der wir sprechen, von einem Amerikaner gehalten wurde. Die Gegend war damals noch ziemlich isolirt, denn von der vierzigsten Straße an fand man auf der Westseite der Manhattaninsel nur wenige Gebäude, das Dörflein Manhattanville ausgenommen. Die Landhäuser und Gärtner-Wohnungen standen entweder mehr auf der Ostseite an der Straße nach Yorkville und Harlem, oder auch lagen sie hart am Hudson, wie wir schon oben gesehen haben. Das Wirthshaus an der Blumingdaleroad war ein niederes Holzgebäude mit einer Menge anstoßender Stallungen, denn die Straße wurde vielfach von Gefährten aller Art befahren. Da waren zuerst die Farmer und Gärtner, die von ihrem Besitzthum weiter außen auf der Insel oder gar über dem Harlemfluß drüben mit ihren Produkten in die Stadt fuhren und nicht verabsäumten, auf der Heimfahrt einen kleinen Abstecher bei dem „Blumingdaleroadwirth" zu machen. Dann kamen zweitens die vielen Viehtreiber, welche aus weiter Ferne vom Eriesee herab tagtäglich ihre Ochsen nach New-York auf den Markt abzuliefern hatten; auch sie konnten nicht an dem Blumingdaleroadwirth vorbei, ohne ihr Glas mit ihm getrunken zu haben. Zum Dritten fanden sich Mittags immer eine große Menge junger Modeherren und reicher Pflastertreter ein, welche auf der ebenen Straße ihre herrlichen Rosse probirten und zum Spaß und Vergnügen kleine Wettrennen veranstalteten. Für die mußten immer feine Leckerbissen und edle Getränke

parat seyn. So gieng das Geschäft den ganzen Tag; aber auch bei Nacht stand es nicht still. Denn, so isolirt, wie gesagt, die Gegend war, so gab es doch immer einsame Wanderer, die aus irgend einem Grunde das Blumingdaleroadwirthshaus einem Gasthof in der Stadt vorzogen und allda ihr Nachtquartier nahmen. Vielleicht geschah es der Wohlfeilheit halber, vielleicht auch deßwegen, weil sie hier noch ungenierter waren, als in der Stadt, wo der Fremde doch ungeniert genug ist, da kein Mensch nach seinem Namen und Paß fragt. Allein in der Stadt ist doch wenigstens immer noch einige Aufsicht über die Gasthöfe vorhanden, indem sie von einer starken Polizeimannschaft überwacht werden; auf dem Blumingdaleroadwirthshaus aber ließ sich im ganzen Jahre kein Polizist sehen und hätte er sich Amtshalber sehen lassen wollen, so mußte er, wenn ihm sein Leben lieb war, in starker Compagnie kommen, denn der Blumingdaleroadwirth liebte es nicht, daß seine Gäste irgend wie geniert wurden und hatte immer ein Paar handfeste Bursche an der Hand, welche den Teufel sich nicht drum kümmerten, ob Einer, den sie hinauszuwerfen und fortzuexpediren hatten, eine obrigkeitliche Person war oder nicht. So konnte es nicht fehlen, daß das Blumingdaleroadwirthshaus von vielen Menschen als ein sicheres Asyl betrachtet und benützt wurde, und manch' verwegener Gesell gieng da ungehindert aus und ein, den seine Galgenphysiognomie in der Stadt wenigstens verdächtig gemacht hätte. Aber auch feingekleidete Herren ließen sich oft und viel nach Sonnen-Untergang noch sehen, Herren, welche an dem oft bettelhaften und wilden Gesindel, das sich in der untern Wirthsstube bei Nacht herumtrieb, nicht im Geringsten Anstoß zu nehmen schienen.

Es war eine stürmische Dezembernacht. Der Regen mit Schnee und Eis vermischt drang durch den dicksten Paletot und die nasse Kälte machte sich in Mark und Bein fühlbar. Kein Mensch, den nicht sein Beruf unwiderruflich dazu nöthigte, wagte sich in dieser Nacht aus dem Hause, sondern Jeder machte es sich so warm und bequem als thunlich hinter dem warmen Ofen. Dennoch war es in dem Blumingdaleroad-wirthshaus nicht still und verlassen. Im Gegentheil die ganze große untere Wirthsstube, in die man von der Straße aus unmittelbar eintrat, war mit Gästen angefüllt, und nicht die schlechtesten Gäste warens, für den Wirth und seinen Beutel nämlich; denn Alle aßen und tranken nach Herzenslust, und Alle, was die Hauptsache für den Wirth ist, zahlten baar aus. Waren es nun Peddler, d. i. Hausirer, oder Viehtreiber, oder sonstige Reisende, oder auch Leute „ohne eine bestimmte Beschäftigung," wie es deren in großen Städten immer Viele giebt, ohne daß man sie gerade zu den Dieben und Räubern zählen muß, — dem mag seyn, wie ihm wolle, jedenfalls schien die Meisten ein gemeinsamer Zweck herzuführt zu haben; denn Einer nach dem Andern verließ leise die Schenkstube, wo die Uebrigen lärmend und zechend saßen, und kehrte nach wenigen Minuten wieder ebenso leise zurück, um an dem Lärmen der Andern Theil zu nehmen. Was trieb diese Leute hierher? Was veranlaßte sie, bei solchem Wetter die „heimliche" Wohnstube zu Haus zu verlassen und das weit entfernte Blumingdaleroadwirthshaus aufzusuchen? Folgen wir Einem von ihnen, wie er die Wirthsstube verläßt, in die er nach wenigen Minuten wieder zurückkehrt!

Der Bursche schien bekannt im Hause zu seyn. Wie er

aus der Wirthsstube trat, wandte er sich einen Gang links und stieg sodann über eine kleine schmale Treppe zu einem Hinterstübchen hinauf, das verborgen genug lag. Nach leisem dreimaligem Anklopfen öffnete er die Thüre und trat ein. Ein alter Herr saß hinter einem Tische, der ganz mit Silber- und Papiergeld bedeckt war, und hatte Tinte und Feder vor sich, als wäre er der Zahlmeister eines großen Handlungshauses, das heute Nacht seine Arbeiter ablöhnte.

„Guten Abend, Billy," sagte der alte Herr, in welchem wir sogleich den Irländer O'Neill wieder erkannt haben. „Wie geht das Geschäft bei Dir? Was willst Du kaufen, Silber oder Papier?"

„Kein Silber, Herr," erwiederte Billy, „es ist zwar sicherer, denn so ein Viertelthalerstück besieht man nicht so genau und es läßt sich auch bei Nacht nicht gut unterscheiden, ob's Zink oder Silber ist; allein es trägt zu wenig ein. Man muß ja schon seine acht Stück an den Mann bringen, um nur einen Thaler zu verdienen, wenn Ihr nämlich noch immer so theuer seyd, und Euch für acht Viertelsthaler einen Ganzen bezahlen laßt."

„Ei, Billy," meinte O'Neill kaltblütig, „du wirst ungenügsam. Ist ein Thaler alle Tage nicht genug? Und was hast du für eine besondere Mühe dabei? Du gehst einmal in diese Grocerie, das andere Mal in jene, oder du besuchst deinen Bäcker und Metzger, oder trinkst bald da einen, bald dorten, und läßt überall ein Zweischillingsstück wechseln, — was ist da Mühsames? Und Gefährliches ist vollends nichts dabei, denn wegen eines Viertelthalers läßt dich Niemand als „Counterfeiter" (d. i. Verbreiter von falschem Geld) einstecken.

Nimm alſo lieber wieder Zweiſchillingsſtücke, acht Stück zu einem Thaler gut Geld.“

Doch Billy war nicht zu bewegen. „Ich will's jetzt einmal mit Banknoten probiren,“ ſagte er; „es trägt mehr als das Dreifache ein, denn vom Papier verkauft Ihr ja den Thaler zu dreißig Cents und ſo drei Thaler getraue ich mir wohl täglich an den Mann zu bringen. So gut's der Jack kann und der Tom und der Tully, ſo gut kann ich's auch!“

„Meinetwegen,“ erwiederte O'Neill. „Aber ſey vorſichtig. Laß keine Bill bei einem Grocer wechſeln, wenn der Mann hinter der Bar ſteht; die Kerle ſind zu mißtrauiſch und ſehen den ganzen Banknotenreporter durch, ehe ſie wechſeln. Iſt die Frau hinterm Schenktiſch, ſo kannſt du's ſchon eher probiren. Am beſten iſt's, du gehſt auf die Märkte; die Farmer und Gärtner, die da feil haben, kennen die Bills nicht, und nehmen ſie, ob ächt oder unächt. Auch auf dem Lande, auf den Bauernhöfen kannſt du ankommen, wenn du Eier dafür einhandelſt oder Geflügel. Alſo noch einmal ſey vorſichtig und, wenn du je einmal abgefaßt und in's Gefängniß gebracht werden ſollteſt, ſo ſchick' nach meinem Advokaten, den ich dir ſchon früher bezeichnet habe, ehe du irgend eine Angabe machſt. Man kann dich nicht zwingen, Auskunft darüber zu geben, woher du die falſchen Bills oder Noten haſt, ehe du mit einem Advokaten Rückſprache genommen haſt. Was dir dann der Advokat ſagt, das befolgſt du Wort für Wort.“

So entließ er ihn und ein Anderer nahm Billy's Stelle ein und erhielt ebenfalls falſch Geld gegen gut Geld, und die Ermahnungen und guten Rathſchläge gratis, als Dreingabe. Im Ganzen mochten es wohl dreißig bis vierzig Burſche ſeyn,

die auf diese Art falsche Viertel- und Halbe-Thalerstücke und nachgemachte Banknoten einkauften. Der Eine nahm für zehn, der Andere für zwanzig oder noch mehr Thaler. Im Ganzen mochte O'Neill achthundert bis tausend Thaler Gut-Geld für etwa drei bis viertausend Thaler Falsch-Geld eingenommen haben. Als Alle abgefertigt waren, machte der Wirth seine Erscheinung.

„Gute Geschäfte gemacht, O'Neill?" fragte er grinsend. „Setzen die Bursche brav ab?"

„'s geht," erwiederte O'Neill; „doch will's nicht viel heißen. Das Tausend ist nicht einmal voll. Wollt Ihr nicht auch ein paar Hundert, oder seyd Ihr noch versehen? Ihr wißt, für Euch habe ich die niedrigsten Preise."

„Weiß wohl," lachte der Wirth. „Muß mich aber besonders in Acht nehmen. Man darf nicht ahnen, daß das Nest, worin die Eilein ausgebrütet werden, hier in der Nähe ist. Sie kämen uns sonst zu bald auf den Hals. Will's für dießmal seyn lassen. In acht Tagen habt Ihr ja wieder einen „Geschäftstag" und dann werd' ich wohl Einiges nöthig haben. Doch kommt jetzt herab in's Nebenstübchen. Eure Söhne sind schon da und der Graf auch. Wollen eine lustige Nacht feiern. Der Arbeiter ist seines Lohnes werth."

O'Neill gieng mit ihm herab, in's Nebenstübchen, wie's der Wirth nannte, eigentlich aber in sein Allerheiligstes, wo blos die Vertrautesten seines Hauses ein- und ausgehen durften. Dieß Zimmer hatte keine Fenster und steckte gleichsam nur zwischen den andern Zimmern d'rin. Auch wurde es selten zu anderer, als zur Nachtzeit geöffnet, weil man nur bei Licht d'rin etwas sehen konnte. Gieng man aber am Hause vorüber und

waren die Lichter in den andern Stuben gelöscht, so meinte man, das ganze Haus ruhe in tiefem Schlafe, denn die Beleuchtung des „Nebenstübchens“ war von Außen nirgends sichtbar.

Bald saßen sie bei vollen Gläsern, und ließen sich das Getränke, Franzbranntwein mit Zucker, wohl schmecken. Auch den Speisen des Blumingdaleroadwirths thaten sie alle Ehre an, und dieser selbst that in Allem herzlich Bescheid. Eine Stunde oder mehr mochten sie so zugebracht haben und Mitternachtsstunde war längst vorüber, da erhob sich Graf Plocki und bat den Wirth nachzusehen, ob Alles in Ordnung und die übrigen Gäste zu Bette seyen.

„Ich hab' was auf dem Herzen,“ sagte er, „und da darf keine Seele auch nur vermuthen, daß wir d'rum wissen, oder daß das Ding gar von uns ausgegangen ist.“

Der Wirth erhob sich, kam aber schon nach wenigen Minuten wieder zurück. Das ganze Haus war still und finster, bis auf dieses einzige Zimmerchen, und kein Auge konnte sie sehen, kein Ohr sie belauschen. Alle Gäste hatten sich entfernt, oder lagen in ihren Betten in tiefem Schlafe.

„Wie viel habt Ihr heute eingenommen, O'Neill,“ fragte der Graf zum Eingange seiner Rede. „Gewiß nicht über tausend Thaler?“

O'Neill nickte bejahend.

„Gut,“ fuhr der Graf fort, „das macht ein paar hundert Thaler auf den Mann. Eine Lumpensumme, mit der man kaum eine Woche ausreichen kann! Das muß anders werden.“

„Aber,“ wandte Paddy ein, „wenn wir zu viel auf

einmal auf den Markt werfen, ſo wird der Markt überführt. Die Polizei iſt jetzt ſchon aufmerkſam und wir können uns nicht genug in Acht nehmen. Ein dummer Streich von einem unſerer Agenten kann uns verrathen."

„Uns nicht," wandte ſein Vater ein. „Dafür iſt geſorgt. Oder meint Ihr, ich habe den dummen Deutſchen umſonſt auf meine Gärtnerei geſetzt? Ihr hieltet damals dafür, es wäre beſſer geweſen, die paar Aecker brach und öde liegen zu laſſen, ſtatt einen Pächter drauf zu thun, der uns nur ſtörend in den Weg treten könne. Aber hätte ich das gethan, wäre es nicht nothwendig aufgefallen? Mußte man dann nicht fragen, warum ich das Gut nicht betreiben laſſe? Konnte man nicht denken, ich wolle blos deßhalb keinen Pächter, um keinen Aufpaſſer um mich herum zu haben? Nein, nein, ſo dumm iſt der alte O'Neill nicht. Der Deutſche dort geniert uns nicht viel, wenn wir uns gehörig in Acht nehmen. Er kann uns aber einmal von großem Werthe ſeyn, wenn Einer unſerer Leute abgefaßt werden ſollte. Wir haben nur ein Paar Minuten lang zu rudern von unſerer Höhle aus bis an ſeine Scheune und in einer Stunde iſt ein Theil unſeres Apparates in ſeine Behauſung geſchafft. Dann iſt er der Falſchmünzer und kein Gott kann ihn retten. An uns denkt aber keine Seele und wir können nach wie vor unſern Geſchäften nachgehen."

„Ihr denkt doch an Alles, O'Neill," ſagte der Wirth. „So ein kluger Gedanke kann blos in Eurem Hirn wachſen."

„Stille," rief jetzt der Graf. „Das iſt Alles recht und gut, bringt uns aber um kein Haarbreit weiter. Ich ſage, wir nehmen zu wenig Geld ein. Was nützen uns alle Wochen

tauſend Thaler? Fünfzigtauſend müſſen wir einnehmen, ja hunderttauſend! Und mit Einem Coup muß es geſchehen, damit wir nachher ein Jahr und mehr ruhen können."

„Aber, wie? wie?" riefen Alle zuſammen.

„Einfach ſo," erwiederte dieſer. „Statt daß wir bisher nur Ein-, oder höchſtens Zweithalerbills fabrizirten, machen wir von nun an Fünfzig-, ja Hunderttthalerſcheine."

„Damit wir um ſo eher verrathen werden," unterbrach ihn Daniel kopfſchüttelnd. „Ein- und Zweithalerſcheine ſieht man nicht ſo genau an; die kann man ſchon in Umlauf ſetzen, ohne daß es viel Aufſehen macht; aber Fünfzig- und Hundert-Thalerbills, die unterſucht man, die wendet man um und um, ehe man ſie wechſelt. Wir wären beim erſten Verſuche verloren."

„Die Amerikabank," fuhr der Graf fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten; „die Amerikabank hat ihre alten Fünfzigthalerbills und die noch größeren alle eingezogen und giebt Neue dafür aus. So kann es nicht auffallen, wenn viele neue Banknoten von dieſer Bank kurſiren. Unſere Platten ſind ſo genau, als die von der Bank ſelbſt und die Unterſchrift kann Daniel ſo herſtellen, daß kein Menſch einen Unterſchied merkt."

„Aber das Papier!" rief der Wirth. „Das Papier! So lange Ihr nicht daſſelbe Papier auftreiben könnt, ſo lange müßt Ihr bei den kleinen Bills bleiben, bei denen man nicht ſo difficil im Annehmen iſt."

„Das iſt's ja eben," erwiederte der Graf; „davon will ich ja gerade ſprechen, denn ich habe das Papier, oder vielmehr ich habe es noch nicht, aber ich weiß, wo es zu haben iſt."

Der Eindruck, den dieſe Worte auf die vier Männer, die da verſammelt ſaßen, machten, war ganz derſelbe, wie wenn Einer, der lange über einer Erfindung grübelte, urplötzlich von dem Gedanken erleuchtet wird, der den Schlüſſel zu dem Geheimniß enthält. Alle ſprangen wie electriſirt von ihren Sitzen auf.

„Wo? Wo?“ ſchrieen ſie, wie verzückt.

„Ganz in der Nähe,“ erwiederte der Graf gelaſſen. „In der neuen Papierfabrik am Harlemfluß, nur eine Viertelſtunde von Eurer Behauſung, O'Neill. Doch, laßt's Euch erzählen,“ fuhr er fort, als die Andern erwartungsvoll an ſeinen Lippen hiengen. „Meine Gräfin habe ich nicht umſonſt von Deutſchland mitgebracht, und — ſie weiß ihre Schönheit zu nützen. Wir geben deßhalb hie und da kleine Spielparthieen und man reißt ſich darum, zu uns eingeladen zu werden. Auch der Sohn des Präſidenten der Amerikabank verkehrt viel bei uns und ſo leitete ich kürzlich das Geſpräch auf die Art und Weiſe, wie das Banknotenpapier fabrizirt werde, da es ſo gar verſchieden von dem gewöhnlichen Papiere iſt, und noch kein Falſchmünzer das Geheimniß entdeckt hat. Beſonders meine Frau that ſehr neugierig und meinte, in Frankreich und Deutſchland gäben die Regierungen und Bankinhaber viel darum, wenn ſie wüßten, wie unſer Papier angefertigt wird, das ſich ſo ſanft, wie Seide anfühlt und doch ſo ſtark iſt, wie der ſtärkſte Hanf. Der junge Mann konnte nun natürlich nicht umhin, uns einzuladen, die Fabrikation ſelbſt mitanzuſehen, denn die Amerikabank laſſe gegenwärtig ſolches Papier verfertigen und es geſchehe dieß unter Aufſicht ſeines Vaters, der darüber zu wachen habe, daß kein Bogen deſſelben entwendet

werde. Sein Vater werde sich ein Vergnügen daraus machen, uns auf die Papiermühle mitzunehmen. — So sind wir denn in der That zu der Feierlichkeit eingeladen worden und werden am nächsten Samstage hinfahren. Das Papier bleibt, so viel ich erfuhr, über den Sonntag in der Mühle, und am Montag soll's von den Beamten der Amerikabank abgeholt werden. Aber, es darf nicht abgeholt werden, *denn am Sonntag oder in der Nacht auf den Sonntag müssen wir's holen.*"

„Aber wie? Wie?" riefen die vier Männer. „Das Haus ist fest und gut verwahrt, und sie werden das Papier nicht in dem Zimmer liegen haben, das am leichtesten zugänglich ist."

„Das ist ganz einfach," zischelte der Graf mit seiner heisern Stimme. „Am Samstag sehe ich, in welchem Theil der Fabrik das Papier liegt. In der Nacht auf den Sonntag zünden wir das ganze Gebäude an allen vier Enden an und im Tumult stehlen wir das Papier. Es sind höchstens zwanzig Buch. Ein Mann kann damit an's Ende der Welt springen, und doch geben diese zwanzig Buch mehr als eine Million Thaler in Hundertthalerscheinen!"

Der Mann sprach dieß Alles so ruhig, als ob es sich darum handle, ein Glas Wasser einzuschenken, oder einen Laib Brod zu kaufen. Seine Stimme zitterte nicht, und seine Miene zuckte nicht, als er den gräßlichen Vorschlag machte. Ja sein Auge wandte sich kalt und fast höhnisch von Einem seiner Genossen zum Andern, als diese, wie gelähmt ob diesem kühnen Entwurfe, dasaßen. Endlich erhob sich der Wirth, langsam und feierlich trat er auf den Grafen zu, nahm ihn bei der Hand und sagte: „Bei Gott, Ihr seyd werth, ein

Amerikaner zu seyn! Nie mehr will ich Euch Dutchmann heißen!"

Auch die Andern faßten sich nun, und so gewaltthätig und waghalsig ihnen der Plan von Anfang geschienen hatte, so praktisch und ausführbar kam er ihnen nach einigen kurzen Erläuterungen vor. Nur auf diese Art konnte ja der Diebstahl des Papiers verborgen bleiben, weil man glauben mußte, dasselbe sey mit der Fabrik verbrannt.

Noch lange sprachen sie über das Unternehmen, denn sie trennten sich erst am frühen Morgen. Ehe sie sich jedoch trennten, war der Plan des Grafen zur Reife gediehen und dessen Ausführung wurde auf die Nacht vom Samstag auf den Sonntag festgesetzt.

---

Man konnte es ein wahres Glück nennen, daß Maria Koppel in das Haus des Vater Gutbrod kam, denn es stand nicht lange an, so wurde er ziemlich unpäßlich, und mußte nothgedrungen das Bett hüten. Das war etwas Ungewohntes für den Arbeit gewohnten Mann, allein er mußte sich darein fügen, er mochte wollen oder nicht. Wie wäre es ihnen nun ergangen, wenn Maria nicht dagewesen wäre? Der alte Mann wollte von Niemanden Arznei nehmen, außer von seiner Rosa, und so mußte diese den ganzen Tag zu Hause bleiben. Natürlich übernahm nun Maria den Verkauf der Blumen und Bouquete auf dem Markte, und sie versah Alles so gut und treu, als wenn es Rosa selbst gewesen wäre. Unlieb war's ihr auch nicht, daß sie alle Tage in die Stadt hinein mußte, denn sie hoffte noch immer, es möchte etwas Wahres an der Nachricht

ſeyn, daß ihr Mann in New-York geſehen worden ſey, und wenn dem ſo war, ſo hatte ſie bei ihrer jetzigen Beſchäftigung natürlich doppelt ſo viel Ausſicht, demſelben unverſehens zu begegnen, als wenn ſie ruhig auf Vater Gutbrod's Gärtnerei ſaß und dort das Hausweſen beſorgte. Bis jetzt war es ihr aber, ſo viel ſie auch von ihrem Stand auf dem Fultonmarkte aus herumſpähte, nicht geglückt, auch nur eine Spur von ihm aufzufinden. Dagegen hatte ſich ein Anderer eingefunden, der eifrig ihre Bekanntſchaft ſuchte, und dieſer Andere war Niemand ſonſten, als Ludwig Wagner.

Ludwig hatte nicht ſobald von Vater Gutbrod's Krankheit gehört, als er ſich eilends auf den Weg machte, denſelben zu beſuchen, und ihm ſeine Dienſte über dieſe Zeit der Noth anzubieten. Noch hatte er aber nur wenig Schritte gemacht, ſo beſann er ſich eines Beſſeren. „Du darfſt dich ihnen nicht aufdrängen," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Wenn ſie dich brauchen, ſo werden ſie ſchon von ſelbſt nach dir ſchicken. Sie thun es aber ganz gewiß nicht, denn ſie müſſen dich gar zu ſehr verachten." So kehrte er wieder um. Als er aber den andern Tag auf den Markt fuhr, ſo drängte es ihn ſo ſehr, etwas von ſeinem früheren Dienſtherrn zu erfahren, daß er, nachdem er ſeine Waare zu früher Stunde abgeſetzt hatte, auf den Fultonmarkt eilte, wo Frau Maria feil hatte, um die Bekanntſchaft dieſer Frau zu machen. Das war auch gleich geſchehen, faſt ehe er noch ſeinen Namen nannte; denn Maria ſchien ihn der Beſchreibung nach zu kennen. Hatte wohl Roſa ihre Hand dabei im Spiele gehabt? So erfuhr er denn, was er zu wiſſen begehrte und noch ein Bischen mehr, denn aus freien Stücken und ohne daß er darnach fragte, erzählte ihm Maria auch von

Roſa, und wie es dieſer ergehe. Natürlich ließ es Ludwig an dieſem einen Male nicht bewenden, ſondern von nun an kam er täglich auf den Fultonmarkt und bald waren Maria und er ſo befreundet, wie wenn ſie ſich ſeit Jahren gekannt hätten. Allerdings drehte ſich ihre ganze Unterhaltung nur um Vater Gutbrod's Geſundheit, allein es floß ſtets ſo viel von Roſa's Befinden mit hinein, daß es faſt ſchien, es ſey dem Ludwig mehr daran gelegen geweſen, hierüber Näheres zu erfahren, als über das Erſtere. Die Bekanntſchaft wurde daher fortgeſetzt, als Vater Gutbrod ſchon wieder ganz geſund war, und Roſa beeilte ſich auch nicht, die Maria abzulöſen, vielleicht weil ſie auf dieſe Art eher etwas von Ludwig erfuhr, als wenn ſie ſelbſt wieder ihre Funktion aufgenommen hätte. Denn daß Maria ſo gar unmittheilſam geweſen wäre, können wir kaum vermuthen.

Eines Mittags im December machte ſich Ludwig ſeiner Gewohnheit gemäß auf den Weg, nach der Maria zu ſehen und mit ihr über die Familie des Vater Gutbrod zu plaudern. Eben wollte er über den Broadway hinüber, um in die Fultonſtreet einzumünden, die auf den Fultonmarkt führt; da wurde er durch das Gedränge aufgehalten, das hier in der That oft beiſpiellos iſt. Nicht nur drängen ſich Wagen an Wagen, Omnibus an Omnibus, Karren an Karren, ſondern der Fußgänger ſind auch eine ſolche Menge, daß es oft eine halbe Stunde und mehr Zeit hinwegnimmt, um über den Broadway hinüberzukommen. Die Gefährte ſtehen oft in vier Reihen aufgeſtellt und Hunderte wollen hinab, während nicht minder viele hinauf wollen. Es iſt dann ein Gewirr unter einander, daß man meinen ſollte, es ſey unmöglich, den Knoten aufzulöſen, ohne den Faden zu zerreißen. Oft genug wird er auch zerriſſen, indem da

eine Achse bricht, dort ein Stück von einem Wagen abgerissen wird und hier eine Feder abknickt, als wäre sie von Fischbein, statt von starkem, siebenfachem Stahl. Auch dießmal gieng es nicht ohne einige kleine Verletzungen der Gefährte ab; und eben wollte sich Ludwig zwischen den Pferden und Wägen durchdrängen, da hörte er neben sich einen Krach und ein lautes Aufschreien, daß er unwillkürlich sich dahin wandte, woher der Schrei kam. Hart neben ihm war eine Chaise entzweigegangen. Der Kutscher hatte, wie es schien, seine Pferde angetrieben, um aus dem Wirrwar herauszukommen, da machte er das Uebel ärger und zerbrach das schwache Gefährt an einem schweren Karren, der sich dagegen stemmte. Zum Unglück saß eine Dame in der Chaise, und als die Pferde schnell anzogen, war sie in Gefahr zerdrückt zu werden, wenn nicht Ludwig schnell hinzugesprungen wäre. Mit Einem Griff hatte er die Dame aus dem Wagen gehoben, der eine Secunde darauf an der Achse des schweren Karrens daneben zusammenbrach. Die Dame war gerettet, wenigstens konnte sie nach Ludwig's Dafürhalten nicht viel Schaden genommen haben; dessenungeachtet lag sie wahrscheinlich vor Schrecken halb unmächtig in seinen Armen und er wußte nicht, was er beginnen sollte. Sie war tief verschleiert und so blieben ihm ihre Gesichtszüge verborgen, obgleich er aus ihrer Figur schließen konnte, daß sie jung und von großem körperlichen Reize sey. Schon wollte er einen Polizeimann zu Hülfe rufen. da kam sie etwas zu sich und sich fest an ihn anklammernd, flüsterte sie: „Verlaßt mich nicht, führt mich nach Hause, ich wohne 495 Broadway."

Natürlich schlug er ihr diese Bitte nicht ab, uud führte sie den Broadway hinauf; oder vielmehr er trug sie mehr, als

er sie führte. So groß ist aber das Gedränge in dieser Gegend und so sehr sind die New-Yorker Menschen nur mit sich selbst beschäftigt, daß er mit seiner Dame ganz unbeachtet weiter kam, obgleich Tausende an ihm vorbei eilten. Wahrscheinlich dachte Jedermann, dieses Paar gehöre zu einander. So kam er bis zu der genannten Nummer im Broadway. Es war ein schönes Braunsteinhaus und offenbar von einer reichen Familie bewohnt, denn die Läden und Fenster waren alle dicht verschlossen und verhangen. Ludwig wollte sich nun verabschieden, als er die Klingel gezogen, damit das Haus geöffnet werde; allein die Dame ließ ihn nicht los, sondern zog ihn mit sich in den Hausgang hinein und die Treppe hinauf. Eine Dienerin, die ihr entgegenkam, wurde mit einer Handbewegung abgewiesen.

Das Zimmer, in welches Ludwig auf diese Art geführt wurde, war mit Vorhängen so dicht verhangen, daß es in eine Art Halbdunkel gehüllt war, wodurch die Gegenstände sich anfangs nur schwer erkennen ließen. Doch fand Ludwig bald, daß es das prächtigste Gemach war, welches er je gesehen. Die Teppiche, auf welche man trat, waren so weich, daß man keinen Fußtritt hörte. Hohe Spiegel zierten die Wände und ringsum liefen breite Divans, die zum Ruhen einluden. Eine Seite nahm ein breites Bett ein, welches jedoch unter einem Damasthimmel beinahe verschwand, und daneben stand wie in einer kapellenartigen Nische ein Tisch, der unter seinem Toiletteninhalt fast brach. Doch zu diesen Beobachtungen ließ die Dame dem Ludwig nur wenig Zeit. Sie hängte sich an ihn, als ob es ihr unmöglich wäre, sich durch ihre eigenen Kräfte auf den Füßen zu erhalten, und als sie auf einen der Divans niedersank, zog sie ihren Begleiter fast mit sich. Dem kam ihr Benehmen

gar ſonderbar vor und oft und viel wollte ihn der Gedanke beſchleichen, als ob die Dame ihm nicht ganz unbekannt ſey, trotzdem daß er durch den dichten dreifachen Schleier unmöglich ihre Geſichtszüge hatte erkennen können. Die Neugierde war erwacht und hielt ihn vielleicht ein paar Minuten länger, als er gewollt. Doch nunmehr war ja die Dame in ihrer Behauſung und er hatte ſeiner Ritterpflicht, wenn ihm je eine oblag, Genüge gethan. Er wandte ſich alſo zum Gehen.

„Ich glaube," ſagte er ſich verneigend, „ich kann Euch nunmehr nicht mehr zu Dienſten ſeyn. Oder ſoll ich Eure Dienerin rufen?"

Doch die Dame regte ſich nicht. Schon war er an der Thüre. Da flüſterte eine ſüße Stimme: „Ludwig! So willſt du ſcheiden, nachdem wir uns kaum wiedergefunden?"

Es war Minettens Stimme! Nunmehr war es ihm auf einmal klar, warum ihm die Geſtalt der Dame ſo bekannt vorgekommen war! Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen und er verwunderte ſich über ſich ſelbſt, daß er nur einen Augenblick lang ſie nicht habe erkennen können. Freilich — die total veränderten Umſtände, die reiche Kleidung, die Equipage, das Zimmer, das von größtem Luxus zeugte, — wem würde es unter gleichen Verhältniſſen nicht ebenſo ergangen ſeyn?

Es war Minettens Stimme und ein ſonderbares Gefühl war es, das ihn beſchlich, als er dieſe Stimme hörte. War dieß ſeine Minette oder die Frau eines Andern? War dieß die Minette, die er von Jugend auf gewohnt geweſen war, als ſeine künftige Frau zu betrachten, und der er nach jahrelanger Aufopferung endlich im Stande geweſen war, das Reiſegeld zu ſenden, oder war es die Minette, die ihm von Schiffe aus, von

dem er sie abholen wollte, einen kalten ruhigen Brief schrieb, worin sie ihm meldete, daß sie es für besser gefunden, einen reichen ungarischen Grafen zu heirathen, statt eines armen deutschen Gärtners, bei dem sie ihr Lebtag hätte gleich einer Magd Dienste thun müssen? — Diese beiden Gefühle stritten sich in ihm und er stand unschlüssig, ob er sich der schönen Gestalt nähern oder fliehen sollte.

„Ludwig, Ludwig, kennst du deine Minette nicht mehr?" So flüsterte es wieder vom Divan her. Und die prächtige Weibergestalt erhob sich und schlug den Schleier zurück. Und langsam, mit süßem, bezauberndem Lächeln schritt sie auf Ludwig zu und lehnte ihr lockenumrahmtes Köpfchen auf seine Schultern und schlang ihren Arm um seinen kräftigen Leib.

Ludwig wußte nicht, wie ihm geschah. Alle seine Pulse schlugen. Doch sein Verstand behielt die Oberhand und sein Gemüth ward seinen Sinnen nicht unterthan. „Hast du mir nicht vom Schiffe aus geschrieben," sagte er ernst, sich aus der unfreiwilligen Umarmung sanft loszumachen suchend, „daß du einen andern Mann mir vorgezogen habest? Bist du nicht mit diesem Andern verheirathet?"

„Ach, Ludwig," seufzte Minette zärtlich, ihn nicht loslassend, sondern sich nur noch fester an ihn schmiegend. „Ich habe nie Jemand Anders geliebt, als dich." — Und dabei umhalste sie ihn, wie in früheren Tagen und drückte ihn an sich und preßte ihren Mund auf den seinigen. „Liebst du mich nicht mehr?" hauchte sie in einem langen Kusse dahinsterbend.

Es kostete den Ludwig einige Gewalt, von den süßen Banden sich loszumachen; allein er entledigte sich ihrer und sich hart vor Minette hinstellend, fragte er ernst: „Minette,

du antwortest mir nicht. Bist du mit einem Andern verheirathet oder nicht?"

Nochmals versuchte es Minette, der Antwort auszuweichen und den früheren Geliebten an sich zu ziehen. Allein die Mühe war vergebens. Es war jetzt nicht mehr Ernst, der aus der Miene Ludwig's sprach; es war Strenge, sogar Härte. „Du bist verheirathet!" sprach er mit tiefer Stimme. „Du hast Reichthum und Luxus meiner Treue und Ehrlichkeit vorgezogen. Aber deine Treue, deine Ehrlichkeit solltest du wenigstens deinem jetzigen Manne bewahren! Oder gehörst du gar unter die gesunkene Sorte von Weibern, die ihre Reize zur Schau tragen und mit ihrem Leibe Schätze sammeln?"

Fast Verachtung sprach aus dem Blicke, den er jetzt der Minette zuwarf. Diese aber brach in ein helles, schallendes Gelächter aus. „O du Ausbund von Tugend und Sittsamkeit!" sagte sie. „Hast du immer noch deine deutschen Dorfansichten dir aufbewahrt? Ich habe dich lange gesucht und nun ich dich heute durch Zufall gefunden, wollte ich dich glücklich machen und dich entschädigen für deine früheren Ansprüche, und nun spielst du den keuschen Joseph und sogar noch den Sittenrichter dazu. Glaubst du denn wirklich, wir Zwei hätten jemals für einander gepaßt? Glaubst du, wir hätten je ein Paar abgegeben?"

Wiederum fieng sie hellauf an zu lachen und stellte sich vor den Spiegel, der ihre reichgekleidete üppige Gestalt in sonderbarem Gegensatz gegen Ludwig's einfaches, fast dörfliches Wesen wiederspiegelte.

„Sieh' dich an, und sieh mich an, du Tölpel!" höhnte sie. „Du bist und bleibst ein Bauer!"

Ueber dem lauten Lachen öffnete sich eine Nebenthüre und eine andere reich gekleidete Dame trat herein. Der Reichthum der Kleider stand aber nicht gut zu ihrer Person, denn diese war dürr und knörrig, nnd ihre Bewegungen beurkundeten, daß sie sich in diesen bauschigten Gewändern noch nicht lange bewegt habe, und auch nicht zu bewegen verstehe. Ludwig erkannte sie alsobald. Es war die Schulmeisterin, Minettens Mutter. Auch sie erkannte den Ludwig auf den ersten Blick.

„Was willst du da?" rief sie nach gewohnter Weise, die Hände in die Seiten gestemmt. „Willst du meiner Minette den Leviten verlesen, weil sie nicht dich genommen, sondern den Grafen? Da hätte man ihr wahrhaftig den Tippel bohren müssen, wenn sie das nicht gethan hätte! Ja, schüttle nur mit dem Kopfe! es ist und bleibt deßwegen doch wahr: Gräfinnen sind wir jetzt und Geld haben wir wie Heu, und alle die reichen Amerikaner reißen sich um unsere Gesellschaft, und wenn Minette noch keinen Grafen hätte, so könnte sie einen Lord haben!"

Endlich nahm die Fluth ihrer Rede ein Ende.

„Ich beneide Euch nicht um Euern Grafentitel," erwiederte Ludwig kalt und gemessen. „Ich will auch Niemanden den Leviten verlesen, und wenn sie will, so kann Minette Euch sagen, daß ich gar nicht hierher gekommen wäre, wenn sie mich nicht gleichsam dazu genöthigt hätte. Nunmehr aber sage ich Euch Lebewohl und wie ich hoffe, für immerdar. Wenigstens von meiner Seite soll kein Schritt geschehen, der uns je wieder zusammenführt."

„So, du spielst noch den Hochmüthigen," entgegnete die Schulmeisterin mit Selbstgefühl. „Du thust, als ob wir dir nachgelaufen wären, du armer Schlucker, du! Aber jetzt fällt

mir ein, warum du in's Haus kamſt. Du willſt das Geld zurück, das du uns zur Ueberfahrt lehnteſt. Natürlich, wie konnte ich auch nicht gleich hieran denken! Uebrigens ſey verſichert, wir hätten's dir längſt und mit Zinſen heimgegeben, wenn wir nur deine Wohnung gewußt hätten. Aber — bei unſerem jetzigen Umgang, wer hätte von dir was wiſſen, bei wem hätten wir über dich was erfahren können?"

Mit dieſen Worten eilte ſie fort, war aber in derſelben Minute mit einer ganzen Rolle Papiergeld wieder da.

„Da, da!" rief ſie haſtig zählend. „Hundert, hundertvierzig, hundertfünfzig, da iſt dein Geld. Es macht gerade hundert und fünfzig Thaler. Wenn du noch mehr willſt, kannſt du noch mehr haben. Wir knauſern jetzt nicht mehr. So und jetzt ſag' noch einmal, wir ſeyen auf deine Rechnung herübergekommen!"

Ludwig Wagner ſtand eine Zeit lang, ohne ſich zu rühren. Es kam ihm Alles zu ſchnell, als daß er ſich recht beſinnen konnte. Endlich nahm er das Geld, das ihm die Schulmeiſterin hinbot. „Ich will nicht den Hochmüthigen ſpielen," meinte er kalt; „ich habe Euch das Geld ſeiner Zeit zwar nicht geliehen, ſondern geſchenkt. Aber da wir einander nunmehr fremd geworden ſind, ſo ſoll auch keine Art Schuld und Verbindlichkeit mehr zwiſchen uns exiſtiren. Ich nehme die hundertfünfzig Thaler und entbinde Euch von nun an aller und jeder Verpflichtung gegen mich; aber Gott ſey vor, daß ich es zu meinen Zwecken verwende. Ich würde glauben, es ſey Sündenlohn! Der nächſte Bedürftige, der es braucht zu ſeiner Einrichtung und Ehe, ſoll es von mir erhalten, damit doch wenigſtens ſein früherer Zweck nicht ganz verloren gehe. Und nun lebt wohl und für immer!"

So schied er, verfolgt von dem belfernden Geschrei der Schulmeisterin, und dem höhnischen Gelächter der Gräfin. Er schüttelte den Staub nicht von den Füßen, als er zum Hause hinaustrat, sondern im Gegentheil er betrachtete sich das Silberschildchen ober dem Thürklopfer an der Hausthüre. Er wollte doch auch wissen, wen die Minette mit ihrer Sittsamkeit und Treue beglückte! Er mußte doch auch den Namen des Grafen kennen, mit dem die Schulmeisterin sich brüstete! Und er las einfach die Worte: „Graf Plocki.“ — Aber sonderbar, je weiter er sich von dem Hause entfernte, um so freier wurde sein Blick, um so fester sein Gang. Es war, wie wenn eine schwere Last von seinem Herzen gefallen wäre!

„Es ist wahr,“ murmelte er halblaut vor sich hin, „sie hat mich verlassen, sie hat mich von sich gestoßen, als ein unnützes Möbel; aber nicht weil ich ihrer nicht werth war, sondern weil sie sich meiner nicht werth fühlte! Frei und offen kann ich von jetzt an Jedermann in's Antlitz sehen; denn die Verachtung fällt nicht auf mich, sondern auf sie.“

Hastig ging er den Broadway hinab, dem Fultonmarkte zu. Es drängte ihn, die Maria zu sehen, um mit ihr zu sprechen. Von wem? Von der Rosa? Vielleicht, wer kann das menschliche Herz ergründen?

Der Fultonmarkt ist einer der schönsten Märkte New-Yorks. Er liegt fast hart am Eastriver, bei der berühmten Fähre gleichen Namens nach Brooklyn, der Fultonferry nämlich, die jährlich von Billionen, täglich von Hunderttausenden benützt wird. An Großartigkeit ist der Fultonmarkt allerdings nicht mit dem Washingtonmarkt zu vergleichen; denn auf dem letztern werden wohl zehnmal größere und weitläuftigere Geschäfte abgemacht,

als auf irgend einem andern Markte dieser großen Handelsstadt; allein in Beziehung auf die Feinheit und die Kraft des Fleisches, in Beziehung auf die Frische und Saftigkeit der Fische, in Beziehung auf die Lieblichkeit und Schönheit des Obstes, das allda zu Markte gebracht wird, kann sich kein anderer Markt mit dem Fultonmarkt messen. Ja, die Blumenstände und Bouquetausstellungen sind auf diesem Markte allen andern bei weitem überlegen, und wenn eine feine Dame der größten Stadt Amerika's ihr Boudoir mit feinen Blumen garniren will, oder wenn ein reicher Modeherr seiner Auserwählten ein zartes Angebinde in „lebenden Sträußchen" zu machen gedenkt, so ist es kein anderer öffentlicher Verkaufsort, der aufgesucht wird, als der Fultonmarkt. Kein Wunder also, daß Vater Gutbrod diesen Markt besuchte, und daß seine Tochter Rosa hier die schönsten Erzeugnisse ihrer Gärtnerei feil bot!

Ludwig Wagner glaubte schon, der Aufenthalt, den das Zwischenspiel auf dem Broadway ihm bereitet, möchte zu lange gedauert haben, als daß er noch hoffen könne, die Maria auf ihrem Platze zu finden. Doch dem war nicht so. Im Gegentheil, Maria schien noch gar nicht an den Aufbruch zu denken; denn, obgleich sie den größten Theil ihrer Waare bereits abgesetzt hatte, nahm sie ihren Stand immer noch ein, ohne sich zu rühren. Doch schien es, das sonst so ruhige und stille Weib, dessen Aussehen auf gänzliche Ergebenheit in ihr Schicksal schließen ließ, sey heute in einer ganz besondern Stimmung und Aufregung. Die Wangen, die sonst blaß, fast leidend aussahen, waren hoch geröthet, und die Augen, die sonst den Boden suchten, leuchteten wie in Fieberhitze.

„Was sie nur heute hat!" dachte Ludwig, als er sie

freundlich grüßte, und zugleich fragte, ob sie bald fertig zur Heimkehr sey.

Sie antwortete ihm nicht, sondern ihre Augen sahen fast stier nach einer Richtung hin. Ihr ganzer Körper zitterte vor Aufregung und krampfhaft ergriff sie Ludwig's Hand, nach jener Richtung hindeutend.

„Seht Ihr," flüsterte sie mit bebender Stimme. „Seht Ihr, dort kommt er wieder. Dort unter der Masse, die eben von der Fultonfähre herströmt! Der Mann mit den tiefliegenden Augen, mit dem grauen Hute und dem Pelzrocke. Ich kann mich nicht täuschen. Er muß es sein."

Ludwig folgte mit den Augen der Richtung, welche sie ihm andeutete. Bald fand er unter den Hunderten den Mann heraus, den sie ihm bezeichnet hatte. Es war ein vornehm und reich gekleideter Herr mit grauen stechenden Augen und einem runzelvollen, verlebten Gesichte, in dessen Züge Sorgen oder Leidenschaften tiefe Furchen gegraben hatten. Er mochte im Anfang der Vierziger stehen, aber seine Haare waren schon grau gefärbt und sein farbloses Gesicht trug den Stempel eines Fünfzigers. Der Mann kam in dem Menschenstrome, der sich stündlich und fast minutlich die Fultonstreet hinauf dem Broadway zuwälzt, immer näher und mußte so nahe an der Maria vorbei, daß ihn diese fast mit der Hand hätte berühren können; allein sie saß wie gelähmt. Hätte es ihr Leben gegolten, sie hätte keinen Finger bewegen können. Voll und stier starrten ihre Augen auf den Mann, gleich als wären sie an ihn festgebannt. Ihre Lippen zuckten und bebten, allein kein Laut kam über sie. Es schien, als ob die Erscheinung sie förmlich verzaubert hätte. Endlich löste sich der Starrkrampf, als der Herr

etwa hundert oder mehr Schritte entfernt war. — „Er muß es ſeyn, trotz ſeiner vornehmen Kleidung," flüſterte ſie abermals. „Ich kann mich nicht täuſchen! Und doch, ſollte Er hier ſeyn, und ſich noch gar nicht nach mir umgeſehen haben? Es iſt faſt nicht möglich." — „Ludwig," ſprach ſie jetzt laut und entſchloſſen, „Ihr habt den Mann in's Auge gefaßt, den ich Euch ſo eben gezeigt. Wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt, nein, nicht einen Gefallen, eine Wohlthat, ſo eilt ihm nach; Ihr habt junge Füße, Ihr habt ſtarke Fäuſte, Ihr könnt ihn noch einholen, Ihr könnt Euch durch das Gedränge durcharbeiten. Eilt ihm nach, forſcht, wo er wohnt, fragt, wie er heißt! Ich muß Gewißheit haben, oder ich ſterbe."

Ludwig ſah ſchon, daß es etwas ganz Beſonderes war, das die Maria bewegte. Darum erwiederte er auch kein Wort, ſondern drückte den Hut tiefer in die Stirne und eilte dem Manne nach.

Es iſt keine Kleinigkeit, in New-York Jemanden, der einen Vorſprung von einigen hundert Schritten hat, in einer der Straßen der untern Stadt, welche von einem Fluſſe zum andern führen, einzuholen. Dieſe Straßen ſind ſo zu ſagen die Pulsadern des Lebens in der Geſchäftswelt, welche in New-York auf den untern Theil der Stadt concentrirt iſt. Sie vermitteln den Verkehr von einem Markte zu dem andern, von einem Dock zum andern, von einem Strom zum andern. Tauſende von beladenen Karren fahren von Tagesanbruch bis in die Nacht hinein auf dieſen „Durchſtraßen," und Omnibus an Omnibus, alle voll beladen mit Menſchen, raſſeln wie wüthend über das Pflaſter. Es iſt oft ein Gedräng, daß man glaubt, nicht mehr auf andere Art vorwärts zu kommen, als über die Köpfe der Uebrigen hinweg.

Und gerade, wie es mit dem Fuhrwerk auf den Straßen geht, so geht's auch mit dem Menschenstrome auf den breiten Trottoirs. Tausende kommen vom Nordriver her dem Eastriver zu, und Tausende gehen vom Eastriver nach dem Nordriver. Es ist aber kein Gehen, kein ruhiges Wandeln, sondern es ist ein Rennen und Jagen. Die Menschen hier haben alle Quecksilber in den Beinen und man meint, von einer Minute Zeitverlust hänge ein Menschenleben ab. Natürlich ist das Gedränge am ärgsten, wo eine Querstraße, wie die Williamstreet, die Nassaustreet, der Broadway und andere gekreuzt werden müssen, und man verzweifelt oft förmlich daran, mit heiler Haut oder wenigstens mit unabgerissenen Rockschößen aus diesem Wirrwar herauszukommen. Ein Fremder, der noch nie in New-York war, hat gar keinen Begriff von diesem Leben!

Ludwig eilte so sehr er konnte. Dennoch kam er nicht so schnell vorwärts, als er wollte. Die Vorihmgehenden konnten nicht mit Gewalt bei Seite geschoben werden, und selten zeigte sich ein freier Gang zwischen dem Gewühl, wo er durchschlüpfen und um ein Paar vor ihm Gehender voraneilen konnte. Zum Glück sind die Trottoirs in New-York alle um einen Schuh höher, als das Straßenpflaster, damit die auf den Trottoirs Gehenden nicht immer in Gefahr kommen, von den Gefährten auf der Straße zusammengedrückt und zusammengeführt zu werden. So konnte er hie und da einen Tritt von dem Seitenweg auf's Pflaster herabthun und auf die lange Reihe von Fußgehenden vor ihm hin sehen; sonst hätte er seinen Mann längst aus dem Gesichte verloren. Ein Glück auch, daß der Mann nicht wußte, daß ihm Jemand nachsetze, sonst hätte er in einer der Seitenstraßen verschwinden

können, ohne daß Ludwig je seiner wieder ansichtig geworden wäre.

Die Richtung, welche der Mann verfolgte, war ganz dieselbe, welche Ludwig vor wenigen Minuten in umgekehrter Weise bei seinem Gang auf den Fultonmarkt eingeschlagen hatte. Derselbe gieng die Fultonstreet hinauf bis zum Broadway und dann rechts ab, gegen den Park zu. Hier, wo die breite Parkrowstraße einmündet, theilt sich gewöhnlich der Menschenstrom in zwei Hälften, von denen die Eine den Broadway hinauf, die andere der Chatamstreet und Bowery zuströmt. Auch dießmal war es wieder so. Der Mann mit den stechenden Augen aber gieng den Broadway hinauf, und nunmehr wurde es dem Ludwig nicht schwer, denselben einzuholen und hart hinter ihm herzugehen. — „Sollte er ihn anreden? Oder sollte er sich blos die Nummer des Hauses merken, in welches derselbe eintrat?" Ludwig wußte nicht, was er thun sollte, um der Maria genaue Auskunft über ihn geben zu können. Einstweilen folgte er ihm auf dem Fuße. An der Chambersstreet kreuzte der Mann den Broadway und verfolgte seinen Weg auf der andern Seite der Straße. Ludwig folgte ihm und blieb hart auf seinen Fersen. Das mochte den Mann genieren, denn er sah sich ein paar Mal um und maß seinen Verfolger mit finsterem Blicke. Ludwig ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen. An der Nummer 495 hielt der Mann an.

„Sollte er hier in Minettens Haus wohnen?" dachte Ludwig und hielt ebenfalls still.

„Was wollt Ihr von mir?" redete ihn plötzlich der Mann mit den stechenden Augen an. „Ihr geht mir schon

eine gute Strecke auf den Ferſen nach und wo ich halte, haltet Ihr auch. Was wollt Ihr? Sprecht!"

Scharf und ſtreng war die Stimme und die Augen fünkelten vor Grimm. Der Mann liebte wohl nicht, auf ſeinen Wegen beobachtet zu werden.

„Ich glaubte einen Bekannten in Euch zu ſehen," erwiederte Ludwig gelaſſen, „oder vielmehr, nicht ich glaubte dieß, ſondern eine Freundin von mir."

„Eine Freundin von Euch?" war die herbe Antwort. „Was gehen mich Eure Freundinnen an? Ich kenne Euch nicht und will Euch nicht kennen. So geht Eurer Wege und geniert mich nicht mehr."

„Ihr thut mir Unrecht," entgegnete Ludwig, „wenn Ihr glaubt, es ſey müßige Neugierde, die mich Euch nachgeführt hat. Aber freilich, wenn Ihr mich Euren Namen nicht wiſſen laſſen wollt, ſo muß ich mich beſcheiden. Ich weiß, daß ich kein Recht dazu habe, Euch darnach zu fragen?"

„Meinen Namen wollt Ihr wiſſen?" höhnte der Andere. „Den könnt Ihr ja hier auf der Metallplatte leſen; was braucht Ihr darnach zu fragen?"

Ludwig trat einen Schritt zurück. Das war alſo Graf Plocki! Das war der Gemahl Minettens! Dieſer Mann mit dem durchfurchten Geſichte und dem von Leidenſchaften zerriſſenen Körper! — Allein ehe er Zeit hatte, ein Wort weiter zu ſprechen, hatte der Graf die Klingel gezogen und war in ſeinem Hauſe verſchwunden.

Noch lange ſchaute Ludwig das Haus an, in welches Graf Plocki eingetreten war. „Das der Gemahl Minettens!" Endlich faßte er ſich aber und ſchritt den Broadway hinab

dem Fultonmarkte zu. Maria saß noch auf derselben Stelle, wo sie Ludwig verlassen. Sie wartete auf ihn.

„Kennt Ihr einen Grafen Plocki?“ fragte sie Ludwig, als ihre Augen forschend auf ihn gerichtet waren.

Maria schüttelte mit dem Kopfe.

„Nun, das ist der Mann, dem Ihr mich nachgeschickt habt,“ berichtete Ludwig weiter.

Abermals schüttelte Maria mit dem Kopfe. „Graf Plocki!“ sagte sie, „es kann nicht seyn. Es giebt nicht zwei solche Aehnlichkeiten! Ihr habt den Rechten nicht gefunden.“

Allein Ludwig ließ sich nicht irre machen. Er war seiner Sache zu gewiß. „Ich habe ihn selbst gesprochen, ich habe seinen Namen auf dem silbernen Hausschilde gelesen und noch mehr, ich kenne seine Frau und sogar seine Schwiegermutter.“

„Seine Frau und Schwiegermutter?“ frug Maria hastig. „Täuscht Ihr Euch nicht? Der Mann, den ich meine, kann keine Frau und Schwiegermutter auf dem Broadway haben.“

Abermals und abermals mußte Ludwig Alles erzählen und sogar sein Abenteuer heute Mittag mit Minetten durfte er nicht verschweigen. Maria sagte keine Sylbe mehr. Sie schüttelte blos mit dem Kopfe.

Langsam und schweigend fuhren sie nach Hause. Kaum hörte es Maria, wie ihr Ludwig einen Gruß an Vater Gutbrod aufgab.

---

Den andern Morgen war Maria aus dem Hause des Vater Gutbrod verschwunden. Als Rosa, verwundert darüber, daß ihre Freundin sich noch nicht gezeigt habe und eine plötzliche Erkrankung derselben fürchtend, in ihr Zimmer trat, fand

sie ihr Bett unberührt. Ihr Töchterchen schlief sanft und ruhig, aber von der Mutter desselben, der Frau Maria, war keine Spur zu finden. Doch gab ein Brief, der auf dem Tische lag, einigen Aufschluß über ihre Abwesenheit.

„Verzeihe mir, liebe Rosa," hieß es in dem Briefe; „aber ich konnte nicht anders. Ich mußte fort von Euch, denn ich habe eine Spur von meinem Manne gefunden. Ja ich habe ihn selbst gesehen, oder meine Augen sind blind geworden. Ich muß mich überzeugen und sollte ich darüber zu Grunde gehen. Nimm dich meines Kindes an in meiner Abwesenheit. Vielleicht dauert diese nur kurz, wenn Gott mein Schicksal zum Glücke wendet. Wenn er es anders beschlossen hat, so sey ihm eine zweite Mutter. Du wirst noch glücklich werden, denn der Ludwig liebt dich vielleicht eben so sehr, als du ihn. Ich habe mich fest davon überzeugt; nur ist er es sich vielleicht selbst noch nicht klar geworden. Ihr werdet bald ein glückliches Paar seyn, und auch bleiben, denn Gott hat Euch geprüft vor dem Ehestande, wie er mich prüft in demselben. Gott sey mit Euch, mit Dir, mit Ludwig und mit deinem Vater. Ihr alle habt an mir gehandelt, nicht wie an einer Fremden, nein, mehr wie an einer Schwester. Der Lohn wird nicht ausbleiben."

Rosa gab den Brief ihrem Vater und erröthete tief, als er denselben laut vorlas.

„Du brauchst nicht schamroth zu werden, Rosa," sagte er. „Ludwig ist der bravste Bursche, den ich kenne. Und wenn er nach der schlechten That seiner früheren Braut nicht gleich hierher kam und um dich anhielt, so lobe ich ihn nur um so mehr. Solch' ein Begebniß muß verdaut und überwunden werden.

Das Rechte siegt am Ende immer ob. Was aber die Maria betrifft, so müssen wir Alles der Zeit überlassen. Jeder Mensch ist seines Glückes eigener Schmied. Wir können nichts davon und nichts dazu thun. Schicken wir uns also in Geduld."

Sie giengen nun ihren Geschäften nach, als wenn sich gar nichts Fremdartiges ereignet hätte, und die Rosa sorgte für das Kind Mariens, als wenn sie die Mutter desselben wäre.

An demselbigen Tage aber sehen wir vor einem Wohnhause im Broadway, dem Pallaste des Grafen Plocki gegenüber, eine Frauengestalt auf den Treppenstufen sitzen, die von außen in die Belle-Etage hinaufführten, wie dieß bei den meisten Wohnhäusern New-Yorks der Fall ist. Die Frau saß lange und ruhig und rührte sich nicht. Sie war zwar sehr einfach, aber doch gut gekleidet, so daß man sie nicht für eine Bettlerin halten konnte. Vielleicht jedoch war sie krank und konnte nicht weiter. Allein wer kümmert sich in New-York darum, ob Jemand krank und elend ist und kein Obdach hat? Es hat ja Jedermann für sich selbst zu sorgen; so mag auch jeder Andere zusehen, wie er fortkomme! Es war ein kalter unfreundlicher Tag und Schnee mit Regen vermischt machte die Straßen einsam und verlassen. Die Frau schien sich jedoch wenig um Nässe und Kälte zu bekümmern, denn sie blieb ruhig sitzen, ob auch die Kälte zunahm und die Nässe alle Vorübergehenden schneller dahineilen machte. Ein dichter Schleier verhüllte ihr Gesicht, und ihre Gestalt verschwand unter einem langen Wintershawl, den sie um sich herumgewickelt hatte.

So saß sie vom Mittag bis zum Abend. Längst war die Sonne hinter den blauen Bergen New-Jerseys verschwunden längst verbreiteten die Gaslaternen ein ungewisses Licht dur

den dicken Schnee- und Regennebel, und noch immer ſaß ſie unbeweglich. Der Fußgänger wurden immer weniger; Jedermann ſuchte Obdach und ein warmes Stübchen; allein ſie machte keine Anſtalt, ihren kalten ſteinernen Sitz zu verlaſſen. Plötzlich jedoch kam einige Bewegung über ſie. Zwei Männer waren in das gegenüber liegende Haus eingetreten. Dieſes Haus hatte ſie nun ſeit faſt ſieben Stunden ununterbrochen fort beobachtet; allein den ganzen Mittag war es ſtill und verſchloſſen geblieben. Nur Einmal war ein Bedienter herausgekommen und nach einiger Zeit mit einem Armkorb beladen wieder hineingegangen. Einmal war auch eine Chaiſe vorgefahren und deren Innſaſſen waren ſchnell in's Haus getreten. Man konnte aber nicht unterſcheiden, wer es ſey, weil das Gefährt des Unwetters wegen dicht verſchloſſen war. Ueberhaupt ließ ſich von den Bewohnern, wenn welche da waren, Keiner ſehen, und auch die Fenſter-Läden blieben, wie üblich in New-York, den ganzen Tag feſt verſchloſſen. Die Familie mochte wohl hinten hinaus wohnen, mit der Ausſicht auf den Garten, wo ſie durch das Geräuſch des Straßenverkehrs nicht geſtört wurde. Daß aber weder der Herr noch die Frau des Hauſes heute Abend ausgieng, oder ausfuhr, daran war wohl das ſchlechte Wetter ſchuldig, welches den Aufenthalt im Zimmer behaglicher machte, als irgend eine Ausfahrt in's Theater oder Conzert, ſey es auch im wohlverſchloſſenſten Wagen.

Die Frau ſah ſcharf auf, als ſie die zwei Männer in das Haus eintreten ſah. Sie konnte die Geſichtszüge derſelben wohl unterſcheiden, weil eine Gaslaterne faſt gerade am Treppengeländer brannte und Jeden, der da auf [illegible] gieng, genau beleuchtete. Die Männer mußten a[illegible]e bekannt

seyn, denn sie stiegen nicht die Stufen hinauf, die in die Belle-Etage oder in den Parlor führen, sondern sie wandten sich an die kurze Treppe, die in's Basement hinabführt, dessen vordere Abtheilung gewöhnlich das Speise- und Familienzimmer bildet, während der hintere Theil als Küche benützt wird.

Wiederum stand es eine Stunde oder noch länger an. Nichts regte sich in dem Hause gegenüber und man konnte glauben, es sey ausgestorben, wenn nicht der Lichtschimmer im Basement gezeigt hätte, daß hier unten Leben sey. Wahrscheinlich saßen sie dort Alle beim Abendessen und ließen es sich im warmen Stübchen behaglich seyn, während die arme Frau auf den Treppenstufen fror und zusammenschauerte. Doch jetzt regt sich's gegenüber. Die Basementthüre geht auf und die Männer treten wieder auf die Straße. Es sind ihrer aber nicht Zwei, es sind ihrer Drei geworden, die Frau hat sich ganz in ihre Ecke zurückgelehnt, und kauert sich zusammen, daß sie kaum sichtbar ist. Man könnte sie eher für ein schwarzes Bündel halten, denn für ein menschliches Wesen. Offenbar will sie nicht gesehen seyn. Um so schärfer dagegen lugt sie aus, und den Dritten, der dießmal mit erschienen ist, unterwirft sie ihrer besonderen Beaufsichtigung.

„Er ist's," flüstert sie leise vor sich hin. „Er ist's, so sicher als ich Maria heiße. Mögen auch die Haare, die Kleidung, die Tracht anders seyn, als ich's früher an ihm gewohnt war, die Person läßt sich nicht verläugnen. Ludwig mag sagen, was er will; er ist an den Unrechten gekommen. Dieß ist nicht Graf Blocki, dieß ist Jakob Koppel. Aber warum verbirgt er sich vor mir? Warum kommt er nicht nach Newhaven? Woher die Veränderung in seinem Aeußern? Ist er

plötzlich reich geworden und war er in Deutschland oder war er es nicht? Hätte er sich nach Newhaven gewandt, so hätte man ihm ja dort meine Adresse gegeben; aber — vielleicht bin ich ihm jetzt zu arm und gering, seit er sein Erbe geholt!"

So sprach die Frau zu sich selbst, während die drei Männer langsam den Broadway hinaufgiengen. Sie blieb aber dabei nicht sitzen, sondern als die Männer ein Stück Wegs zurückgelegt hatten und sie hoffen durfte, nicht mehr von ihnen gesehen zu werden, erhob sie sich, und gieng ihnen nach.

„Ich muß sehen, was Die in dieser stürmischen Regennacht vorhaben," flüsterte die Frau wieder zu sich selbst. „Etwas Gutes kann's nicht seyn, sonst würden sie eine andere Zeit gewählt haben. Und den Jakob muß ich sprechen, so wie so, und muß wissen, woran ich bin. Und geht er auf bösen Wegen, so will ich ihn retten, wenn nicht um seinet- oder um meinetwillen, so doch um des Kindes Willen, das Vater zu ihm sagt."

Die Männer schritten immer weiter, trotz Sturm und Regen. Sie hatten sich fest in ihre Paletots gewickelt, und schienen sich um das Unwetter wenig oder Nichts zu bekümmern. Maria wagte es einmal, ihnen ziemlich nahe zu kommen, aber sie konnte doch Nichts von dem, was sie unter einander sprachen, verstehen, denn sie sprachen nur leise und abgebrochen mit einander. Oft war die arme Frau nahe daran, umzusinken, denn der Weg in der Bloomingdaleroad, welchen die Männer verfolgten, ist bei schlechtem Wetter gar böse zu begehen, da er aus lauter Lehmsand besteht. Aber immer hielt sie ihr Geist aufrecht und der feste Vorsatz, das durchzuführen,

was sich sich vorgesetzt. Konnten die drei Männer durchkommen, so konnte sie es auch!

Wohl eine gute Stunde hatte die Wanderung gedauert, vielleicht auch eine halbe drüber, da sah man in der Ferne Licht. Das Licht war an der Straße oder wenigstens nicht weit davon.

„Das ist das Bloomingdaleroad-Wirthshaus," flüsterte Maria wieder, „und nur eine Viertelstunde ist's zum alten Vater Gutbrod und zu meinem Kinde. Wenn Die wüßten, wo ich wandle! Und wenn Er wüßte, daß sein Kind nur wenige Minuten von hier schläft!"

In der That war es das Bloomingdaleroad-Wirthshaus, das die drei Männer nach kurzer Frist erreichten. Man schien sie dort erwartet zu haben; denn kaum klopften sie an das sonst bei Nacht fest verschlossene Thor, so ward ihnen geöffnet, und sie verschwanden im Innern. Auch das Licht verschwand jetzt; sie hatten sich wohl in jenes Geheimzimmer zurückgezogen, von welchem aus kein Strahl in die Außenwelt dringen konnte.

Maria setzte sich auf den Rand eines Pumpbrunnens, der etwa hundert Schritte vom Wirthshause stand und zum Tränken der Pferde benützt wurde. Ein Schluck Wasser und ein Stück trockenes Brod, das sie aus der Tasche zog, war ihre einzige Erquickung, während die Männer im Wirthshause innen wahrscheinlich an Wein und Fleisch sich labten. Und doch, wer weiß, wer in seinem Innern am ruhigsten war, die arme, nasse, halb erfrorne Frau außen mit hartem Brod und Wasser, oder die Männer innen beim warmen Ofen, umgeben von edlen Getränken und feinen Speisen!

Wiederum stand es eine gute Weile an, ehe es wieder

lebendig wurde im Bloomingdaleroad-Wirthshause. Die große Glocke auf Cityhall, die man in stiller Nacht wohl zwei Stunden weit hört, hatte eben die Mitternachtsstunde angekündigt, als die Thüre des Gasthauses sich öffnete und vier Männer daraus hervortraten. Die Gesellschaft hatte sich wieder um Einen vermehrt. Zu gleicher Zeit öffnete sich aber auch das breite Hofthor und leise führte der Wirth selbst ein leichtes Wägelchen heraus. Es war nur mit Einem Pferde bespannt, aber so dünn und leicht war seine ganze Construktion, daß Ein Pferd gerne fünf und mehr Personen darin ziehen konnte.

„Das Wetter ist doch gar zu schlecht," flüsterte der Wirth halblaut zu den Männern hin, doch immerhin so laut, daß ihn Maria, die sich hinter den Brunnentrog niedergekauert hatte, um nicht gesehen zu werden, genau verstand. „Man sieht ja keine zehn Schritte weit. Wenn ich Euch nicht ein Stück Wegs führte, Ihr müßtet versinken. Ueber dem Mount Morris drüben wird der Weg besser, und dann habt Ihr auch nicht mehr weit. Bis dorthin fahre ich Euch."

„Stille," wandte der Vierte ein, der erst hier zu der Gesellschaft getreten war. „Wir dürfen uns nicht selbst verrathen."

„Oh," lachte der Wirth leise, „was das anbelangt, so könnten wir laut genug sprechen, ohne daß uns Jemand hörte. Heute ist kein Mensch unterwegs und in der Nähe; denn wenn's Einer wäre, so hätte er schon lange an meine Thüre geklopft und Einlaß begehrt. Eine *solche* Nacht paßt nur für Leute unseres Schlags; für die Schlafhauben von gewöhnlichen Menschen ist das Bett das Beste."

Währenddem waren sie Alle leise in das Gefährt gestiegen.

„Jeder denke an das, was er zu thun hat," flüsterte nun eine heisere Stimme, bei der die arme Maria zusammenzuckte, als hätte sie einen Stich in's Herz bekommen. „Ist Alles vollendet, so flüchten wir uns Jeder auf besonderem Wege. Man darf uns nicht zusammensehen. Der Sammelpunkt ist das Landhaus O'Neill's."

Jetzt fuhren sie ab. Anfangs gieng's langsam, um nicht viel Geräusch zu machen; allein je mehr sie sich entfernten, um so schneller wurde die Bewegung des Pferdes. Man konnte sie ja jetzt kaum mehr im Bloomingdaleroad-Wirthshaus vernehmen, auch wenn dort zufällig Jemand erwacht seyn sollte! So wie sie fortgefahren waren, hatte sich Frau Maria hinter dem Brunnen erhoben und war ihnen nachgeeilt; allein bald verlor sich der Schall der Räder in der Ferne, und sie stand auf der verlassenen Straße so allein, wie wenn kein Mensch außer ihr in der Welt wäre.

„Also vergebens!" sagte sie zu sich selbst. „Vergebens bin ich ihnen bis hieher nachgeeilt! Aber, nein, nicht vergebens! War es doch sicherlich *seine* Stimme, die ich hörte! Darüber kann keine Täuschung mehr obwalten. Und — wenn ich sie auch nicht einholen kann, sagten sie nicht, daß sie sich bei dem alten O'Neill treffen wollten? Ist das nicht der Pachtherr Ludwig Wagner's? Dorthin wende ich mich, so *muß* ich sie wieder treffen."

Der Weg war grundlos und die Nacht so schwarz und finster, daß sich das arme Weib oft kaum zurechtfinden konnte. Allein das Ziel, dem sie nachstrebte, *mußte* erreicht werden! Dieser Gedanke hielt sie aufrecht. Endlich nach einem Marsch von fast zwei Stunden, nachdem sie wohl ein Dutzendmal den

Hinderniſſen, die ſich ihr in dieſer noch wilden und verlaſſenen Gegend entgegenthürmten, faſt erlegen, gelangte ſie an den Harlemfluß. Sie wußte, daß ſie, wenn ſie dieſem entlang gieng, nothwendig das Landhaus O'Neill's erreichen mußte. Vor Ermüdung faſt umſinkend, ſetzte ſie ſich auf einen Stein, eine Weile auszuruhen. Sie ſah in die dunkle Nacht hinein, die kein Mondesſtrahl, kein Sternenlichtlein erhellte. Glich nicht ihr Leben dieſer Nacht? Plötzlich ſchreckte ſie eine Helle auf, die vor ihr, nur vielleicht eine Viertel- oder Halbeſtunde entfernt, aufſtieg. Es ſchien im Anfang eine einſame Leuchte oder Fackel zu ſeyn, aber im nächſten Augenblicke ſchon vergrößerte ſich die Leuchte in eine Lohe und wenige Minuten ſpäter wirbelte ein Flammenmeer gen Himmel hinauf, das ſich immer weiter und weiter ausbreitete.

„Herr Gott im Himmel, was iſt das?" rief das unglückliche Weib aus, indem ſie unwillkührlich dieſen Brand mit dem geheimnißvollen Unternehmen der vier Männer in Verbindung brachte, welche vor ein paar Stunden von dem Bloomingdaleroad-Wirth in dieſer Richtung fortgeführt worden waren. Maria wußte, daß hier in der Nähe eine Brücke ſey, die über den Harlemfluß führe. Es iſt dieß die jetzt noch ſtehende, uralte, noch von der engliſchen Herrſchaft herſtammende Kingsbrigde oder Königsbrücke. Dieſer eilte ſie zu, um dem Schauplatz des Brandes näher zu kommen.

Inzwiſchen wurde es auch in der Umgegend lebendig. In Harlem ſchlugen die Feuerglocken an, ebenſo in Manhattanville, Melroſe und den andern kleinen Dörfchen, die von New-York bis Morriſiania zerſtreut umherliegen. Die verſchiedenen Feuercompagnien zogen aus, der Brandſtätte [illegible] erfüllten die

Luft mit ihren Rufen und Allarmsignalen. Gerade als Maria sich der Brücke näherte, kam eine dieser Compagnien angerannt, ihre Feuerspritze hinter sich d'rein ziehend und Alles über den Haufen werfend, was ihnen in den Weg kam. Maria zog sich eilends auf die Seite, als sie das Geschrei der Feuermänner hörte, denn sie wußte, daß diese Bursche über Stock und Stein dahinrennen, und sich nicht einmal umsehen, wenn sie über einen Gegenstand weggesetzt haben. „Es geschieht ihm recht, warum ist er nicht aus dem Wege gegangen?" ist die einzige Entschuldigung, die sie geben. — Der Zug raste an ihr vorbei, ohne irgend Notiz von ihr zu nehmen. Nicht so ergieng es einem Manne, der von der entgegengesetzten Seite herkam, und mit einem schweren Pack auf dem Rücken die Brücke in demselben Augenblicke passirte, wo die Compagnie hinüberrasselte. Er wurde auf die Seite geworfen und zu Boden gerissen, ehe er sich's versah. Zum Glück fiel er so, daß der Zug nicht über ihn hinübergieng, sonst wäre er wohl tödtlich verletzt worden. Immer aber war sein Fall noch hart und schwer genug, so daß er sich nicht selbst erheben konnte. Frau Maria näherte sich ihm, da sich sonst Niemand seiner annahm; denn die Feuerleute waren längst in aller Ferne. Sie wußten vielleicht nicht einmal, daß sie einen Menschen niedergerannt hatten, wenigstens bekümmerten sie sich nicht Nagelsgroß darum! Der Mann stöhnte laut, als Maria ihm aufzuhelfen versuchte.

„Seyd Ihr hart verletzt?" fragte ihn das Weib.

Der Mann stieß einen schweren Fluch aus, statt ihr zu antworten; doch Maria kehrte sich nicht daran, sondern suchte jetzt den Riemen zu lösen, mit welchem der Mann das Bünd welches er trug, auf den Rücken festgeschnallt hatte. Sie

nämlich, daß es ihr unmöglich sey, ihn auf die Beine zu bringen, wenn sie ihn nicht vorher des Bündels entledigt habe. Kaum aber fühlte der Mann ihren Finger an dem Riemen, als er wie der Blitz sich umwandte und ohne irgend eine fremde Hülfe sich halb aufrichtete.

„Donnerwetter," rief er dabei mit einer heftigen Bewegung, „glaubt Ihr, Ihr könnt mich berauben?"

In demselben Augenblicke brach ein Mondstrahl durch die Wolken und die Zwei, Maria und der Fremde, sahen sich in die Augen. Der Eindruck, den sie beide aufeinander machten, war ein außerordentlicher, und doch äußerte er sich ganz verschieden.

„Jakob Koppel," rief Maria; „ich wußte es, daß du es bist vom ersten Augenblicke an, wo ich deiner ansichtig wurde."

„Höll' und Teufel," schrie der Mann, „mein Weib Maria!"

Der Mond war längst wieder hinter den Wolken verschwunden und es umgab sie abermals dichte Finsterniß; aber sie fühlten nichts von dem, was um sie her vorgieng; sie waren blos mit sich selbst beschäftigt. Lange Zeit blieben sie in derselben Stellung, wie sie sich zuerst erblickt: Er halb aufgerichtet auf seinen Ellenbogen, sie kniend vor ihm, um den Riemen zu lösen.

Der Mann faßte sich zuerst.

„Stehe auf, Maria," sagte er mit rauher, heiser klingender Stimme; „stehe auf und gieb mir deine Hand, damit ich's versuche, ob ich gehen kann."

Sie that stillschweigend, wie er sagte. Er knirschte die Zähne übereinander, als er sich mit ihrer Hülfe endlich aufrichtete. Dann fuhr er mit den Händen an seinen Gliedern

hinab und unterſuchte ſich, ob und wie weit Alles in Ordnung ſey.

„'s iſt Nichts gebrochen," murmelte er, „ſo wird's ſchon gehen. Führe mich, Maria," fuhr er laut fort. „Wir ſind in einer halben Stunde an Ort und Stelle."

Maria gehorchte, und ſchweigend gieng er an ihrer Seite und auf ſie geſtützt weiter.

„Wie kömmſt du hieher, Maria?" frug der Mann endlich mit ſeiner rauhen, heiſeren Stimme; doch beſtrebte er ſich erſichtlich, mehr Sanftmuth in ſeine Stimme zu legen, als er im Anfang gethan.

„Ich ſollte dich vorher fragen," erwiederte Maria, „wie du hieher kommſt? Ich ſollte dich fragen, was du gethan haſt dieſe Nacht? Oh, Jakob, Jakob, du gehſt auf böſen Wegen! Jakob, Jakob, ich fürchte, es ſteht nicht gut mit dir! Warum haſt du mich noch nicht aufgeſucht, mich dein Weib, und biſt doch ſchon Wochen, ja vielleicht Monate lang hier? Warum fragſt du nicht nach deinem Kinde und haſt daſſelbe doch ſeit Jahr und Tag nicht geſehen? Jakob, Jakob, das führt zu keinem guten Ende."

Sie ſagte dieß nicht etwa mit heftiger Stimme oder mit zänkiſchem Tone, im Gegentheile, ſie ſagte es mit einer Trauer und Wehmuth im Ausdruck und in der Stimme, daß auch das felſenhärteſte Gemüth davon erweicht werden mußte. Sie ſchluchzte auch nicht laut und heulte, wie andere Weiber oft thun, ſondern ſie weinte nur leiſe vor ſich hin, und man merkte es kaum an dem Zittern der Stimme, und an dem Beben der Lippen. Sie hatte ihren ſo lange verlornen, ſo lange

verſchwundenen Mann wieder gefunden, aber unter welchen außerordentlichen Umſtänden hatte ſie ihn gefunden?

Es dauerte eine geraume Zeit, bis Jakob Koppel, der Mann Maria's, auf ihre vorige Rede zu antworten ſich herbeiließ. Vielleicht hatten ihn ihre Worte mehr ergriffen, als er ſich merken laſſen wollte, und er ſchwieg vielleicht darum ſo lange ſtill; vielleicht wußte er auch nicht zu antworten.

„Maria," ſagte Jakob Koppel endlich, „ich will dir Rede ſtehen, ſo bald wir an Ort und Stelle ſind. Jetzt macht mir noch der Fall, den ich gethan, zu viele Schmerzen. Aber beantworte mir meine Fragen, damit ich wenigſtens etwas über dich erfahre. Erzähle mir von unſerem Kinde und wie und wo ihr gelebt, ſeit meiner Abreiſe nach Deutſchland. Sage mir Alles. Verſchweige nichts, auch nicht warum ich dich hier an der Kingsbrigde finden mußte."

Maria that, wie von ihr verlangt wurde; ſie erzählte ihm, warum ſie von Newhaven fortgezogen ſey; erzählte ihm Alles, wie es ihr ſeither ergangen. Auch das verſchwieg ſie ihm nicht, wie ſie ihn auf dem Fultonmarkt geſehen und wie ſie ihm den Ludwig Wagner, den Pächter O'Neill's, nachgeſandt habe, und wie dieſer die Nachricht gebracht, daß in dem Hauſe im Broadway, wohin er gegangen, nur der Graf Plocki mit Familie wohne. Ja, ſie theilte ihm ſogar mit, wie ſie vor dem Hauſe im Broadway auf ihn gelauert habe, wie ſie ihm und ſeinen Genoſſen nachgeeilt ſey und wie ſie endlich erfahren, daß ſie ſich zuletzt in O'Neill's Haus treffen wollten.

„Und das iſt Alles, was du mir zu ſagen haſt?" erwiederte endlich Jakob Koppel, als Maria zu Ende war. „Du haſt mir Nichts, gar Nichts verſchwiegen, Nichts vor-

enthalten?" fügte er mißtrauisch und doch von ihren Worten sichtlich erleichtert hinzu.

„Ich habe dir Alles getreulich mitgetheilt," versicherte Maria. „Du weißt, ich brauche kein Hehl zu haben. Aber wie ist es mit Dir?"

„Der Narr, der Ludwig Wagner, den du mir nachsandtest," entgegnete Jakob ausweichend, „hat mich am Ende gar für den Graf Plocki selbst gehalten?"

„Er hat sich in der Person geirrt," meinte Maria sanft; „ich hätte dich, als du auf dem Fultonmarkte an mir vorbeigiengst, ihm genauer bezeichnen sollen, dann wäre er dir nachgegangen, statt daß er nunmehr zufällig dem Grafen Plocki nachgieng. Aber wie kamst du gestern dennoch in dieß Haus?"

Nunmehr war die Reihe zu antworten an Jakob Koppel, und entweder hatten seine Schmerzen nachgelassen, oder bekümmerte er sich nicht mehr darum, — er ließ sich nicht länger bitten, seinem Weibe einen kurzen Abriß seines Lebens und Treibens seit ihrer Trennung zu geben. Er war, wie er sagte, nach Deutschland gefahren, um eine Erbschaft flüssig zu machen. Dort hatte er den Grafen Plocki kennen gelernt und war mit diesem wieder nach Amerika gekommen. In New-York angelangt, schrieb er, wie er behauptete, seinem Weibe sogleich; aber wahrscheinlich gieng der Brief verloren oder traf er sie nicht mehr, weil sie ja von New-Haven nach New-York gezogen war. Seither befand er sich in New-York im Hause des Grafen Plocki, mit welchem er sich, nebst ein paar andern Genossen, in ein großes mechanisches Unternehmen eingelassen habe, welches, wenn es glücke, ihnen große Vortheile verspreche. Vorderhand sey es noch ein Geheimniß, so wie auch die Er-

findung, die demselben zu Grunde liege. Gerade aber um diese Erfindung zu probiren, seyen sie heute Nacht ausgewesen.

„Aber die Feuersbrunst, Jakob?" warf die arme Frau ein. „Kam die von Ungefähr, oder habt Ihr Eure Hand mit im Spiele gehabt?"

„Stille, Maria," flüsterte ihr Ehemann. „Ich kann dir das nicht näher erklären. Es hängt eben mit meiner Erfindung zusammen. Das Weib muß dem Manne blindlings trauen und glauben. Darum denke nichts Arges, sondern halte fest an mir. Ohnehin hat unsere Noth jetzt ein Ende, und anstatt früherer Armuth ist nun Wohlstand unsere Loosung."

Maria fühlte wohl, daß nicht Alles war, wie es seyn sollte. Sie fühlte, daß ihr Mann nicht so dachte, wie er sprach. Es war eine Ahnung in ihr, daß die Wege, die er wandle, nicht die Wege des Rechts und der Biederkeit seyen, und daß er gegen sie nicht die Gesinnungen hege, die er zu haben sich den Anschein gab. Aber wie gerne glaubt nicht der Mensch, was er wünscht! Wie oft und viel läßt sich nicht ein liebendes Weib gegen ihre bessere Ueberzeugung überreden, ja wie oft und viel überredet sie nicht sich selbst, ihr Mißtrauen sey ein Unrecht, das sie an dem Mann ihrer Wahl begehe! — Einen langen, wehmüthigen Blick warf Maria auf Jakob Koppel; ein tiefer Seufzer hob sich aus ihrer geängstigten Brust.

„Jakob, Jakob," sagte sie endlich. „Ich wollte, du wärst noch, wie du vor zehn Jahren warst. Damals waren wir glücklich. Damals durfte ich dir vertrauen. Du sprichst jetzt von Geld und Gut und vom Ende unserer Noth und Armuth; aber wie gerne wollte ich Elend und Jammer tragen,

wenn du mich noch einmal mit demselben Blicke betrachten könntest, wie im Anfang unserer Ehe! Ein Gefühl sagt mir, es nimmt kein gut Ende mit dir und mit mir, und — o Gott, ich darf nicht daran denken, unser armes, armes Kind!"

Sie weinte still vor sich hin und wollte sich nicht trösten lassen. Aber er ließ nicht nach mit Zureden und Hoffnung einflößen und seine Worte fanden endlich Eingang. Als der Morgen graute, kamen sie auf O'Neill's Landsitz an und er wies ihr gleich ein abgelegenes Kämmerlein an, um sich da von den Mühen und Strapatzen dieser Nacht, geistigen noch mehr, als körperlichen, auszuruhen. „Hast du ausgeschlafen," sagte er zum Abschied, „und bist du gestärkt erwacht, so holst du unsere Tochter ab; wir ziehen dann wieder nach New-Haven, wo du bleibst, bis ich meine Geschäfte hier abgewickelt habe, und dann soll uns nichts mehr trennen."

So schieden sie von einander und Maria suchte Ruhe zu finden im Gebet. „Gottes Finger ist überall und wird mich auch durch dieses Labyrinth führen," dachte sie.

---

Wenige Stunden nach diesen Ereignissen treffen wir vier Männer in dem schönsten Gemache des O'Neill'schen Landhauses versammelt. Der Tisch, vor dem sie saßen, war mit Speisen und Getränken wohl versehen, aber es schien, es wolle denselben nicht recht munden, und eine Verstimmung that sich kund, die wir bis jetzt an diesen Vieren nicht gefunden haben.

Es sind nämlich lauter alte Bekannte von uns, die wir hier beisammentreffen: der Vater O'Neill mit seinen beiden Söhnen Paddy und Daniel, und Graf Plockt. O'Neill blätterte gedankenvoll in einem Pack Zeitungen, den Morgenzeitungen

des Tages, und Graf Plocki ſtierte vor ſich nieder, nur von Zeit zu Zeit einen unheimlichen Blick auf ſeine Umgebung werfend. Paddy und Daniel nahmen hie und da einen Biſſen und flößten ihn mit einem derben Schluck hinab, allein die Gedrücktheit, die auf dem Grafen und ihrem Vater laſtete, wirkte auch auf ſie anſteckend.

„Donnerwetter," brach endlich Daniel los, „was iſt denn in Euch gefahren? Wir haben das ſchönſte Stück aufgeführt, was je über die Bretter gieng, und Ihr macht Alle ein Geſicht, wie ein durchgefallener Heldenſchauſpieler! Oder ſteht Etwas ſchief? Brannte nicht die Fabrik wie ein Schwefelhölzchen? Haben wir nicht das Papier? Liegt es nicht dort auf dem Stuhle? Und können wir nicht noch heute anfangen und bis Mitternacht unſere Zehntauſend fabrizirt haben?"

„Und das wollen wir auch," verſetzte Paddy mit einem derben Fluche. „Noch heute muß begonnen werden. Ich bin auf die Hunderttthalerbills begierig, wie der Teufel auf eine Seele. Die müſſen ja jetzt von den ächten gar nicht mehr unterſchieden werden können! Und was das Schönſte dabei iſt, kein Menſch hat Verdacht. Die Papierfabrik mag ſich ſelbſt entzündet haben oder angezündet worden ſeyn, an Uns denkt Niemand und noch weniger denkt Jemand daran, daß das Banknotenpapier abhanden gekommen iſt. Ich bin lange genug auf der Brandſtätte geblieben und habe ſogar den Harlemer Buben helfen löſchen, um Alles mit anzuhören, was über den Brand geſagt worden iſt; aber an einen Papierraub denkt keine Seele. „Es iſt jeder Fetzen verbrannt," darauf ſchwören ſie alle. Alſo kommt, trinkt Eins mit: Auf's Wohl der neuen Amerikabank, unſerer eigenen ungecharterten Bank!"

Er lachte hell auf über seinen eigenen Witz, aber die Andern stimmten nicht mit ein, sondern grübelten fort und fort, wie zuvor.

„Da schlage der Satan drein!“ fluchte Daniel. „Graf Plocki, Euch kennt man ja gar nicht mehr! Ihr macht ja ein Gesicht, als wäre Euch der Teufel über den Weg gelaufen.“

„Das ist er auch,“ entgegnete der Graf. „Ja, ja, lacht nur, der Teufel ist mir wahr und wahrhaftig über den Weg gelaufen!“

Er stand auf und maß das Zimmer mit langen Schritten.

„Aber was ist Euch denn?“ frugen ihn alle Drei zugleich.

„Ich will's Euch sagen,“ erwiederte er mit einem bösen Blick. „Ich habe meine erste Frau gefunden, oder vielmehr sie hat mich gefunden, und sie ist hier im Hause.“

„Hier im Hause?“ rief O'Neill. „Ihr werdet doch nicht so unvorsichtig gewesen seyn? Die darf keine Minute länger hier seyn.“

„Sie muß heute hier bleiben,“ entgegnete der Graf mit entscheidender Stimme, „bis ich sie wieder nach New-Haven schaffen kann. Wir müssen sie ganz ungestört lassen, damit sie keinen Verdacht schöpft, denn sie ist ohnehin nicht mehr weit davon entfernt.“

Er erzählte ihnen nun sein ganzes Abenteuer und nicht wenig erschracken sie über die möglichen Folgen desselben.

„Die Hauptsache ist nicht das Weib,“ erklärte endlich Graf Plocki. „Die schaffe ich morgen nach New-Haven zurück und dann ist sie für uns unschädlich. Für heute ist sie so müde und abgehetzt, daß sie den ganzen Tag im Bett bleiben wird. Eine Klage von ihrer Seite aber, wenn sie heraus-

brächte, daß ich als Graf Plocki noch einmal verehlicht bin, muß um jeden Preis vermieden werden. Darum scheint mir der Ludwig Wagner, Euer Pächter, viel gefährlicher, als sie. Den hat sie mir vom Fultonmarkt aus nachgesandt und der hat ihr die Nachricht gebracht, daß der Mann, den sie gesehen, nicht ihr Ehemann Jakob Koppel, sondern im Gegentheil der Graf Plocki sey, der Ehemann einer andern Frau. Dieser Bursche ist auf der rechten Spur, und wenn wir ihm nicht Einhalt thun, so kommt er am Ende auf den Schluß, daß der Graf Plocki und der Jakob Koppel Eine und dieselbe Person seyen. Es ist mir gerade nicht wegen der Folgen einer etwaigen Klage, obgleich Zuchthaus auf Bigamie steht; meine Gräfin kann ja, wie Ihr wißt, keinen legalen Eheschein beibringen. Dafür ist gesorgt. Allein das Aufsehen, den ein solcher Prozeß macht, lenkt die Aufmerksamkeit der Behörden auf uns und — von Einer Entdeckung kommt man leicht auf eine andere. Der Ludwig Wagner muß daher um jeden Preis entfernt werden. Wir müssen ihn unschädlich machen und für immer! Nun sucht aus, wie das geschehen kann, ohne uns zu kompromittiren; findet ein Mittel, das kein Aufsehen macht und besonders Eines, wobei kein Mensch vermuthen kann, es gehe von uns aus."

Aufmerksam lauschten Alle seinen Worten und dann sahen die zwei Söhne und der Graf auf den alten O'Neill, als ob von ihm allein Hülfe kommen könne. Sie wußten wohl, daß, wenn Niemand Rath wußte, Er immer noch einen Ausweg fand. O'Neill gieng einige Male gedankenvoll im Zimmer auf und ab. Dann klärte sich sein Gesicht auf und sein Entschluß schien gefaßt.

„Ist sie im blauen Zimmerchen?“ fragte er. — Die Antwort lautete bejahend. — „Paddy,“ fuhr er fort, „hole mir die kleine gelbe Flasche hinter meinem Schreibtisch, und du Daniel bringe ein Glas mit Wein und einen Teller mit Backwerk herbei.“

Beides geschah, wie er es befahl. Er mischte nun aus der kleinen gelben Flasche einige Tropfen in den Wein und gab denselben nebst dem Backwerk dem Grafen. „Dieß bringt leise in ihr Zimmer und stellt es dorthin. Wenn sie aufwacht, wird sie nach dem Backwerk und dem Wein greifen und genießt sie auch nur den dritten Theil des Weines, so stehe ich Euch dafür, sie wacht vor morgen früh nicht mehr auf. Dann fort mit ihr nach New-Haven! Vorderhand vergeßt nicht, die Thüre in ihr Zimmer fest zu schließen. Ein Vogel im Käfig ist geduldiger, als Einer im Freien.“

Graf Plocki gehorchte, ohne ein Wort zu erwiedern. „Sie schläft fest,“ sagte er, als er zurückkam.

„Die ist nun unschädlich,“ fuhr O'Neill fort. „Nun kommen wir an meinen Dutchmann. Aber, ehe ich weiter fortfahre, habt Ihr die Morgenblätter gelesen? Noch nicht? Da seht Ihr, ich muß immer für Euch denken. Für Leute in unserer Lage giebt's nichts Wichtigeres, als immer über alle Ereignisse in der Geschäftswelt auf dem Laufenden zu seyn. Da lest einmal dieß kleine Artikelchen im Herald.“

Der Artikel lautete kurz dahin: „gestern Abend hat die Polizei zwei junge Bursche gefangen, welche in verschiedenen Läden falsche Thalerbills auszugeben versuchten. Sie sind der Polizei schon längst verdächtig und jetzt auf der That ertappt worden. Man hofft durch sie auf die Spur der Falschmünz-

zu kommen, welche seit einiger Zeit unsere Stadt und Umgegend mit nachgemachten Banknoten überschwemmen. Ihre Genossen und die Langfingerzunft überhaupt kennt sie nur unter dem Namen: Tom und Billy."

„Nun, was sagt Ihr zu dem Artikelchen?" fragte O'Neill, als die drei Anderen gelesen hatten.

„Verflucht," rief Paddy wüthend. „Müssen sich die Esel abfassen lassen! Die werden uns eine schöne Brühe zusammenkochen! Heute Morgen glaubte ich, wir seyen am Ziele aller unserer Wünsche, weil heute Nacht Alles so gut ablief, und jetzt kommt Schlag auf Schlag und Unglück über Unglück!"

„Da werden wir am Ende uns eine Zeit lang von der Oeffentlichkeit zurückziehen müssen," meinte Daniel; „denn wenn die Kerle auf uns aussagen, so bleibt immer Verdacht genug, wenn man auch Nichts bei uns findet. Jedenfalls ist's mit unserem „Geschäfte" für die nächsten paar Monate zu Ende."

„Gerade das Gegentheil," erwiederte O'Neill. „Es konnte sich nicht besser treffen. Laßt mich jetzt die Rollen austheilen und Jedem seinen Part anweisen. Ihr, Graf, eilt zu Eurer Gräfin und zeigt Euch dem Publikum in Eurer Carosse. Zugleich trefft Ihr auch Anstalten, daß Ihr morgen mit Eurer rechtmäßigen Frau als „Jakob Koppel" nach New-Haven reisen könnt. Du, Daniel, gehst, wie gewöhnlich, auf das Zollhaus, und versiehst deine Geschäfte, und Du, Paddy läufst von einem Wirthshause in's andere und horchst, was die Leute über den Brand der Papiermühle und über die Entdeckung der Falschmünzer sagen. Ich selbst werde ebenfalls in die Stadt gehen und mein Advokat muß den Billy und

den Tom instruiren, auf wen sie aussagen sollen. Die müssen Beide darin übereinstimmen, von wem sie das falsche Geld erhielten. Heute Abend mit der Nacht kommen wir hier zusammen und gehen dann frisch an die Arbeit; denn heute Nacht können wir ohne alle Furcht vor Störung seyn, weil in dieser Nacht der große Falschmünzer, welcher dem Billy und Tom die falschen Banknoten lieferte, von der Polizei abgefaßt wird. Und wißt Ihr, wer dieser Falschmünzer ist? Niemand anders, als Ludwig Wagner, mein Pächter. Natürlich müssen wir heute Abend gleich nach der Vesperzeit dafür sorgen, daß man später bei einer Haussuchung in der Nacht einige Falschmünzerplatten, verschiedene Stempel, Papier und falsche Banknoten bei ihm findet. So fangen wir zwei Mücken mit Einem Schlag. Nicht blos kann dann der Bursche nicht mehr gegen den Grafen spioniren und ihn der Bigamie bezüchtigen, sondern wir sind durch seine Einkerkerung für lange Zeit sicher gestellt. Sie meinen dann, sie haben ihn, den großen Banknotenfälscher, und lassen uns ungestört arbeiten."

Nun wußten sie, warum sich das Gesicht O'Neill's so plötzlich aufgeklärt hatte. Einen klügeren Plan konnte man nicht ersinnen. Darum giengen auch Alle mit Lust und Freude an dessen Ausführung, und eine Viertelstunde nachher war Jeder auf dem Wege nach New-York begriffen.

---

Maria war von Ermüdung überwältigt in dem Zimmerchen, in welches sie von ihrem Manne geführt worden war, eingeschlafen. Als sie erwachte, stand die Sonne längst hoch am Himmel, denn es war Mittag vorüber. Sie erhob

sich und sah verwundert umher; sie wußte im Anfang nicht, wo sie war. Endlich erinnerte sie sich an Alles. „Wo mag er nur so lange bleiben?“ dachte sie. Da fiel ihr der Wein und das Backwerk in die Augen, welches auf einem Tischchen, augenscheinlich zu ihrem Gebrauche, aufgestellt war. „Eine solche Vorsorglichkeit habe ich lange von ihm nicht erlebt,“ dachte sie wieder. „Wollte Gott, er würde wieder, was er mir vor zehn Jahren war.“ Sie genoß jedoch Nichts von den Speisen und dem Getränke, denn sie wollte warten, ob Er nicht komme und das Frühstück mit ihr theile. Es kam aber Niemand und nach und nach wurde ihr die Stille unheimlich. Sie öffnete ein Fenster. Die Sonne schien freundlich und die Luft war klar; aber nirgends regte sich etwas. Das ganze Haus, wie die ganze Umgebung, schien ausgestorben. Am Stand der Sonne sah sie, daß es dem Abend zuging und nicht erst Frühstücksstunde sey, wie sie im Anfang vermuthet. Nunmehr ging sie zur Thüre. Dieselbe war fest verschlossen. „Was sollte dieß bedeuten?“ fragte sie sich. Sie rüttelte daran, allein das Schloß gab nicht nach. Sie rief laut den Namen ihres Mannes, allein kein Mensch gab ihr Antwort. Abermals öffnete sie das Fenster, ob sie Niemand erblicke, den sie anreden könnte, aber weit und breit war Niemand zu sehen. Sie rief laut zum Fenster hinaus, allein auch nachher blieb Alles still. Was sollte sie beginnen?

Maria gehörte nicht zu den verzärtelten Naturen; auch hatte sie die Schule und das Elend des Lebens zur Genüge durchgemacht, um nicht von jedem Drangsal, das sich ihr entgegenstellte, zurückzubeben. Es war daher weniger Schrecken, der sich ihrer bemächtigte, als sie sich eingeschlossen fand, als

vielmehr Verwunderung. Sie dachte nach, was der Grund ſeyn könne. Es wollte ihr kein Grund einfallen. Sie konnte ſich die Urſache nicht erklären, nur die Thatſache hatte ſie vor ſich. „Er hat etwas vor, das ich nicht wiſſen ſoll," ſagte ſie endlich nach langer Ueberlegung. „Er fürchtet mich, ſonſt hätte er mich nicht gefangen geſetzt. Jedenfalls hat er mich betrogen."

Sie unterſuchte das Schloß, ob es ſich nicht aufſprengen laſſe und amerikaniſche Schlöſſer ſind in der Regel nicht von der Art, daß ſie nicht leicht zu überwältigen wären; allein alle ihre Anſtrengungen erwieſen ſich als vergebens. Entweder war ihre Kraft zu ſchwach, oder, was noch wahrſcheinlicher, hatte man von außen einen Riegel vorgeſchoben. Sie trat nun wieder an's Fenſter, den einzig möglichen Ausweg. Es war zwei Stockwerke über dem Boden. Sollte ſie hinausſpringen? denn fort wollte und mußte ſie um jeden Preis. Das war feſtbeſchloſſene Sache. Sie wollte, ſie mußte den Plan vereiteln, den ihr Mann mit ihr vorhatte; denn ein guter Plan war's in keinem Falle, ſonſt hätte er ihr ihn offen mitgetheilt und ſie nicht wie eine Gefangene eingeſchloſſen. Plötzlich fiel's ihr ein, was ſie zu thun habe, und ſie verlor keine Zeit, ihren Einfall in's Werk zu ſetzen. Sie hatte ein kleines Taſchenmeſſer bei ſich und ohne eine Minute Zeit zu verlieren, fing ſie an, die Leintücher und Teppiche des Bettes, auf dem ſie geruht hatte, in Striemen zu zerſchneiden. Bald war ein langes Seil zuſammengedreht, und ſie zauderte keinen Augenblick, daſſelbe an die Fenſterrahmen zu befeſtigen und in den Garten, der das Haus umgab, hinunterzulaſſen. Es reichte bis auf den Boden, ſie war gerettet, wenn ſie ſich vor der luftigen Reiſe nicht ſcheute.

Sie fühlte ſich ſchwach und angegriffen. Sollte ſie nicht von dem Wein und Backwerk genießen, ehe ſie das Wagſtück unternahm? „Nein," dachte ſie, „ich darf es nicht thun. Die es hinſtellten, hatten ſicher eine Abſicht dabei. Gott wird mich ſtärken, auch ohne Speiſe und Trank. Aber — glauben ſollen ſie, ich habe davon genoſſen, denn ich muß Liſt mit Liſt überwältigen." Sie nahm nun das Glas Wein und leerte es zum Fenſter hinaus; auch von dem Backwerk nahm ſie und ſchob es in ihre Taſche, um es ſpäter wegzuwerfen. Dann ſchloß ſie die Vorhänge, welche das Bett umgaben, ſo daß man die Zerſtörung, welche ſie mit den Betteppichen vorgenommen, nicht gleich ſah.

Nunmehr machte ſie ſich an ihre Arbeit und eine Arbeit war's für ein ſchwaches Weib, an dieſem Seile zwei Stockwerke hoch hinabzuklimmen. Oftmals meinte ſie, ſie müßte das Seil fahren laſſen; aber immer bezwang ſie ſich wieder. Sie rieb ſich die Hände wund beim Hinabrutſchen; aber ſie gab nicht nach. Endlich kam ſie unten an; ſie hatte das Wagſtück beſtanden! Aber nunmehr half kein Zaudern. Ihr Weg führte ſie nach New-York. Sie mußte Ihn ſehen. Dießmal wollte ſie die Wahrheit erfahren, und wenn es ihr Leben galt.

Es nahm ihr zwei Stunden Zeit weg, bis ſie nach New-York kam, und doch hielt ſie ſich unterwegs nur ſo lange auf, als es Zeit koſtete, ein Brod und einiges Obſt zu kaufen. Ihr Ziel war der Broadway. Jetzt ſtand ſie vor dem Hauſe Nro. 495. Ihr Herz klopfte zum Zerſpringen. Sie mußte einige Minuten ſtillſtehen, ehe ſie es wagte, die Klingel zu ziehen. Endlich gewann ſie es über ſich. Ein Bedienter öffnete ihr die Thüre.

„Ich muß den Jakob Koppel sehen," sagte Maria mit fester Stimme.

Der Bediente sah sie verwundert an. „Den Jakob Koppel?" fragte er. „Ich kenne keinen Menschen dieses Namens."

„Ich weiß, daß er hier wohnt," erwiederte Maria unbeirrt, „ich habe ihn selbst gesehen und gesprochen und Ihr müßt mich zu ihm führen."

Der Bediente maß die arme Frau mit einem sonderbaren Blicke. Er dachte vielleicht, es sey nicht ganz richtig mit ihr im Oberstübchen. Allein dennoch gab er ihr nochmals die bestimmte Antwort, daß im ganzen Hause Niemand wohne, als die Familie des Grafen Blocki nebst Dienerschaft und daß sich also die Fragerin nothwendig in der Hausnummer täuschen müsse. Es kam nun auch noch ein Kammermädchen dazu, welche die Aussage des Bedienten Wort für Wort bestätigte. „Der Herr Graf," setzten Beide hinzu, „sey mit Frau und Schwiegermutter ausgefahren, sonst könnte sie sich bei diesem selbst nach dem Jakob Koppel erkundigen; denn ihnen sey lediglich Nichts von einem Mann dieses Namens bekannt."

Maria mußte sich darein fügen und fügte sich auch darein. Allein deßwegen gab sie doch nicht nach, den Jakob Koppel heute noch zu sprechen. „Der Graf mußte doch einmal von seiner Spazierfahrt heimkehren und dann wollte sie wieder vorsprechen. Der mußte doch den Koppel kennen, da ja dieser selbst gesagt hatte, er wohne bei ihm und stehe mit ihm in Geschäftsverbindung." So dachte sie und zog sich daher in ein Kaffeehaus zurück, das auf der entgegengesetzten Seite der Straße lag. Hier konnte sie ungestört und unbeachtet sehen, wer in der

„Armes Kind," murmelte sie, „du hast den Vater verloren, und wirst auch die Mutter nicht lange mehr behalten. Er ist nicht gestorben, er hat nur eine Andere genommen. Maria kann gehen." So phantasirte sie, aber immer schritt sie weiter und weiter.

Jetzt stand sie vor dem Bloomingdaleroadwirthshause. Ein plötzlicher Gedanke fuhr ihr durch den Kopf. „Ich will ihn noch einmal sehen," dachte sie. „Noch einmal will ich ihn sprechen. Ich muß ihm sagen, daß ich Alles weiß. Er soll sie ganz ungestört besitzen, die Andere; aber sagen will ich's ihm, daß er ein Meineidiger ist. Hierher wird er kommen. Er war ja damals auch hier. Alle Schurken New-Yorks halten hier ihren Sabbath. Ich will ihn hier erwarten."

So trat sie in das Wirthshaus. Man brachte ihr Speise und Trank; sie berührte nichts. Man führte sie endlich in ein Stübchen, weil man vermuthete, daß sie krank sey. Sie ließ Alles ruhig geschehen. Man ließ sie allein; was sollte man sich weiter um sie bekümmern, da sie der Anforderung, zu bezahlen, Genüge geleistet hatte! Sie wußte kaum, daß man ihr Geld abgenommen, sie merkte es kaum, daß sie allein war!

Zwei Stunden oder länger mochte sie da verweilt haben, da hörte sie Stimmen unter sich, dicht unter ihrem Stübchen. Es waren die Stimmen verschiedener Männer, die zusammen sprachen. Sie hätte sie sicherlich nicht gehört, aber eine Stimme war darunter, die sie erbeben machte. Es war seine Stimme. Sie erhob sich, sie lauschte.

„Kommt, kommt," sagte die Stimme, „wir müssen an die Arbeit. Es ist die höchste Zeit; denn Ihr wißt, was wir noch vorher zu thun haben."

„Den drängt's, seine Erstgetraute zu sehen, nachdem er

ſich kaum vor einer Stunde von der Zweiten verabſchiedet," höhnte eine zweite Stimme.

„Mit der Gemahlin Nro. 1 hat's ſeine guten Wege," meinte ein Dritter, „wenn die nur ſechs Tropfen von dem Wein getrunken hat, ſo ſchläft ſie bis morgen früh, wie ein Murmelthier. Ich habe die Doſis ſtark genug gemacht."

„Und wegen der Polizei preſſirts auch nicht," bemerkte ein Vierter; „ich hab's aus dem Munde des Polizeilieutenants ſelbſt, der die Expedition commandiren wird. Vor morgen früh zwei Uhr wollen ſie ihn nicht abfaſſen, denn ſie möchten ihn gerne mit ſeinen Spießgeſellen zuſammen bekommen. Sie ſind ſeiner ſicher genug."

So ſchwatzten die Männer. Endlich brachen ſie auf. Maria horchte auf ihren Abgang. Dann öffnete ſie leiſe ihre Zimmerthüre; leiſe, mit abgelegten Schuhen, ſchlich ſie die Treppe hinab, leiſe öffnete ſie den Riegel an dem Hausthor, das kaum erſt von dem Hausherrn, dem Beſitzer des Bloomingdaleroad-Wirthshauſes, ſelbſt wieder verſchloſſen worden war. Sie war im Freien!

Sie legte ihr Ohr an den gefrornen Boden. Sie hörte die Tritte der Männer, die dem Harlemfluß zuſchritten. Ohne zu wiſſen, was ſie that, folgte ſie ihnen. Sie war ſich einer Abſicht nicht klar bewußt; aber ein Inſtinkt trieb ſie, ihnen zu folgen. Sie mußte *ihn* noch einmal ſehen, zum letzten Male! Sie mußte *ihn* noch einmal ſprechen, zum letzten Male! Dann ſollte die Brücke abgebrochen ſeyn für immer, die ſie einſt mit ihm verband. Sie *fühlte*, ſie *wußte*, daß er ein Verbrecher ſey, wenn ſie auch nicht im Stande geweſen wäre, klar darüber ſich auszudrücken oder auch nur klar dar-

über zu denken. Aber — Er ſollte es wiſſen, Er ſollte es erfahren, daß ſie es wußte. Das war das Motiv, das ſie inſtinktmäßig vorwärts trieb!

Als die vier Männer nach kurzer Wanderſchaft an dem Landhauſe O'Neill's angelangt waren, verſchwanden ſie im Innern deſſelben, aber nur, um nach wenigen Minuten, mit einem Packe Papier beladen, wieder zu erſcheinen.

„Habt Ihr nach Eurer Frau geſehen?" fragte Einer. „Schläft ſie?"

„Ich habe," erwiederte kurz der Gefragte. „Es iſt ſo ſtill in ihrem Kämmerlein, als wäre ſie ganz hinübergeſchlummert. Ihr habt am Ende die Doſis gar zu ſtark gemacht."

„Damit wäre Euch wohl der größte Gefallen geſchehen," lachte ein Anderer.

Sie traten an's Flußufer und Einer löste den Nachen, der da befeſtigt war. Sie fuhren ab und deutlich ſah Maria, wie ſie quer hinüber ruderten, und am andern Ufer ausſtiegen. Die Nacht war ſternhell und ſie konnte ſich nicht täuſchen. Mit der Energie, welche Fieberhitze ertheilt, und es war in der That die Fieberhitze innerer Aufregung, welche das arme Weib durchglühte, eilte Maria am Flußufer vorwärts. Sie wollte, ſie mußte ein Mittel finden, ebenfalls über das Waſſer hinüberzukommen und müßte ſie bis zur entfernten Harlembrücke wandern! Aber bald ſtand ſie wieder ſtille und lauſchte abermals. Es rauſchte wieder im Waſſer; der Nachen kam zurück. Sie duckte ſich nieder, um nicht geſehen zu werden, und nicht weit von ihrem Verſteck ſtiegen die Männer aus und traten in eine Scheune oder Futterkammer, die ganz in der Nähe neben einem niederen Wohnhauſe lag. Sie hatten nur geringe Mühe,

die Scheune zu öffnen, denn derlei Vorrathshäuſer ſind kaum oder nur leicht verſchloſſen. Nach kurzem Aufenthalte traten die Männer wieder heraus, beſtiegen ihren Nachen, und fuhren den Harlemfluß hinauf, dahin zurück, woher ſie gekommen. In wenigen Minuten war Alles vorüber, und ſo ſtille und leiſe geſchah es, daß Maria ſelbſt es kaum gewahr wurde.

Was hatten die Männer hier gethan? Sie wußte es nicht, ſie wollte es auch nicht wiſſen. Aber ihm folgen wollte ſie, ihm, der unter dieſen Männern faſt den Anführer zu machen ſchien. Nicht weit von dem Orte, wo die Männer ihr Boot wieder beſtiegen hatten, lag ein anderes kleineres Boot. Es gehörte zu dem Pachtgütchen Ludwig Wagner's, und der letztere benützte es hie und da an Sonntagen und in müßigen Stunden, um auf den Fiſchfang damit zu fahren, wie bei allen Gärtnern und Farmern am Harlemfluſſe üblich. Maria wußte natürlich nicht, daß der Nachen Eigenthum Ludwig's ſey. Was kümmerte es ſie überhaupt, wem das Boot gehörte? Sie hatte keine Ueberlegung für ſo Etwas. Sie wollte blos dem Jakob Koppel folgen, dem elenden Verbrecher an ihrer Ehre. In einer Minute war das Boot von ſeiner Uferkette abgelöst und ſchwamm auf dem ruhigen Waſſer. Maria hatte nie vorher ein Boot regiert, aber ſie griff nach den Rudern, als wäre ſie es von Jugend auf gewöhnt. Sie kam vielleicht langſam vorwärts; aber ſie kam vorwärts. Nach einer Viertelſtunde hatte ſie den Punkt erreicht, wo das andere Boot feſtlag, das Boot der vier Männer, die vor ihr den Fluß hinaufgerudert waren. Sie ſtieg aus, um dieſen Männern zu folgen. Sie dachte nicht daran, ihren Nachen ebenfalls zu befeſtigen, ſie dachte nur daran, den Jakob Koppel zu finden. Das Boot

trieb langsam den Weg zurück, den sie so eben mit demselben zurückgelegt hatte; sie aber erstieg das steile, felsigte Flußufer und drängte sich durch die zackigten Gebüsche. Die Männer mußten ja diesen Weg auch gemacht haben! Jetzt hielt sie wieder still, um zu lauschen. Sie vernahm ein dumpfes Geräusch, als käme es vom Mittelpunkte der Erde. Noch ein paar Schritte vorwärts! Das Geräusch wurde stärker. Jetzt stand sie vor dem engen, niedern Eingang, der in die Höhle der Falschmünzer führte. Es war ihr, als ob ein entfernter Lichtschimmer daraus hervordringe. Unter andern Verhältnissen, zu andern Zeiten wäre sie vor Angst gestorben, einen solchen Weg machen zu müssen. Jetzt besann sie sich keinen Augenblick. Sie sank auf ihre Kniee nieder und auf allen Vieren kroch sie weiter und weiter. Bald erhöhte sich der Gang; sie konnte aufrecht stehen. Noch einige Schritte, sie stand vor dem Gemache, wo die vier Männer arbeiteten.

Lange stand sie da. Sie selbst war verdeckt durch einen Mauer- oder Felsenvorsprung, der, ob natürlich oder künstlich hier angebracht, dazu diente, das Licht aufzuhalten, daß es nicht nach außen dringe. Vor ihr aber lag Alles offen und klar, denn die Thüre, welche in's Innere führte, war weit geöffnet, um des nöthigen Luftdurchzugs willen. Die vier Männer waren in vollem Wirken begriffen und vier hohe Lampen verbreiteten Tageslicht. Zwei von den Männern standen an der Presse; der Dritte zeichnete die Unterschriften; der Vierte beschnitt die Banknoten und ordnete sie in kleine Bündel.

„Der Druck ist ausgezeichnet," bemerkte O'Neill. „Man kann keinen Unterschied wahrnehm[illegible]raue mir, die Bankdirektoren selbst damit hinte[illegible]"

„Das macht das Papier," erwiederte der Graf, „ohne den Brand der Papierfabrik hätten wir nie so weit kommen können. Unsere Noten sind jetzt so ächt, als die der Bank selbst, die Unterschriften abgerechnet, und die versteht der Daniel so fein nachzumachen, daß der Kassier glauben muß, er habe seinen Namen selbst geschrieben. Jetzt sind wir geborgen!"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so ertönte eine laute, fast kreischende Stimme: „Ehebrecher, Brandstifter, Falschmünzer!"

Es war Maria, die diese Worte ausstieß. Anfangs, als sie auf die vier Männer hinblickte, die in voller Arbeit begriffen waren, war es ihr nicht klar gewesen, was diese thaten. Sie sah wohl eine Presse, sie sah wohl Banknoten, aber ihr Geist war zu umfangen, als daß sie sich hätte deutlich machen können, was in dieser Höhle vorgehe. Erst als die Männer unter sich sprachen, kam sie zum Bewußtseyn. Nun ward ihr auf einmal klar, was die Männer hier treiben. Sie wußte, daß sie in eine Falschmünzerhöhle getreten war; sie wußte, daß ihr Mann nicht blos ein Verbrecher an ihr, sondern daß er noch ein größerer am Staate, am großen Publikum war.

„Ehebrecher, Brandstifter, Falschmünzer!" ertönte es noch einmal. Und da stand sie unter dem Eingang in das Hauptgemach, die Hand hoch erhoben, ihre Augen Blitze schleudernd, eine Göttin der Rache, des Gerichts. Das volle Licht der vier Lampen fiel auf sie, als sie sich so unter den Eingang stellte.

Es war, als hätte ein Blitzstrahl unter die vier Männer geschlagen. Sie standen wie Bildsäulen. Der Schreck hatte sie für den ersten Augenblick gelähmt.

Der finstere Paddy erholte sich zuerst. „Höll' und Teufel," schrie er, „wir sind verrathen."

Mit Einem Sprung war er neben Maria. Mit Einem Fauſtſchlag ſchmetterte er ſie zu Boden, daß ſie blutend, einer Leiche ähnlich, hinſank. Nun ermannten ſich auch die Andern. Sie unterſuchten die ganze Höhle innen und die ganze Umgebung außen, ob ſich ein Begleiter Maria's vorfinde. Es fand ſich keiner, und beruhigt kehrten ſie zurück.

„Wie kam die hieher?“ fragte Jakob Koppel oder vielmehr Graf Plocki, wie er ſich jetzt hieß, auf den blutenden, bewußtloſen Körper zu ſeinen Füßen zeigend.

„Wie ſie hieher kam, iſt jetzt Nebenſache,“ erwiederte finſter O'Neill. „Es iſt genug, daß ſie da iſt. Aber — erzählen darf ſie nichts von dem, was ſie geſehen hat. Kommt, Graf, faßt an!“

Graf Plocki merkte im Augenblick, was der Alte wolle, und mit einem Kopfnicken gab er ſeine Beiſtimmung. Sie ergriffen den Körper, ſie trugen, ſie zogen ihn zur Höhle hinaus in den Nachen; ſie ſtießen vom Ufer, um die Mitte des Stroms zu gewinnen.

„Ich glaube, ſie iſt ſchon kalt,“ flüſterte Graf Plocki. „Paddy hat ſie mit ſeiner Fauſt getödtet.“

„Todt oder nicht todt,“ erwiederte O'Neill mit herber Stimme. „Wir müſſen ſicher gehen. Im Waſſer wird ſie in keinem Falle mehr lebendig, und wenn ſie bis morgen früh den Harlemfluß hinabgeſchwommen iſt und ſpäter im Eaſtriver gefunden wird, ſo weiß kein Menſch auf Erden, uns ausgenommen, woher die Leiche kam.“

Jetzt waren ſie in der Mitte des Stromes, und beide Männer faßten von Neuem an, den bewußtloſen Körper im Waſſer zu verſenken. Aber gerade im Momente, da ſie den-

selben emporhoben und mit starker Gewalt über Bord warfen, regte sich die Todtgeglaubte und schien zum Bewußtseyn zurückzukehren. Doch, — es war zu spät. Tief sank der Körper unter, von der Wucht des Wurfes hinabgetrieben, aber eben so schnell tauchte er wieder empor, hoch heraus über das Wasser. „Mörder, Mörder, Mörder!" tönte es mit dumpfer Stimme.

Es schien, als ob der Körper blos auf dem Wasser schwebe, denn die Füße berührten dasselbe kaum. Beide Hände waren hoch erhoben, als würden sie drohend gen Himmel gestreckt. — Wahrscheinlich hatte die Wucht des Wurfes ein Zurückprallen veranlaßt, und ebenso wahrscheinlich hatte die Kälte des Wassers die weitere Wirkung, daß die Halbtodte, die bereits zu erwachen anfieng, vollends schnell zum Bewußtseyn zurückkehrte. Jedenfalls war das Ereigniß natürlich genug und ließ sich auch natürlich genug erklären; allein auf O'Neill und Graf Plocki machte es einen Eindruck, wie eine übernatürliche Erscheinung. Ihre Haare sträubten sich vor Entsetzen und sie wandten den Nachen in wilder Flucht. Sie sahen nicht einmal mehr, daß der Körper nach seinem schnellen Emportauchen langsam wieder untersank und mit dem Strome forttrieb.

Erst als sie wieder in ihrer Höhle angekommen waren, erholten sie sich von dem tödtlichen Schreck, und einige Gläser Brändi brachten es bald so weit, daß sie, oder wenigstens der alte O'Neill, über ihre abergläubische Furcht zu spotten vermochten.

Eines beruhigte sie am meisten. Ringsum herrschte Grabesstille. Kein Mensch konnte sie gehört haben. Niemand war Zeuge ihrer That. Ob Gott sie hörte, ob Gott sie sah, was lag ihnen daran?

Aber Gott hört und sieht Alles nicht sowohl durch sich selbst, als vielmehr durch seine Werkzeuge. Und ein Werkzeug Gottes war in dieser Nacht Ludwig Wagner.

Derselbe war auch an diesem Tage, wie gewöhnlich, seinen Geschäften nachgegangen; aber doch verrichtete er sie nicht mit der Freudigkeit des Herzens, die ihn sonst auszeichnete. Schon seit zwei Tagen hatte er Maria auf dem Fultonmarkte nicht mehr gesehen und er wußte nicht, was dieß bedeuten sollte, besonders weil Niemand an ihrer Stelle erschien, als einmal ein Knecht, der jedoch seine Blumen schnell im Großen an andere Kleinhändler absetzte. Etwas mußte auf Vater Gutbrod's Besitzung vorgefallen seyn, aber was? Sollte Rosa erkrankt seyn? Es gieng ihm den ganzen Tag im Kopfe herum, denn er war schon so gewöhnt, mit Maria über die Rosa und die andern Angehörigen des Gutbrod'schen Hauses zu plaudern, daß er nicht wußte, was ihm fehle. Lange gieng er noch in seinem Wohnzimmer auf und ab, als sein übriger Haushalt längst zur Ruhe gegangen war, — viel länger, als er sonst pflegte, und als er endlich den Schlaf suchte, konnte er ihn nicht finden. Einmal war es ihm, als ob sich Schritte in seiner nächsten Nähe hören ließen; ja er glaubte sogar, seine Scheunenthüre gehen zu hören. Wer sollte wohl so frech seyn, in sein Territorium einzudringen? Er stand auf, kleidete sich an und gieng hinab. Nichts ließ sich mehr hören oder sehen. Doch siehe, was ist das? Eine Gestalt tritt aus dem Schatten hervor und bemächtigt sich seines kleinen Nachens. Er springt herzu, um den frechen Räuber zu fahen, aber schon ist dieser in der Mitte des Stromes. Voller Verwunderung starrt er ihm nach, denn er glaubt, ein weiß[illegible] in dem Räuber zu

erkennen, obgleich die Nacht nicht hell genug ist, um die Gegenstände genau unterscheiden zu können, denn der Mond ist hinter den Wolken verborgen. Langsam geht er den Strom entlang. Er will doch wo möglich sehen, wo der Räuber seines Bootes landet. Jetzt ist derselbe am andern Ufer aufgefahren, er springt heraus, er verschwindet. So scheint es dem Ludwig, denn genau zu sehen vermag er nicht. Noch eine geraume Weile bleibt er hier stehen. Nichts regt sich, Alles ist still, wie das Grab. Schon will er den Heimweg antreten. Da plötzlich ist's ihm, als ob Menschen über dem Fluß drüben sich bewegten. Er hört einen Nachen vom Ufer stoßen, er hört einen schweren Fall und auf einmal ertönt ein schauriger Ruf: „Mörder, Mörder, Mörder."

In diesem Moment ist der Mond hinter den Wolken hervorgetreten, und beleuchtet die ganze Scene klar und deutlich. Eine Gestalt schwebt über dem Wasser und verschwindet langsam in demselben. Ein Nachen, mit einigen Männern bemannt, eilt in der Ferne davon. Ist das Alles eine Erscheinung, ein Blendwerk, oder ist es Wirklichkeit? Ludwig besinnt sich nicht lange. Er hat den Ruf „Mörder" gehört. Hier kann keine Täuschung vorwalten. Ein Verbrechen ist begangen worden!

Ludwig springt in's Wasser. Die Gestalt ist vielleicht nur hundert Schritte von ihm entfernt untergegangen. Ein guter Schwimmer, ein guter Taucher muß sie erreichen können. Ludwig rudert mit seinen Armen, was er kann. Er ist an Ort und Stelle. Das Wasser ist nicht tief, es ist nicht reißend. Er taucht unter. Er faßt Etwas. Er zieht's empor. Herr Gott im Himmel, es ist ein weiblicher Körper!

Er ſchwimmt an's Land. Er hat den Körper in ſeinen Armen. Er eilt ſeiner Wohnung zu. Zum Glück iſt noch Feuer im Ofen und das Zimmer erwärmt. Er macht Licht. Jetzt erſt erkennt er die Geſtalt, die er aus dem Waſſer gezogen. Es iſt Maria! — Alle Verſuche werden angeſtellt, die Todte in's Leben zurückzurufen. Endlich gelingt es ihm. Der Puls ſchlägt wieder. Maria lebt, aber zur Beſinnung kommt ſie deßwegen doch nicht. Sie ſpricht verwirrt, wie wenn ihr Geiſt abweſend wäre. Was ſoll Ludwig beginnen?

Soll er zuerſt bei den Gerichten Anzeige machen? Denn daß hier ein Verbrechen vorliegt, darüber kann kein Zweifel ſeyn. Oder ſoll er nach einem Arzte ſenden, der im glücklichſten Fall in ein paar Stunden anweſend ſeyn kann? Beides nimmt zu viel Zeit weg, denn der Weg nach New-York iſt weit, und die Entfernung von Cityhall, dem Mittelpunkt der Stadt, beträgt faſt zwei Stunden. Hier iſt ſchnellere Hilfe nöthig. Wo findet er dieſe? — Doch, was braucht er ſich zu beſinnen? Maria's jetzige Heimath iſt ja das Haus Vater Gutbrod's. — Roſa allein kann für Maria ſorgen! Dort, unter ihrer zarten Pflege, wird ſich der Irrſinn legen, der ſich jetzt noch Maria's bemächtigt hat. Die Schrecken dieſer Nacht werden den ſanften Tröſtungen weichen, welche die Freundin für die Freundin hat.

Das kleine Wägelchen ward eingeſpannt und Maria ſo ſanft, als thunlich, darauf gebettet. Langſam ging's der Gärtnerei Vater Gutbrod's zu. Dort lag Alles in tiefem Schlafe und — kein geringer Schrecken war's für Roſa, als Maria in dieſem Zuſtande ankam. Die Liebe iſt ſonſt ſelbſtſüchtig; und zu einer andern Zeit würde Roſa für Nichts Augen gehabt haben, als für Ludwig, den ſie ſeit langer Zeit nicht ge-

ſehen hatte; allein gerade in ſolchen Augenblicken bewährt ſich ein edles Herz. Wohl ſah ſie ihn lang und innig an, als ſie ihm die Hand zum Gruße gab; wohl war ihr „Grüß Gott“ gegen ihn in einem ſüßeren Tone geſprochen, als ſie es ſelbſt gegen ihren Vater that; aber, ſobald ſie den Zuſtand Maria's erkannte, hatte ſie für Nichts mehr Augen und Ohren, als blos für ihre Freundin. Sie legte ſie zu Bette, ſie machte ihr ein warmes Getränke, ſie ſuchte ſie in Schlaf zu lullen, — Ruhe und ſanfte Behandlung mußten die geſtörten Geiſteskräfte wieder in ihr altes Geleiſe bringen!

Einſtweilen hatte Ludwig dem Vater Gutbrod den ganzen Hergang erzählt und dieſer, ſich des Briefes Maria's erinnernd, wußte nicht, was er davon denken ſollte. Sollte vielleicht der Ehemann, den Maria auffuchte, und von dem ſie Spuren zu haben vermeinte, ſeine Hand mit im Spiele haben? Aber wer war dieſer Mann? Was trieb er? Wo wohnte er? Daß ein Mord beabſichtigt war, darüber konnte kein Zweifel obwalten, allein — wer beging denſelben? Wo kamen die Männer her, die Ludwig ſich in einem Boote entfernen ſah? War es nicht wahrſcheinlich, daß dieſelben vielleicht von weiter Ferne hergefahren kamen, um — eben wegen der Entfernung — deſto ſicherer vor Entdeckung ihr Vorhaben ausführen zu können? Wer wollte hier das Wahre errathen? Nur Eine gab's, die Auskunft geben konnte und wenn auch dieſe bis jetzt nicht im Stande war, vernünftige Red' und Antwort zu geben, ſo mußte doch wohl auch für ſie die Zeit kommen, wo ſie wieder klar zu denken und zu reden vermochte. Vorher war an keine Entdeckung der muthmaßlichen Mörder zu denken. Aber etwas konnte man doch thun, um dieſe Entdeckung um deſto ſicherer

zu machen, und hierauf machte Vater Gutbrod seinen jungen Freund aufmerksam.

„Es wird gut seyn," meinte der ehrliche alte Gärtner, „wenn du über die ganze Sache ein tiefes Schweigen beobachtest. Auch deinen Leuten befiehl dieses an, denn die Schufte, die das arme Weib in's Wasser warfen, meinen ohne Zweifel, ihr Werk sey gelungen. Sie denken nicht daran, daß das arme Opfer ihrer Schlechtigkeit noch am Leben ist. Ja, in diesem Glauben muß man sie lassen, damit man sie nachher desto sicherer zu fassen vermag, wenn erst Maria so weit hergestellt ist, daß sie dieselben näher bezeichnen kann. Würden sie erfahren, daß Maria lebt, so möchten sie leicht solche Vorsichtsmaßregeln treffen, daß sie dem Arm der Gerechtigkeit entschlüpften. Vielleicht wäre Maria auch in diesem Verstecke hier vor ihrer Verfolgung nicht sicher. Also wollen wir dieses Ereigniß so lange ganz in Stillschweigen begraben, bis Maria zu sich gekommen ist."

Ludwig verabschiedete sich, ohne Rosa noch einmal gesehen zu haben. Sie war bei ihrer Freundin. Der Vater Gutbrod aber schüttelte dem jungen Mann herzlich die Hand und meinte, nunmehr sollte er billig das Haus nicht mehr meiden, wo sie so lange glücklich zusammen gewohnt. „Du wirst doch nach Maria sehen müssen, und bei dieser Gelegenheit bekommen auch wir dich zu sehen. So hat jedes Ding seine zwei Seiten und selbst dem Unglück kann man ein Glück abgewinnen."

Vater Gutbrod dachte damals nicht daran, daß Ludwig Wagner in kurzer Zeit Ursache genug haben werde, diesen Spruch im Herzen zu tragen; denn es brach jetzt des Unglücks auf einmal so viel über ihn herein, daß eine gute Natur und ein gesun-

des Gemüth dazu gehörte, dasselbe zu ertragen und noch obendrein ein Glück darin zu finden. Eine kräftige Persönlichkeit freilich wird am Ende alle Widerwärtigkeiten überwinden und sie in Annehmlichkeiten verwandeln. So gieng es auch dem Ludwig Wagner.

Als er nämlich gegen Morgen von Vater Gutbrod's Gärtnerei seiner Pachtung zufuhr und in der Nähe seiner Wohnung angekommen war, fiel es ihm auf, daß auf dem ganzen Weg von Zeit zu Zeit Personen standen, die offenbar auf alle Vorübergehenden Acht hatten. Noch mehr fiel es ihm auf, daß derlei Mannschaft immer häufiger wurde, je näher er seiner Wohnung zufuhr. Am allerauffallendsten aber sollte es ihm erst vorkommen, wie er sein Häuschen selbst erreichte, denn dieses war ganz von Polizei umringt.

„Alle Welt, was soll das bedeuten?" dachte Ludwig, als er in den Hof fuhr, um sein Pferd auszuspannen. Er sollte es aber bald genug erfahren, denn kaum war er abgestiegen, so umringten ihn drei Männer des Gesetzes und nahmen ihn gefangen. Seine alte Haushälterin und der Knecht waren schon vorher festgesetzt worden. Sie hatten in tiefem Schlafe gelegen, als die Polizei das Haus umzingelte, und einer genauen Durchsuchung unterwarf.

„Was soll das bedeuten?" fragte jetzt Ludwig laut und heftig genug. „Was wollt Ihr von mir? Ich glaube, Ihr seyd verrückt."

Man achtete aber seiner Worte wenig oder nicht, sondern fuhr fort, das ganze Haus und alle Nebengebäulichkeiten bis auf die Geflügelställe hinab genau zu untersuchen. Von ihm selbst verlangte man die Schlüssel zu seinen Mobilien und er

ſah ſchon aus der ganzen Art und Weiſe, wie die Unterſuchung geführt wurde, daß hier aller Widerſtand vergeblich ſey. Oeffnete er nicht freiwillig, ſo waren Werkzeuge da, die Schränke und Käſten zu erbrechen! Es dauerte eine geraume Zeit, bis Alles durchſtöbert war, denn man forſchte nicht etwa blos oberflächlich, ſondern man drehte Stück für Stück um und ſpähte in den entfernteren Winkeln ſo gut, als in den nahen. Endlich ſchien Alles beendigt. Es wurden verſchiedene Pakete und Gegenſtände eingepackt, und auf einen Wagen gethan, und nun bedeutete man dem Gefangenen ſelbſt einzuſteigen.

Jetzt erſt fand Ludwig Gelegenheit, mit dem Anführer der Mannſchaft zu ſprechen. Er fragte, was man denn eigentlich wolle.

„Was wir wollen?“ entgegnete der Lieutenant mit Verachtung. „Junger Mann, Ihr treibt die Frechheit etwas weit. Jetzt, wo wir die Beweiſe in Händen haben, jetzt, wo der verhärteſte Sünder ſtatt auf's Läugnen auf's Bitten ſich verlegen würde, jetzt fragt Ihr verwundert, was man von Euch wolle!“

„Beweiſe in Händen?“ ſagte Ludwig, weniger erſchrocken, als erſtaunt. „Beweiſe von mir? Ich verſtehe Euch nicht. Da muß ein böſer Irrthum obwalten. Iſt denn ein Diebſtahl in der Nähe vorgekommen und haben die Diebe vielleicht ihre Waaren hier herum verſteckt? Ich bin die Nacht ausgeweſen und kann alſo nicht wiſſen, was vorgekommen iſt.

„Ja wohl ſeyd Ihr ausgeweſen,“ erwiederte der Lieutenant mit böſem Lächeln. „Wahrſcheinlich habt Ihr einen Theil Eures Apparats auf die Seite gebracht und vielleicht auch den Hauptheil der Bills. Doch dieß zu unterſuchen, iſt nicht meine Sache. Dafür iſt der Staatsanwal[illegible]richt da. Iſt's

doch an dem, was man noch vorfand, übrig genug, um Euch zu überführen! So stellt Euch jetzt nicht mehr so unschuldig und thut, als wenn Ihr nichts wüßtet. Schade um Eure Jugend! 's ist selten, daß Einer in dem Alter schon so verdorben und raffinirt ist!"

„Noch einmal sage ich Euch," entgegnete Ludwig, „ich verstehe Euch nicht. Doch ich füge mich in's Unvermeidliche. Die erste Untersuchung schon wird Alles aufklären. Einstweilen ersuche ich Euch, da Ihr ja meinen ganzen Haushalt verhaftet habt, die Schlüssel zu meinem Anwesen dem Gärtner Gutbrod am Hudson, am Fuße der achtzigsten Straße zu übergeben."

Ludwig wurde nun mit den übrigen Gefangenen nach New-York abgeführt und in eine abgesonderte Zelle in den Tombs gebracht. Gleich bei seinem Eintritt in's Gefängniß sagte man ihm auch, weßhalb er verhaftet sey. Es geschah wegen Falschmünzerei!

---

Den andern Tag nach Ludwig's Verhaftung waren alle Zeitungen New-Yorks angefüllt mit langen Berichten über dieses Ereigniß. Nicht blos gaben sie eine umständliche Erzählung von der Art und Weise, wie diese Gefangennehmung bewerkstelligt wurde, sondern sie giengen auch über das, was derselben vorangieng, in's Detail ein. Ja über Ludwig's Herkunft und bisheriges Leben wurden Notizen gebracht, die zum Theil wahr, zum Theil falsch waren.

Folgendes gieng jedoch aus den übereinstimmenden Berichten aller Blätter als unzweifelhaft hervor, nämlich daß man bei dem Gefangenen nicht blos verschiedene Rollen falschen Geldes und nachgemachter Bills, sondern auch Platten vor-

gefunden hatte, auf denen die Banknoten ohne Zweifel geprägt worden waren. Auch befanden sich zwei Bursche im Gefängniß, die bei der Ausgabe falschen Geldes ertappt worden waren, und die Beide auf Ludwig Wagner als Denjenigen aussagten, der ihnen die nachgemachten Bills verkauft habe.

Leider war Beides nur zu wahr und kein Mensch fast zweifelte daher an der Schuld des Angeklagten. Im Gegentheil Jedermann war hoch erfreut, daß man Einen der Falschmünzer, die schon seit so langer Zeit die Stadt und Umgegend mit nachgeprägten Münzen und nachgemachten Banknoten brandschatzten, festgepackt habe. Nur das konnte man sich nicht verhehlen, daß der Angeklagte unmöglich allein dagestanden haben konnte, sondern daß er Mitschuldige gehabt haben müsse, deren Entdeckung und Auffindung ebenso wichtig sey, wie die Verhaftung Ludwig's selbst. Doch war eine Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit vorhanden, auch die „Consorten" verhaften zu können, denn auch der Gefangennahme Ludwig's war eine Art Denunciation vorangegangen! Der Polizeichef New-Yorks hatte nämlich am Tage, wo die beiden Gauner Tom und Billy über dem Ausgeben nachgemachter Bills überrascht worden waren, ein anonymes Billet erhalten, worin er auf Ludwig Wagner's Pachtgütchen als das Lokal aufmerksam gemacht wurde, welches gleichsam den Herd der Falschmünzerbande bilde. Unterschrieben war das Billet von „Einem, der nicht gerne als Zeuge auftritt, dem aber das Wohl seiner Mitmenschen am Herzen liegt." — Konnte nun nicht, so calculirten die Behörden, dieser „Eine" abermals auftreten und weitere Anzeigen machen, da er offenbar mit dem ganzen Thun und Treiben der Falschmünzer gut bek[illegible] Man hoffte, man

zählte auf dieſe Denunciation, aber ſie wollte nicht zu Tag kommen. Sie ließ faſt zu lange auf ſich warten, und machte ihre Erſcheinung ſogar dann nicht, als man in öffentlichen Blättern eine große Belohnung auf die Entdeckung der Mitſchuldigen Ludwig's ausſetzte, — ſo daß man am Ende dieſe Hoffnung ganz aufgeben mußte.

Mit um ſo mehr Eifer wandten ſich daher ſowohl der Staatsanwalt, als der Unterſuchungsrichter an Ludwig Wagner ſelbſt, um dieſen zu einem Geſtändniß zu bringen. Der Unterſuchungsrichter hielt ihm vor, daß in Beziehung auf ſeine eigene Perſon ein unumwundenes Geſtändniß ihm lediglich keinen Schaden thun könne, da er von jedem Geſchwornengerichte als überwieſen angenommen werden müſſe. Habe man ja doch nicht blos in ſeiner Scheune Platten von nachgemachten Banknoten, ſowie friſch gedruckte Bills ſelbſt entdeckt und mit Beſchlag belegt, ſondern ſogar in ſeinem Schreibpulte, zu dem er den Schlüſſel in der Taſche gehabt, hätte ſich eine Rolle von hundertundfünfzig Thalern nachgemachter Banknoten gefunden! Falſches Silbergeld aber habe in der Scheune, wie im Hauſe, zerſtreut herumgelegen. Ueberdieß ſey die Ausſage Tom's und Billy's eine ganz beſtimmte und unmotivirte, und es laſſe ſich lediglich kein Grund denken, warum dieſe Burſche etwa fälſchlich auf ihn ausſagen ſollten. Sey daher ihr Zeugniß auch vielleicht ein weniger ſchätzenswerthes, weil ihr Leumund nicht der beſte und reinſte, ſo müſſe man es jedoch unter bewandten Umſtänden immerhin als ein vollgültiges betrachten, und ſomit ſey gar keine Rede davon, daß Ludwig etwa als „nicht überwieſen" angenommen würde. „Alſo," ſo calculirte der ſehr juridiſch denkende Unterſuchungsrichter weiter, „da es

ihm, dem Ludwig, einmal doch an den Kragen gehe, ſo könne er ebenſogut auch ein gerades und offenes Geſtändniß über die ganze Fabrikationsweiſe des falſchen Geldes, wie über alle ſeine Complicen abgeben. Mehr könne ihm ja doch nicht geſchehen, als ihm ohnehin geſchehe."

Ganz anders faßte der Diſtriktsattorney oder Staatsanwalt die Sache auf. Eigentlich gieng dieſen die Sache jetzt noch Nichts an, allein er miſchte ſich denn doch jetzt ſchon darein, da er ja vor den Geſchwornen den öffentlichen Ankläger machen mußte und die Sache jedenfalls vor die Geſchwornen kam. Der Diſtriktsattorney war ein verhältnißmäßig junger Mann und daher noch kein gänzlich in Pandekten verwandelter Juriſt. Im Gegentheil man ſagte demſelben nach, daß er ein Freund des Romantiſchen und Dramatiſchen ſey, wie er denn auch in der That und Wahrheit ſich ſchon in der Fabrikation einer Tragödie verſucht hatte. Dem Staatsanwalt lag alſo weniger daran, daß der arme Schlucker von einem Falſchmünzer-Lehrling, als welchen er Ludwig Wagner betrachtete, in's Zuchthaus wandere, als daran, daß der „Lehrling" ſeine „Lehrherren" nahmhaft mache. In der Geſchichte, wie ſie bis jetzt vorlag, konnte man noch durchaus Nichts von dem finden, was man ſich gewöhnlich unter der „Geſchichte einer Falſchmünzerbande" denkt. Das Romantiſche, das Abenteuerliche fehlte noch ganz und gar. Ueberdieß, was hatte der Staat davon, wenn der arme Teufel da, bei dem für ein paar hundert Thaler falſche Banknoten gefunden worden waren, auf zehn oder zwanzig Jahre nach Singſing kam, während vielleicht die Haupturheber, die wirklichen und veritablen Falſchmünzer, ungeſtraft herumliefen, und das Gemeinweſen mit

ihren Counterfeits überschwemmten! Somit trachtete der Staatsanwalt zwar nach demselben Resultate, wie der Untersuchungsrichter, aber er wollte es mit ganz andern Mitteln erreichen. Er trug daher dem Ludwig Wagner an, ihn als „Staatszeugen" zu benützen. Als solcher wäre derselbe von aller und jeder Strafe frei gewesen, so bald er seine Mitschuldigen angab und als Zeuge gegen dieselben auftrat, so daß es möglich würde, dieselben der Schuld zu überführen.

Dieser letztere Antrag ist natürlich für jeden Gefangenen sehr verlockend, und nur höchst selten findet sich Einer, der demselben zu widerstehen vermöchte. Gewöhnlich reißen sie sich um die Ehre, den Staatszeugen, d. h. den Verräther an ihren Mitschuldigen zu machen, besonders wenn sie sehen, daß sie selbst verrathen und verkauft sind. Das Letztere mußte nun auch Ludwig Wagner einsehen, wenn er nur ein Bischen Etwas vom Gesetz verstand. Der Beweise lagen zu viele gegen ihn vor, und für sich hatte er gar Nichts, auch nicht Etwas, als vielleicht ein gutes Leumundszeugniß! Dennoch läugnete er nicht blos hartnäckig jede eigene Schuld, sondern weigerte sich auch standhaft, irgend eine Antwort über Mitschuldige oder dergleichen abzugeben. Der Untersuchungsrichter wurde wüthend, weil alle seine väterlichen Zusprüche nichts fruchteten, und der Staatsanwalt fluchte, weil der Kerl so dumm war, nicht nach dem Winke zu tanzen, den er ihm gegeben. Ludwig aber blieb fest und standhaft dabei, von den beiden Burschen, die auf ihn aussagten, lediglich Nichts zu wissen, ja noch Keinen von ihnen seines Wissens je gesehen oder auch nur seinen Namen gehört zu haben. Ebenso wenig könne er sich denken, wie die Platten und das falsche Geld in seine Scheune und

sein Haus gekommen seyen. Es müsse dieß von Außen hereingeschmuggelt worden seyn und sey wahrscheinlich in derselbigen Nacht geschehen, da er verhaftet wurde, denn er habe damals gegen Abend ein Geräusch gehört, das er jetzt erst sich erklären könne. Was jedoch die Rolle von hundertundfünfzig Thalern betreffe, die sich in seinem Pulte vorgefunden, so könne dieß unmöglich falsch Geld seyn, denn er habe diese Summe erst vor wenigen Wochen von der Frau Gräfin Plocki und deren Mutter in Empfang genommen.

Hiebei blieb er fest und standhaft und wich auch kein Jota von seiner ersten Aussage ab. Fragte man ihn, wo er in der Nacht seiner Verhaftung gewesen, so antwortete er: „bei Vater Gutbrod, dem er eine kranke Verwandte zurückgebracht habe.“ Und diese Aussage wurde von dem alten Gärtner durchaus bejaht, und überdieß dem Gefangenen das beste Zeugniß gegeben. Allein was half dieß, da alle andern Zeugen, die etwa für Ludwig aussagen konnten, gegen ihn aussagten? Der Staatsanwalt hatte sich nämlich eines Tages selbst in das Haus des Grafen Plocki begeben. Er kannte diesen zwar nicht näher, aber die Schönheit der Gräfin hatte ihn so angezogen, daß er sich darum bewarb, an den kleinen Abendgesellschaften Theil zu nehmen, die der Graf hie und da gab und wobei es bei Spiel und Musik und Champagner immer besonders lustig herzugehen pflegte. Natürlich begab sich der Staatsanwalt nicht als Inquisitor in das Graf Plocki'sche Haus, sondern er nahm die Sache mehr als Vorwand, um mit der schönen Ausländerin plaudern zu können.

„Denkt Euch nur, schöne Frau,“ sagte er im Verlaufe des Gesprächs, „der Falschmünzer, von dem wirklich so viel

in den Zeitungen die Rede ist, will von Euch eine Summe von hundertundfünfzig Thalern erhalten haben; dieselbe Summe, die in seinem Privatsekretär gefunden wurde!"

„Die Frechheit solcher Menschen geht in's Gränzenlose," erwiederte die Frau Gräfin, welche über diesen Punkt längst mit ihrem Gemahle Rücksprache genommen hatte. „Wir, meine Mutter und ich, haben die Familie dieses Verbrechers in Deutschland gekannt, so wie man Leute kennt, die man mit Almosen unterstützt, und gewissermaßen vom Hungertode rettet. Hier machte der Bursche, weiß Gott wie, unsere Adresse ausfindig und überlief uns, bis wir ihn mit einer kleinen Unterstützung von ein paar Thalern ein für allemal entließen. Darin besteht unsere ganze Bekanntschaft, und an der Hundertfünfzigthalergeschichte ist natürlich kein wahres Wort."

„Ich dachte mir das Verhältniß ungefähr auf die gleiche Weise," erwiederte der Distriktsattorney, „und habe Euch deßhalb auch nicht rufen lassen, um Zeugniß abzugeben. Es wird genügen, wenn Ihr dieß Einmal vor den Geschwornen thut!"

„Wie," rief die Gräfin halb erschrocken, „ich soll vor den Geschwornen Zeugniß ablegen? Muß denn das seyn? Könnt Ihr den elenden Menschen denn nicht vorher henken lassen oder doch in's Zuchthaus schicken, ehe Ihr mir die Last aufbürdet, öffentlich Zeugniß ablegen zu müssen?"

Dabei sah sie den Staatsanwalt so schmachtend und liebevoll an, daß er um eines zweiten solchen Blickes willen im Stande gewesen wäre, ein ganzes Dutzend auf Einmal hängen zu lassen, wenn's irgend gienge.

„Seyd ohne Sorgen," erwiederte er, ihre Hand sanft

drückend, „Ihr werdet so zart und rücksichtsvoll behandelt werden, wie eine Dame Eures Standes es verdient und wie es meine schöne Freundin von mir erwarten mag. Ich kann mir wohl denken, wie es Euer Zartgefühl verletzt, vor einem größeren Publikum zu erscheinen und besonders noch in einem Fall, wo Ihr doppelte Ursache habt, indignirt zu seyn, da Ihr gegen einen Undankbaren, gegen einen frechen Aufdringling Zeugniß ablegen müßt."

Die Frau Gräfin konnte nicht umhin, ihrem Freunde einen dankbaren Blick zuzuwerfen und dieser Blick überzeugte den Staatsanwalt vollends von der Falschheit der Aussagen Ludwig's. Dessenungeachtet blieb dieser hartnäckig bei seiner Angabe, und selbst als ihm der Staatsanwalt später Minettens Entgegnung vorhielt, ließ er sich nicht von seiner ersten Aussage abbringen.

„Komme ich vor die Geschwornen," erwiederte er ruhig, „so muß die Frau Gräfin den Zeugnißeid ablegen. Ich will dann sehen, ob sie mir in's Gesicht hinein abläugnet, mir die hundertundfünfzig Thaler gegeben zu haben. Ich will dann auch sagen, warum sie mir das Geld gab, und auch dieses, „Warum" wird sie nicht in Abrede ziehen, wenn sie nicht schlechter als schlecht geworden ist."

Gerade ebenso hielt er es mit Tom und Billy. „Wenn sie mir vor den Geschwornen gegenüber stehen," sagte er, „so müßten es ganz verhärtete Bösewichter seyn, wollten sie behaupten, von mir je etwas bekommen zu haben, ja mich nur zu kennen." — Er dachte nicht daran, daß man die zwei Burschen bereits mit ihm confrontirt hatte, ohne daß er nur das Geringste davon wußte! Er dachte nicht daran, daß diese

bereits bei ihrem Eide und unter Umständen auf ihn ausgesagt hatten, die eine Widerlegung fast zur Unmöglichkeit machten!

Weil nämlich der Prozeß so großes Aufsehen erregte und weil der Gefangene steif und fest behauptete, von den beiden Hauptzeugen gegen ihn lediglich nichts zu wissen, beschloß der Untersuchungsrichter genau zu untersuchen, ob denn diese zwei Bursche ihrer Sache so gewiß seyen oder nicht. Er ließ daher eines Tages den gefangenen Ludwig Wagner in's Verhörzimmer bringen und inmitten der Zuschauer hinstellen. Diese fanden sich natürlich jederzeit in großer Masse ein, denn ein derartiger Prozeß zieht eine gewisse Classe von Menschen immer bedeutend an. Ja, oft häuften sich die Neugierigen der Art, daß man genöthigt war, Polizei aufzustellen, um das zu große Gedränge zu vermeiden. So war auch dießmal der Saal gedrängt voll, denn die Absicht des Richters blieb nicht ganz verborgen, sondern war durch eine Zeitungsnachricht sogar unter's Publikum gedrungen, wie denn in einem Lande, wo die Preßfreiheit so florirt, wie in Nordamerika, Nichts verborgen bleiben kann, auch das nicht, was besser verborgen bliebe, wenigstens für eine Zeit lang. — Die Zuschauer mußten also einen großen Halbbogen formiren, in dessen Mitte Ludwig Wagner gestellt wurde, als sey er auch der Zuschauer einer. Hinter diesem Halbkreise standen die übrigen Anwesenden acht Mann hoch und waren der Dinge begierig, die da kommen sollten. Vorher war ihnen anbefohlen worden, sich still und ruhig zu verhalten und besonders kein Zeichen von sich zu geben, es möge vorkommen, was da wolle. Nun führte man zuerst den Tom in's Nebenzimmer, von welchem eine Thüre in den Gerichtssaal führ

Dieſe Thüre war verſchloſſen, aber es war ein Loch hinein gebohrt, daß man den ganzen Saal bequem überſehen konnte.

„Tom," ſagte der Richter zu dem Gefangenen, „Ihr kennt doch den Falſchmünzer Wagner genau?"

„Ob ich ihn kenne!" erwiederte Tom. „Wir kamen ja alle Wochen zuſammen, wo er uns wieder mit friſchen Banknoten aushalf!"

„Nun, Tom," fuhr jetzt der Richter fort, „ſeht einmal durch dieſes Loch hier und ſagt mir, in welcher Reihe im Saale draußen ſteht Ludwig Wagner und der wievielte iſt er in dieſer Reihe, von links an gezählt?"

Tom ſtellte ſich an das Loch und brauchte keine zwei Minuten, ſo erklärte er, Ludwig Wagner ſtehe in der erſten Reihe und ſey der ſiebzehnte Mann von links an gezählt. — Es war ſo!

Nun wurde Tom wieder abgeführt und Billy trat an ſeine Stelle. Auch dieſem legte der Richter dieſelbe Frage vor, und auch dieſer beantwortete ſie eben ſo richtig. Konnte nun der Richter daran zweifeln, daß Ludwig Wagner lüge, wenn er behauptete, weder den Tom noch den Billy zu kennen, oder je etwas mit ihnen zu thun gehabt zu haben? Freilich das ſah der Richter nicht, und auch ſonſt Niemand bemerkte es auffällig, daß der alte O'Neill, welcher ſich überhaupt ſtets zu allen Verhandlungen ſeit dem Beginn des Prozeſſes einfand, gerade hinter dem Gefangenen ſich aufgepflanzt hatte und mit ſo unverwandtem Blicke auf dieſen niederſah, daß ein aufmerkſamer Beobachter wohl denken konnte, es liege eine Abſicht zu Grunde. Allein an einem ſolchen Beobachter fehlte es, da Ludwig's Vertheidiger, den man ihm von Amtswegen geſtellt hatte,

weder unter die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, noch überhaupt unter die scharfsinnigsten Menschen gehörte. Von Amtswegen aufgestellte Vertheidiger haben meist geringen oder gar keinen Werth; einen eigenen Anwalt aber zu bezahlen, dazu reichten die Mittel nicht, wie leider in den meisten Fällen, wo Deutsche in Amerika eines Verbrechens angeklagt sind. In diesem speziellen Falle gab es aber noch einen besondern Grund hiefür, und um diesen dem Leser auseinandersetzen zu können, müssen wir auf den Tag zurückgehen, der dem folgte, an welchem Ludwig Wagner verhaftet wurde.

---

Seit Maria zu Vater Gutbrod gebracht worden war, verließ sie Rosa keinen Augenblick mehr. Sie wurde in warme Decken gehüllt und so verpflegt, wie es ihr aufgeregtes Wesen erforderte. Der krankhafte Zustand schien auch bald nachzulassen; allein mit dem bessern körperlichen Wohlbefinden wollte sich doch nicht auch ein klares geistiges Bewußtsein einstellen. Im Gegentheil, sie fieng an zu phantasiren und ließ keinen Augenblick darin nach. Man machte nun Eisumschläge und brauchte noch sonstige Abkühlungsmittel. Es schien dann, daß die Fieberhitze nachließ und die Kranke verfiel in einen tiefen Schlaf, aber nur, um mit noch verwirrteren Phantasien wieder zu erwachen.

„Die Andere, die Andere!“ stieß sie zu einer Zeit heftig hervor, während sie zu einer andern Zeit nur leise, leise vor sich hinflüsterte. Nunmehr schrie sie plötzlich laut auf und kreischte: „Ehebrecher, Brandstifter, Falschmünzer“; dann schien es wieder, sie besinne sich, denn sie hielt ihren Kopf mit beiden Händen und sprach leise in sich hinein: „Stille, stille, ich darf ihn nicht verrathen, sie hängen ihn sonst.“

So ging es fort den ganzen langen Tag und die ganze Nacht hindurch. In aller Frühe kam der Arzt, der bestellt worden war. Er setzte sich an das Bett der Kranken, befühlte ihren Puls und beobachtete sie wohl eine Stunde lang. Der Arzt war ein lang erprobter Freund des Hauses und Keiner von denen, die sich mit ihrer Wissenschaft auch in den Fällen wichtig machen, in denen sie überzeugt sind, daß alle Kunst nur Stückwerk ist. Nachdem er seine Beobachtungen angestellt, nahm er den Vater Gutbrod zur Seite und deutete nur einfach nach seinem Kopfe.

„Hier sind alle Arzneien vergeblich," sagte er. „Körperlich mag Frau Maria in wenigen Tagen vollends genesen, aber geistig, daran zweifle ich. Sie hat eine heftige Gehirnerschütterung erlitten, eine zu große Anspannung der Nerven hat stattgefunden. Kurz, mit Einem Worte, sie ist wahnsinnig."

„Und hier sollte keine Rettung möglich seyn?" fragte Vater Gutbrod tief erschüttert.

„O man hat Beispiele," erwiederte der Arzt. „Es sind schon derartige Fälle vorgekommen. Wenn ein Ereigniß eintritt, das eine eben so heftige Gegenerschütterung hervorbringt, dann ist's möglich. Aber, aber — macht Euch keine Illusionen, solche Fälle kommen vor, aber wie oft kommen sie vor?"

Sie mußten sich in das Unvermeidliche fügen. Das Einzige, was der Arzt verordnete, war Ruhe und Sichgehenlassen. „Laßt sie gewähren, laßt sie im Hause herumgehen, wie sie will und wünscht. Ihr Wahnsinn ist unschädlicher Natur. Sie thut Niemanden etwas zu Leide. Vielleicht kommt doch die Zeit,

wo wieder lichtere Augenblicke eintreten. Vielleicht vermag sie später Euch und Ihr Kind wieder zu erkennen."

Es war noch ganz früh am Tage, als der Arzt schied; aber doch kamen schon einige Nachbarn auf die Gärtnerei, wenn man nämlich Leute, die eine halbe Meile und mehr entfernt wohnen, Nachbarn nennen kann. „Was wollen die schon in aller Frühe?" dachte Vater Gutbrod. Er sollte es aber noch früh genug erfahren. Ein Unglück kommt selten allein.

„Habt Ihr die Zeitung schon gelesen," rief ihm der Eine derselben zu. „Wer hätte das gedacht?"

„Ja, wer hätte das hinter dem stillen Burschen gesucht?" rief ein Zweiter; „aber stille Wasser sind tief. Ich habe ihn immer für einen Duckmäuser gehalten."

So ging es eine Zeit lang fort, daß Vater Gutbrod gar nicht wußte, was er denken sollte.

„Da lest," explicirte ihm endlich ein Dritter, ihm eine Zeitung hinhaltend und auf einen zwei Spalten langen Artikel deutend, gerade in dem Augenblicke, als Rosa in's Zimmer trat. „Ja, ja, man hat ihn endlich, den Schuft von einem Falschmünzer. Auch mich hat er um drei Thaler gebracht, denn ich kann die schlechten Bills, die ich am letzten Markttage eingenommen, nicht mehr loswerden. Und wißt Ihr, wer der Hallunke ist," fuhr er gegen Rosa gewandt fort, „Niemand anders, als Euer früherer Gehülfe, der Ludwig Wagner."

Rosa wurde nicht blaß vor Schrecken, wie manche zarte Dame wohl geworden wäre. Auch fiel sie nicht in Ohnmacht oder bekam gar Krämpfe. Nichts von allem dem. Aber roth wurde sie, so roth, daß alles Blut in ihre Wangen getreten zu seyn schien, und ihre Augen blitzten, als ob lebendige

Feuer darin wäre. Noch nie hatte ihr Vater früher den Blick an ihr bemerkt. „Was ſagt Ihr?“ rief ſie und noch nie hatte ihr Vater den Ton von ihr gehört. „Was ſagt Ihr? Ludwig Wagner ein Hallunke? Ludwig Wagner ein Schuft? Ludwig Wagner ein Falſchmünzer? Hallunke, der Ihr ſelbſt ſeyd? Macht daß Ihr hinauskommt, Ihr elender Verleumder! Hinaus, ſage ich, oder ich, ein ſchwaches Mädchen, ich werfe Euch hinaus!“

„Aber um Gotteswillen, was habt Ihr denn?“ ſagte der Mann kleinlaut. „Es ſteht ja Alles da drin gedruckt in der Zeitung! Ihr könnt's ja ſchwarz auf weiß leſen!“

„Dann lügen die Zeitungen, wie Ihr!“ entgegnete Roſa. „Ich ſage Euch, macht, daß Ihr hinauskommt, ich kann ſolche erbärmliche Tropfen nicht vor mir ſehen.“

In der That blieb den freundſchaftlichen Nachbarn, die ſo gerne ihre heimliche Schadenfreude in ſcheinbarer Theilnahme an den Mann gebracht hätten, kein anderer Ausweg, als ſich ſchleunigſt zurückzuziehen. Jetzt erſt ließ die Aufregung nach, die ſich Roſa's bemächtigt hatte. Thränen entſtürzten ihren Augen und laut ſchluchzend warf ſie ſich ihrem Vater in die Arme.

„Still, ſtill,“ ſagte der Vater. „Beruhige dich, mein Kind! Laß mich erſt den Artikel genau durchleſen, damit wir wiſſen, wo wir daran ſind. Dann wollen wir unſern Entſchluß faſſen.“

Roſa gehorchte und der Vater las den Artikel langſam und laut vor. Es war in der That ſo, wie der Leſer bereits weiß. Ludwig Wagner war wegen Falſchmünzerei verhaftet und der Beweiſe, die gegen ihn vorgebracht waren, ſchienen nicht

wenige zu seyn. Denn wenn man auch annehmen durfte, daß der Zeitungsartikel in Verschiedenem übertrieben war, so blieb doch genug übrig, um dem armen Burschen den Hals zu brechen. Vater Gutbrod war daher nicht wenig beängstigt und seine Miene wurde immer düsterer. Doch sprach er kein Wort. Rosa sah ihm in die Augen und so gespannt war ihr Blick, als ob Leben und Tod von seiner Meinung abhänge.

„Es ist ein böser, böser Fall, Rosa," brach endlich der Vater das Stillschweigen.

„Vater, Vater!" rief Rosa fast entsetzt ihn unterbrechend. „Könntest du glauben, daß Ludwig schuldig sey?"

„Nein, wahrhaftig," erwiederte Vater Gutbrod, seine Tochter in die Arme schließend. „So gewiß ich an deine Liebe glaube, mein theures Kind, so gewiß glaube ich auch, daß Ludwig Wagner in diesem Falle unschuldig ist."

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung hob Rosa's beklommene Brust. „Gott segne dich, Vater," rief sie; „Gott segne dich für dieses Wort." — Und von nun an war's, als sey sie von aller Angst erlöst. Nach einer Weile ging sie aus dem Zimmer, kehrte aber schon nach wenigen Minuten wieder zurück. Sie hatte einen Hut aufgesetzt und einen Shwal umgeworfen, auch dem Vater brachte sie Hut und Stock.

„Ich verstehe dich, Rosa," sagte dieser, sich zum Ausgehen ankleidend. „Du hast in meiner Seele gelesen. Wir müssen den armen Ludwig in seinem Gefängnisse aufsuchen, und ihm Trost bringen, so weit es uns möglich ist."

In wenigen Minuten befanden sie sich auf dem Wege nach New-York, und eine Stunde später standen sie vor dem Gefängnisse für Criminalverbrecher, den Tombs.

Sie gewähren keinen ſchönen Anblick, die Tombs, ſo genannt, weil ſie ein lebendiges Grab ſind für Diejenigen, die das Unglück haben, darin eingekerkert zu werden. Sie ſind nur einen Stock hoch, aber ſo maſſiv iſt ihre Bauart, daß man wohl ſieht, wie ein Entrinnen von hier zur Sache der Unmöglichkeit gemacht iſt. Große breite Treppenſtufen führen zu der Säulenhalle hinauf, die den Beſucher in das Innere führt; aber ſo düſter iſt dieſe Halle, ſo wenig vermag das Tageslicht durch dieſe zehn Fuß dicken Mauern mit ihren nur handbreit groß erſcheinenden Fenſtern zu dringen, daß man vermeint, in der That in ein Grabgewölbe zu treten. Ein Schauder erfaßte Roſa, als ſie in's Innere geführt wurde. Wenn ſchon die Außenſeite ſo finſter und unheimlich war, wie mußte es wohl in den Zellen der Gefangenen ausſehen! Aber ſie nahm ſich zuſammen, ſie wollte gefaßt vor Ludwig erſcheinen! —

Es gehört jedoch viel dazu, ruhig auf dieſe Gefängniſſe hinzuſehen. Schwache Nerven möchten leicht davor tödtlich erſchrecken. Denn in der That, es ſind Löcher, ſo dumpfig und feucht, daß die Kaſematten der alten Welt bei einem Vergleich nur gewinnen können. Das wenige Licht fällt durch ein kleines viereckigtes, ſchwer vergittertes Fenſterchen herein, das faſt an der Decke angebracht und nur dadurch zu erreichen iſt, daß man einen Stuhl auf einen Tiſch ſtellt und ſo emporklimmt. Einen ſolchen Luxus, als Tiſch und Stuhl, bekommen aber nur die Reichen im Gefängniſſe, nur Diejenigen, welche von ihren Freunden in den Stand geſetzt werden, den Gefängnißwärter mit Gold mürbe zu machen. Dieſe können ſich auch über die Koſt nicht beklagen, während die Andern, die nicht Alles und Jedes um den vier- und ſechsfachen Preis bezahlen wollen oder können,

mit Welschkornsuppe und einem Strohsack auf dem bloßen Boden sich begnügen müssen.

Es hielt nicht besonders schwer, zu dem Gefangenen zugelassen zu werden, und als Vater Gutbrod dem Gefangenwärter ein schweres Goldstück in die Hand drückte, wurde dieser sogar ganz höflich und geschmeidig, so weit es sich nämlich mit seiner Natur vertrug. Er führte sie einen schmalen, finstern Gang entlang, an welchem links und rechts schwere eiserne Thüren sich befanden. Sie hörten laute, fluchende Stimmen, dann wieder rohes Gelächter und wüste Reden.

„Erschreckt nicht, Fräulein," sagte der Gefangenwärter, „der Ort ist gerade nicht für zarte Ohren."

Doch Rosa hörte und sah Nichts. Sie verlangte blos nach Ludwig Wagner. Endlich waren sie an seiner Thüre. Schwere Vorlegeschlösser lagen davor und zum Ueberfluß noch ein eiserner Riegel, den Rosa kaum zu bewegen vermocht hätte, so schwer war er.

„Ich halte meine Küchlein unter sicherer Obhut," meinte der Wärter grinsend, die Thüre öffnend. „Und nun macht's kurz. Eine Viertelstunde ist Euch bewilligt; ich will jedoch von freien Stücken noch eine Viertelstunde dazu thun, denn ich sehe, Ihr seyd ein Gentleman und wollt eine Gefälligkeit nicht umsonst haben."

Nun standen sich Rosa und Ludwig gegenüber. Sie hatten sich lange, lange nicht mehr gesehen und jetzt sahen sie sich im Gefängnisse!

„Rosa, Rosa!" rief Ludwig von seinem harten Lager aufspringend. „Mein Gott im Himmel, ich bin nicht mehr verlassen!"

[illegible] [illegible] [illegible] [

wenn der Ludwig erst wieder da heraus ist, wo er jetzt steckt. Wir müssen jetzt an ernsthafte Sachen denken."

Nun mußte ihm Ludwig ganz genau erzählen, was man ihm zur Last lege, und umgekehrt auch das, was er von der Sache überhaupt wisse, und wie er etwa glaube, daß Alles gekommen sey. Allein da war guter Rath theuer. Ludwig wußte wohl ganz genau, was man ihm aufbürdete; aber wie die Sachen, welche den Verdacht auf ihn wälzten, in sein Haus gekommen waren, davon hatte er gar keine Ahnung. Er konnte mit bestem Wissen und Willen auf Niemanden einen Verdacht werfen. Noch weniger konnte er sich einen Grund denken, warum Tom und Billy auf ihn aussagten, warum sie behaupteten, von ihm das falsche Geld erhalten zu haben, während er sie doch gar nicht kannte, ja seines Wissens im Leben noch nie gesehen hatte.

„'s sieht wirklich aus, als ob du schuldig wärest," sagte Vater Gutbrod nach einer Weile, „und doch weiß ich so gewiß, als ich an die ewige Seligkeit glaube, daß keine Schuld an dir ist. — Hast du den Vorfall mit Maria schon zu Protokoll gegeben?" fragte er weiter.

Ludwig verneinte.

„So laß es dabei bewenden," fuhr er fort, „sag', wenn man dich fragt, wo du in jener Nacht warst, du habest eine arme Verwandte zu mir gebracht. Das kann ich mit gutem Gewissen bezeugen. Die Leute brauchen vorderhand nicht zu wissen, was mit der Maria vorgegangen ist, denn ich mein' immer noch, es knüpft sich ein Geheimniß daran, das leichter entdeckt wird, wenn die Verbrecher denken, sie habe ihren Tod im

Hand in Hand standen sie und schauten einander in die Augen.

„Rosa, du kommst, den schwer Angeklagten heimzusuchen?“ sagte Ludwig weiter. „Kein Mensch auf Erden denkt mehr an mich anders, als mit einem Fluche, und du kommst zu mir in meine Zelle, als ein segnender Engel! Oder hältst auch du mich für schuldig?“

„Ich denke,“ fuhr Rosa heraus, „daß du der beste und bravste Mensch in der Welt bist, und wenn Alle dich aufgeben, so will doch ich zu dir halten, und auf dich bauen, wie auf einen Fels.“

„Na, na, Kinder,“ meinte jetzt Vater Gutbrod, „bedenkt, ich bin auch noch da! Ihr habt mich, scheint's, ganz vergessen. Ja, ja, so geht's. Wenn zwei junge Herzen sich treffen, so wird das Alter als ein unnützes Möbel bei Seite geworfen.“

„Vater!“ rief Rosa, und hieng sich an ihn.

„Verzeiht, Vater Gutbrod,“ sagte Ludwig; „ich hab' mich vom Augenblicke hinreißen lassen.“

„Hat's sich was zu verzeihen,“ meinte der ehrliche Alte lächelnd, und gab dem Ludwig seine Rechte, während er die Tochter mit der Linken sanft an sich drückte. „War in meiner Jugend kein Haar breit anders. Und — warum soll ich's verhehlen? Ich freue mich darüber, daß Ihr so gegen einander denkt; freue mich herzlich darüber. Hab's aber vorausgesehen, schon lange vorausgesehen. 's konnte gar nicht anders kommen! Doch, Kinder, wir sind nicht hierher gekommen, um Liebesworte zu wechseln. Dazu ist der Ort schlecht gewählt und ich denke, Ihr werdet noch Zeit genug dazu finden,

wenn der Ludwig erst wieder da heraus ist, wo er jetzt steckt. Wir müssen jetzt an ernsthafte Sachen denken."

Nun mußte ihm Ludwig ganz genau erzählen, was man ihm zur Last lege, und umgekehrt auch das, was er von der Sache überhaupt wisse, und wie er etwa glaube, daß Alles gekommen sey. Allein da war guter Rath theuer. Ludwig wußte wohl ganz genau, was man ihm aufbürdete; aber wie die Sachen, welche den Verdacht auf ihn wälzten, in sein Haus gekommen waren, davon hatte er gar keine Ahnung. Er konnte mit bestem Wissen und Willen auf Niemanden einen Verdacht werfen. Noch weniger konnte er sich einen Grund denken, warum Tom und Billy auf ihn aussagten, warum sie behaupteten, von ihm das falsche Geld erhalten zu haben, während er sie doch gar nicht kannte, ja seines Wissens im Leben noch nie gesehen hatte.

„'s sieht wirklich aus, als ob du schuldig wärest," sagte Vater Gutbrod nach einer Weile, „und doch weiß ich so gewiß, als ich an die ewige Seligkeit glaube, daß keine Schuld an dir ist. — Hast du den Vorfall mit Maria schon zu Protokoll gegeben?" fragte er weiter.

Ludwig verneinte.

„So laß es dabei bewenden," fuhr er fort, „sag', wenn man dich fragt, wo du in jener Nacht warst, du habest eine arme Verwandte zu mir gebracht. Das kann ich mit gutem Gewissen bezeugen. Die Leute brauchen vorderhand nicht zu wissen, was mit der Maria vorgegangen ist, denn ich mein' immer noch, es knüpft sich ein Geheimniß daran, das leichter entdeckt wird, wenn die Verbrecher denken, sie habe ihren Tod im

Waſſer gefunden, als wenn ſie wiſſen, daß ſie lebt. Ueberdieß will es mir nicht aus dem Kopf, der Mord der Maria hängt mit deiner Geſchichte zuſammen, und wenn der ein verdammt pfiffiger Kopf war, der dieſe Geſchichte erfand, ſo müſſen wir Liſt mit Liſt überwältigen."

Indem ſtreckte der Gefangenwärter ſeinen Kopf herein. „Ich muß Jemanden zu Nro. 25 laſſen," ſagte er; „ſo lange will ich Euch noch Zeit gönnen. Dann aber iſt's aus für heute. Alſo ſputet Euch."

„Die Zeit vergeht ſchnell," meinte Vater Gutbrod. „Wir wollen alſo das Wichtigſte nicht vergeſſen. Ich halt' nicht viel auf die Advokaten. Die können zwar an dem Recht und Geſetz mäckeln und winden und drehen, aber in deinem Fall hilft's Mäckeln und Winden nicht viel. Wir müſſen die eigentlich Schuldigen herausfinden, damit du frei ausgehſt. Falſchmünzer ſind da, ſo viel iſt ſicher; ſonſt hätte man die falſchen Bills und Platten nicht bei dir finden können. Ein Advokat könnt's nun höchſtens bei dir ſo weit bringen, daß man dich nicht für den Alleinſchuldigen hält, oder vielleicht auch ſo weit, daß man deine mindere Schuld zugiebt. So lange aber die Wirklichſchuldigen nicht ſtatt deiner im Gefängniß ſitzen, ſo lange muß ein Verdacht auf dir ruhen bleiben. Ich halte daher dafür, wir ſuchen die eigentlichen Falſchmünzer herauszubringen, und wenden uns an Einen, der dieß bewerkſtelligen kann. Dazu iſt aber nur Ein Mann in New-York fähig, und deſſen Hülfe wollen wir in Anſpruch nehmen. Wenn alſo der alte Hayes zu dir in's Gefängniß kommt, ſo ſey ſo offen gegen ihn, als ſtündeſt du vor deinem Beichtvater. So, nun nehmt Abſchied, Kinder; und du, Ludwig, ſey getroſten Muthes; in allen Nöthen

hat noch ein festes Herz und ein sicheres Zutrauen in Den, der über uns Allen wacht, geholfen.

Jetzt hörten sie die Schlüssel des Gefangenwärters.

„Baue fest auf mich," flüsterte Rosa, und Ludwig zog sie sanft an sich und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen. Als ihn ein paar Sekunden d'rauf der Gefangenwärter wieder fest eingeriegelt hatte, war ihm ganz anders zu Muth, als eine halbe Stunde zuvor. Er maß das kleine Zellenloch mit langen Schritten, und laut aufjauchzen hätte er mögen bei dem Gedanken, daß doch zwei Menschen an ihm hiengen mit inniger Liebe und festem Vertrauen. Das Eis, das bis jetzt sein Verhältniß zu Rosa umgeben, war plötzlich gebrochen. So giebt es kein Unglück, an dem nicht auch ein Stück Glück hinge.

Vater Gutbrod und seine Tochter aber schritten hastig dem Broadway zu und bogen von da in die Leonhardsstreet ein.

---

In der Leonhardsstraße in New-York wohnte damals ein in seiner Art eben so berühmter als merkwürdiger Mann, der Detektivofficer Hayes. Unter Detektivofficers versteht man in New-York Polizeileute, die „im Geheimen" fungiren. Sie sind nicht dazu da, um politisch Anrüchige auszuspioniren, sondern um berüchtigte Diebe, Einbrecher, Falschmünzer und sonstige Verbrecher auszufinden, welche für die gewöhnliche, offene Polizei zu klug und raffinirt sind, um sich je von ihr abfassen zu lassen. Diese „geheime Polizei" steht allerdings im Sold der Stadt, wie die andere Polizei, sie wird aber nicht zu gewöhnlichen Polizeidiensten verwendet, sondern steht so zu sagen unabhängig da, und handelt bei Aufspürung eines Verbrechers ganz nach eigenem Gutdünken. Man wählt, wie sich das von

ſelbſt verſteht, nur die klügſten Männer zu ſolchen Poſten, Männer, die mit Schlauheit, Menſchenkenntniß und Ortsſinn eine große Energie und noch größeren perſönlichen Muth verbinden, da ſie alle dieſe Eigenſchaften bei der Gefährlichkeit ihrer Gegner in hohem Grade nöthig haben. Auch die pecuniären Ausgaben, die ein ſolcher geheimer Agent oft und viel in Ausübung ſeines Amtes zu machen hat, ſind nicht gering, da er nicht blos Orte und Geſellſchaften beſuchen muß, zu denen das Entrée nicht gering iſt, ſondern da er auch in nicht wenigen Fällen als reicher Gentleman verkleidet aufzutreten genöthigt wird, und durch Beſtechung von Dienſtboten, Commis und dergleichen hie und da mehr zu erreichen iſt, als durch die klügſten Spionagen. Es verſteht ſich daher ganz von ſelbſt, daß Privatleute oder Privatinſtitute, wie Banken, kaufmänniſche Etabliſſements u. ſ. w., denen an der Entdeckung eines Diebes, Einbrechers, Fälſchers oder dergleichen oft beſonders viel gelegen iſt, den Detektivofficer, den ſie mit der Verfolgung und Einbringung des Diebes beauftragen, auch mit der gehörigen Summe Geldes unterſtützen, damit er in ſeinen Machinationen nicht gehemmt iſt. Was kann einer Bank, wenn ſie um Hunderttauſende betrogen iſt, daran liegen, Tauſend oder Zweitauſend baar aufzuopfern, um den Dieb der Hunderttauſende herauszubringen? Und ſollte ein großer Kaufmann, dem mittelſt eines kühnen Einbruchs ſein ganzes Magazin an Gold- oder Seidewaaren geleert wurde, nicht ſogar Zehntauſende daran ſetzen, ſein zwanzigmal ſo viel werthes Eigenthum wieder zurück zu bekommen?

Einer der berühmteſten dieſer Detektivofficers, ja wohl durchaus der berühmteſte derſelben, war ſeiner Zeit William

Hayes. Es war ein großer, magerer Mann, der in seiner Jugend eine außergewöhnliche Stärke gehabt haben mußte, da er jetzt in hohem Alter noch kein zu verachtender Gegner war. Seine Augen schauten so klug und durchdringend unter seinen dicken Brauen hervor, daß man unwillkührlich den Blick vor denselben senken mußte. Sein Gesicht drückte Ehrlichkeit und selbst eine Art Humor aus, der sonst bei den Amerikanern äußerst selten ist. Zu der Zeit, von der wir sprechen, hatte er sich vom Dienste zurückgezogen, da er die Siebzig bereits passirt hatte; allein sein Ruf war so fest gegründet in der Gesellschaft, daß er in besonders wichtigen Fällen noch immer wenigstens zu Rath gezogen wurde, wenn er es auch ablehnte, persönliche Dienste zu thun, für die er sich nicht mehr kräftig genug fühlte, oder vielmehr, die ihm nunmehr zu beschwerlich wurden. Es war aber nicht blos der Muth, der Verstand, die Weltkenntniß, die Erfahrung, die diesen Mann auszeichneten, sondern noch mehr wurde an ihm, von näheren Bekannten wenigstens, seine Geradheit, seine derbe Biederkeit bewundert. Man hat einige wenige Beispiele von Advokaten, die nur solche Prozesse annehmen, von deren rechtlicher Grundlage sie überzeugt sind, die aber dem Armen, der von dem Reichen um seine Habe beschwindelt worden ist, ebenso gern (und sogar unentgeldlich) dienen, als dem vermögenden Manne, der ihre Dienste mit Gold aufzuwiegen vermag. Gerade so stand es auch mit William Hayes. Und darum war er nicht blos wegen seiner Geschicklichkeit als erster Diebsfänger New-Yorks berühmt, sondern er wurde auch eben so verehrt, geachtet und geliebt, als nur irgend ein Biedermann geliebt und verehrt seyn kann. Di Stadt New-York war auch dankbar für seine Dienste, und nod

jetzt kann man ſein Bildniß in Lebensgröße in einem Saale des großen Marmorrathhauſes New-Yorks aufgeſtellt ſehen, als Beweis der Anhänglichkeit an die Tugenden und Leiſtungen dieſes Mannes.

Nach der Wohnung dieſes berühmten Greiſes lenkte Vater Gutbrod ſeine Schritte. Derſelbe lebte hier in voller Zurückgezogenheit vom Ertrag deſſen, was er ſich mühſam erworben, ausruhend auf den Lorbeeren, die ihm in hohem Maaße geworden.

„Ich hoffe, wir treffen ihn, Roſa," ſagte Vater Gutbrod, als ſie ſich dem beſcheidenen Hauſe näherten. „Und wenn Er die Sache in die Hand nimmt, ſo glaube ich, ſind wir bald aller Gefahr überhoben."

Sie trafen es glücklich. Der alte Hayes war zu Hauſe und eben daran, ſein Frühſtück, ſein zweites nämlich, aus kalter Küche beſtehend (das erſte hatte er ſchon um fünf Uhr in der Früh genoſſen), zu ſich zu nehmen.

„Hoho," rief William Hayes, als Gutbrod mit ſeiner Tochter in's Zimmer trat. „Täuſche ich mich, oder ſeyd Ihr's, alter Kamerad? Und das ſchöne Fräulein, das Ihr mit Euch führt? Wahrhaftig, ſollte das die kleine Roſa ſeyn, die immer ſo gerne Blumen im Haare trug? Na, was die ſchön und groß gewachſen iſt!"

„Habt immer noch ein gutes Gedächtniß, alter Hayes," erwiederte Vater Gutbrod. „'s iſt wirklich die kleine Roſa."

„Nun, nehmt Platz, Freund," mahnte jetzt Hayes, „und Ihr Fräulein, nehmt den Ehrenſitz ein. Ihr dürft mir's nicht abſchlagen, einen Biſſen zu Euch zu nehmen, und ein

Schlückchen mit Zucker kann bei einem so nebligten Morgen auch nicht schaden."

Sie mußten ihm schon den Willen thun, sonst wäre er gewiß böse geworden.

„Vom Gedächtniß habt Ihr gesprochen?" sagte Hayes, den Faden des Gesprächs wieder aufnehmend. „Ja das Gedächtniß ist noch gut genug, auch das Gehör und das Gesicht; aber die Füße wollen nicht mehr recht pariren. Die sind manchmal wetterwändisch. Gut, daß ich anno dazumal, — Ihr wißt wohl, von was ich spreche — ein Paar jüngere hatte, sonst säße ich nicht hier und plauderte mit Euch."

„Ho," lachte Vater Gutbrod, „springen konntet Ihr damals. Ich muß noch lachen, wenn ich d'ran denke, ob's gleich eigentlich nicht zum Lachen war."

„Ei warum nicht, wenn's vorbei ist," meinte der alte Hayes. „Uebrigens hätt' mich all' mein Springen doch nichts geholfen, wenn Ihr nicht gewesen wäret. Ja, ja, damals hätten sie den Hayes abgethan, wie man ein Reh abthut, wenn Ihr mir nicht durchgeholfen hättet. Aber ich hab's Ihnen später doch eingetränkt; ich hab' sie alle gefangen, Einen nach dem Andern, und alle Viere sind gehenkt worden. Verdammte Schurken, die!"

Rosa merkte nun wohl, daß er von einem seiner früheren Abenteuer auf seiner gefährlichen Laufbahn sprach, wobei ihm ihr Vater hülfreiche Hand geleistet hatte.

„Ihr müßt doch viele halsbrecherische Fahrten mitgemacht haben," bemerkte sie gegen ihn.

„Traurige und lustige, waghalsige und leichte, — Alle durcheinander, wie's der Hirt zum Thore hinaustreibt," b

merkte Hayes. „Aber damals wär's mir doch faſt an's Leben gegangen, ohne Eures Vaters Hülfe.“ „Und Ihr,“ wandte er ſich an dieſen, habt mir nicht einmal Gelegenheit gegeben, Euch einen Gegendienſt zu leiſten. Müßt dazu thun, Freund, müßt dazu thun, denn 's wird nicht mehr zu lange anſtehen, ſo trete ich meine letzte Fahrt nach Greenwood an.“

Der alte Mann hatte Recht, denn ein Jahr darauf oder etwas darüber wurde er richtig auf Greenwoodcemetry, d. i. dem berühmten Kirchhofe der Stadt New-York auf Longisland begraben. Damals aber ſah man's ihm noch nicht an, und Viele hätten ihn eher für einen Fünfziger ſtatt einen Siebenziger gehalten.

„Das hat noch gute Wege,“ meinte daher auch Vater Gutbrod. „Ihr ſeht noch aus, als ob Ihr von Neuem auf Abenteuer ausgehen wolltet. Und wie, wenn ich gekommen wäre, Euch ein ſolches zu verſchaffen? Wie, wenn ich Euch jetzt um die Gegengefälligkeit bäte, die Ihr mir damals verſprochen habt?“

„Habt was auf dem Herzen?“ erwiederte raſch der alte Mann. „Heraus damit. Wenn's in meinen Kräften liegt, ſo thue ich's, oder ich will nicht William Hayes heißen.“

„Es betrifft einen Vetter oder vielmehr einen jungen Freund,“ erzählte nun Vater Gutbrod. „Derſelbe iſt angeklagt, falſch Geld gemacht zu haben und hat's ebenſo wenig gethan, als Ihr oder ich.“

„Oh,“ rief Hayes, der mit allen Tagesneuigkeiten auf's Genaueſte vertraut war und noch immer allen Ereigniſſen, die ſich in dieſer großen Stadt drängten, volle Aufmerkſamkeit ſchenkte; „oh, Ihr meint den Ludwig Wagner, der vorgeſtern

Nacht eingebracht wurde. Aber da liegen ja die klarsten Beweise vor!"

„Glaubt's nicht," wandte jetzt Rosa, die seither fast still dagesessen, hitzig ein; „glaubt's nicht; Ludwig ist der ehrlichste, der bravste Mensch von der Welt, und es ist nur ein teuflisches Complott gegen ihn."

„Aha," sagte Hayes mit scharfem Blick auf die hoch erröthende Rosa, „aha, ich merke, wie's steht. Fräulein Rosa ist verliebt, und darum muß der Geliebte unschuldig seyn."

„Er ist's auch," versetzte Vater Gutbrod, „oder es giebt gar keinen ehrlichen Menschen mehr auf der Welt. Laßt Euch einmal den Fall erzählen."

Nun setzte er die ganze Sache auseinander. Das ganze Leben Ludwig's, so weit er es kannte, rollte er vor dem eifrig zuhörenden Hayes auf und besonders genau auch beschrieb er die Ereignisse der Nacht, in welcher Ludwig die arme Maria rettete und dann bei'm Nachhausekommen selbst verhaftet wurde. Als er geendet hatte, gieng Hayes eine gute Weile im Zimmer auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen.

„Und sie ist jetzt wahnsinnig?" fragte er endlich. „Ganz wahnsinnig, daß man gar kein vernünftig Wort aus ihr herausbringen kann?"

„Sie spricht blos in abgebrochenen Lauten," erwiederte Gutbrod. „Sie erkennt Niemanden und giebt auf keine Frage Antwort. Nur einzelne Worte stößt sie hervor, und fast immer die nämlichen."

Wiederum gieng Hayes auf und ab. Endlich schien einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Ich will den Ludwig Wagner im Gefängniß besuche

ſagte er mit entſchiedenem Tone. „Ich werde ihn anſehen und mit ihm ſprechen. Finde ich, daß er des Vergehens, deſſen man ihn anklagt, nicht ſchuldig iſt, ſo werde ich mich ſeiner annehmen und keine Mühe ſcheuen, die eigentlichen Miſſethäter auszufinden. Dann ſeht Ihr mich morgen ſchon in Eurer Behauſung, damit ich auch die Maria perſönlich ſehe und mir überhaupt die Lokalitäten, wo die Geſchichte ſpielte, betrachte. Ueberzeuge ich mich aber, daß er ſchuldig iſt, und Ihr wißt wohl, daß ich mich faſt noch nie in einem Menſchen getäuſcht habe, dann merkt Ihr's daraus, daß ich nicht komme."

„Dann kommt Ihr ſicher, ganz ſicher," fuhr Roſa heraus; „aber glaubt Ihr auch die Schuldigen entdecken zu können, ehe ſein Prozeß vorkommt? Ach, Meiſter Hayes, Ihr müßt ihn retten; Vater ſagt, Ihr könnt, wenn Ihr wollt!"

„Ein Hundsfott verſpricht mehr, als er kann," erwiederte Hayes ernſt, aber mit liebevollem Blick auf Roſa! „Doch mein Möglichſtes thue ich ſicherlich. Ich hoffe alſo, Euch morgen zu ſehen, denn der junge Mann wird doch wohl das große Zutrauen verdienen, das Ihr in ihn ſetzt. Vorderhand erzählt Niemanden von der Unthat, die an Frau Maria begangen werden ſollte; beſonders aber ſchweigt davon, daß ich in Ludwig's Sache thätig ſeyn werde. Die Schufte von Dieben und Falſchmünzern ſollen auf dem Glauben bleiben, ich habe mich ganz vom Geſchäft zurückgezogen, ſonſt werden ſie mir zu vorſichtig." — „Pſt! Schämt Euch, alter Freund," wandte er ſich zuletzt an Vater Gutbrod. „Mir Geld geben wollen! Ich dächte, wir ſtänden noch in Abrechnung und Ihr bekommt immer noch von mir heraus. Auf Wiederſehen, hoffe ich, morgen Mittag."

Wenn der Officer Hayes früher eine Sache übernahm, ließ es ihm keine Minute Ruhe, bis er Alles glücklich zu Ende gebracht hatte. Gerade ſo war es auch jetzt noch. Kaum hatte ſich Vater Gutbrod mit ſeiner Tochter entfernt, ſo befand ſich auch Hayes ſchon auf dem Wege nach den Tombs. Der Gefängnißwärter wunderte ſich nicht wenig, als er den alten Mann, der ſich ſchon ſeit einigen Jahren „vom Geſchäft“ zurückgezogen hatte, wieder erblickte.

„He,“ rief er ihm zu, „auch noch auf den Beinen? 's iſt ſchon lange, daß Ihr mir kein Contingent mehr geliefert habt. Wollt Ihr wieder an die Arbeit? Da werden die Nachtvögel ſchiefe Geſichter ſchneiden, denn ſeit Ihr auf Euren Lorbeeren ausruht, brauchen ſie ſich nicht halb ſo arg mehr in Acht zu nehmen.“

„Stille, Stille!“ erwiederte Hayes. „Kein Menſch darf ahnen, daß ich hier geweſen bin. Und da habt Ihr was, damit Ihr ſtillſchweigen könnt.“ Damit drückte er ihm ein Goldſtück in die Hand. „Und nun,“ fuhr er fort, „reinen Mund gehalten. Fragt Jemand, was ich hier gethan habe, ſo ſagt nur, wir ſeyen ſo alte Freunde, daß wir einander hie und da beſuchen und nur Euch allein habe meine Anweſenheit gegolten, Niemand Anderem. Jetzt ſchließt mir Nro. 37 auf.“

Nach wenigen Minuten ſtand er im Gefängniß des Ludwig Wagner. Lange blieb er dort eingeſchloſſen, denn ein Detektiv-Officer hat das vollkommenſte Recht des Zutritts in die Zellen der Gefangenen, da man auf der einen Seite nur gänzlich zuverläſſige Männer zu ſolchen Poſten erwähl' und auf der andern Seite die genaue Beobachtung eines E

fangenen oft und viel zu ſchnelleren Enthüllungen und Entdeckungen führt, als alle inquiſitoriſchen Fragen des Richters zu thun vermögen. Der erfahrene und kluge Hayes ſah auch gar bald, daß er hier ganz und gar keinen Verbrecher vor ſich habe. In der Beziehung war er ſchon nach wenigen Minuten mit ſich im Reinen; allein er wollte den Ludwig nicht verlaſſen, ohne wenigſtens einen Anhaltspunkt zu ſeinen weitern Forſchungen mitzunehmen. Ludwig Wagner mußte ihm daher ſeine ganze Lebensgeſchichte erzählen und oft fragte Hayes nach Dingen, die einem Dritten ganz gleichgültig und als gar nicht zur Sache gehörig erſchienen wären. Hayes führte auch kein Protokoll, nicht einmal Notizen machte er ſich; ſondern er nahm das Erzählte in ſeinem Gedächtniß auf, um es dort feſt verwahrt zu halten, und nach zwei Stunden ſtand der Lebenslauf Ludwig's mit allen ſeinen Plänen und Wünſchen ſo klar im Kopfe des Inquirenten, als ob er ſelbſt der Inquiſit geweſen wäre. Aber ſonderbar, ſo ſehr er auch auf jede Kleinigkeit Acht hatte, ſo konnte er doch Nichts herausfinden, das auf einen perſönlichen Feind des Ludwig hingewieſen hätte, auf Einen, der aus Rachſucht den Ludwig in dieſe Patſche gebracht hätte. Wenn alſo ein Dritter dem Ludwig die Falſchmünzerapparate und falſche Banknoten in's Haus praktizirte, ſo mußte es dieſer Dritte aus einem andern Beweggrunde gethan haben, etwa um ſich ſelbſt ſicher zu ſtellen, um den Verdacht, der vielleicht bereits rege war, auf einen Andern abzuwälzen. Wäre ein perſönlicher Feind dageweſen, ſo waren die Nachforſchungen viel leichter; ſo aber ſtand das Auffinden des eigentlich Schuldigen in weitem Felde und war mit weit mehr Schwierigkeiten verknüpft. Doch

verzweifelte Hayes keinen Augenblick daran, ſein Ziel zu erreichen. Hätte er nur den Tom und den Billy, die Hauptzeugen gegen Ludwig, aufſuchen und inquiriren dürfen! Allein das durfte er nicht, weil er ſich ſonſt offenbar das ganze Spiel verdarb. Die konnten ja, wenn ſie wußten, daß Hayes in ihre Karten zu ſehen ſich untermaß, durch ihren Rechtsbeiſtand den wirklichen Falſchmünzern ſogleich Nachricht zukommen laſſen! Die alſo durften keinen Augenblick von dem Glauben abkommen, daß Ludwig als der wirkliche Verbrecher angeſehen werde! Sonſt hätten ja Diejenigen, die man finden wollte, einen Wink bekommen, der ſie zu doppelter und dreifacher Vorſicht antrieb!

Aber halt, da fiel dem Hayes ſchon ein Punkt ein, der zu Etwas führen konnte. Wer war denn der Rechtsbeiſtand der beiden Burſche, die ſo feſt und beſtimmt gegen Ludwig ausſagten? Das mußte wenigſtens darüber Licht geben, mit wem die Burſchen ſonſt noch in Verbindung ſtanden! Daraus konnte man erfahren, ob ſie einen Protector in der Stadt hatten oder nicht!

Am meiſten Licht über die ganze Sache hätte natürlich die Frau Maria geben können, und Hayes beſchloß, dieſelbe genau zu beobachten, ob ſich nicht aus ihren irren Reden Etwas herausfinden laſſe, das auf eine Spur führe. Ludwig mußte ihm auch den Vorfall auf dem Fultonmarkt mehr als ein halb Dutzendmal wiederholen, und ebenſo die Scene in der Nacht ſeiner Verhaftung, wo er die Maria aus ihrem naſſen Grabe rettete.

„Wißt Ihr ganz ſicher und gewiß, daß Ihr den Mann den Euch Maria auf dem Fultonmarkte bezeichnete, nicht au

dem Auge verlort, als Ihr ihn den Broadway hinauf verfolgtet?" fragte Hayes am Schluſſe der Erzählung.

„Ich kann darauf ſchwören," erwiederte Ludwig.

„Und dieſer Mann war Graf Plocki? Und kein Anderer?"

Auch dieſe Frage bejahte Ludwig auf's beſtimmteſte.

„Und die Perſon, die in der verhängnißvollen Nacht Euern Nachen losband, und auf dem Harlem fortruderte, war Maria und keine Andere?"

Dieſe Frage konnte Ludwig nicht ſo beſtimmt beantworten. Er *glaubte* zwar, daß ſie es geweſen ſey, aber er *wußte* es nicht. Ebenſo wenig konnte er genau angeben, wo dieſe Perſon gelandet und ausgeſtiegen ſey. Es war zu dunkel und gieng zu ſchnell für ihn vorüber, um genaue Notiz davon geben zu können. Nur die Geſtalt auf dem Waſſer und der grelle Ruf: „Mörder, Mörder, Mörder," wollte ihm nicht aus dem Gedächtniß.

„Aber, das wißt Ihr ſicher, daß die hundertfünfzig Thaler, die in Eurer Schreibcommode gefunden wurden, die nämlichen waren, welche Euch früher von der Frau Gräfin Plocki und ihrer Mutter ausbezahlt wurden?"

„So ſicher weiß ich dieß, als ich auf die ewige Seligkeit hoffe," erwiederte Ludwig. „Ich habe die Rolle Banknoten nicht mehr angerührt, ſeit ich ſie dorthin gelegt; denn ich betrachtete dieß Geld als Sündengeld und wollte es nie für mich ſelbſt verwenden."

Nachdem Hayes Alles erfahren, was er erfahren konnte, machte er ſich auf den Weg nach der Gärtnerei Vater Gutbrod's. Vom Gefängnißwärter hatte er zuvor den Namen des Advokaten der zwei Burſchen Tom und Billy in Erfahrung

gebracht, und nicht wenig wunderte er sich, daß dieser Advokat zugleich der Hausanwalt O'Neill's, des Gutsherrn Ludwig's sey.

„Werde mich etwas näher um diesen Herrn O'Neill bekümmern müssen," dachte er, „obgleich Ludwig nicht den geringsten Verdacht auf ihn hat."

Es war schon Nacht, als Hayes auf Vater Gutbrod's Gärtnerei anlangte, und dieser sowohl als Rosa waren hocherfreut, den alten Mann zu sehen. Rosa sprang ihm entgegen, wie einem alten Bekannten und sah ihm fragend in die Augen.

„Nicht wahr, ich komme bälder," sagte Hayes, „als Ihr vermuthet? Das macht, es läßt mir keine Ruhe, wenn ich auf was aus bin. Und so viel ist richtig, der Ludwig ist nicht der Thäter, aber den eigentlichen Mann ausfindig zu machen, wird schwer genug halten."

Hayes blieb die ganze Nacht da. Nicht blos mußten ihm Rosa und Vater Gutbrod noch ein und zwei Male Wort für Wort wiederholen, was sie von der Sache wußten, nicht blos frägte er sie über den ganzen Lebenslauf des Ludwig aus und über seinen frühern Umgang, nicht blos wollte er Alles wissen, was man von O'Neill sagte und sich erzählte und in welchem Ruf und Ansehen dieser Mann stehe, sondern seine Hauptbeobachtung galt der Frau Maria, die still und ruhig im Hause herumging, ohne von irgend Jemanden Notiz zu nehmen. Hie und da konnte sie Stunden lang dasitzen, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, ohne ein Wort zu sagen. Dann sprang sie wieder rasch auf und murmelte abgebrochene Worte, in denen kein Sinn zu liegen schien. Aber Hayes merkte sich jedes dieser Worte und schrieb sich's tief in's Gedächtniß. Rosa muß dann hinaufgehen und die Bibel holen, welche der unglücklich

Frau gehörte, und richtig fand Hayes d'rin, was er ſuchte: „Den Hochzeitstag Maria Saunders mit Jakob Koppel am 13. Juni 18..“ Nun mußte Roſa auch ganz genau Alles erzählen, was ſie von Maria wußte; ſogar auf die vertrauten Herzensmittheilungen, die zwiſchen ihnen ſtattgefunden, legte er Gewicht. Er wollte Alles wiſſen, nicht blos, was außen vorgegangen war, ſondern auch die innerſten Seelengeheimniſſe. Denn nur auf dieſe Art konnte er vielleicht den Schlüſſel zu Maria's verrückten Worten finden.

Es war ſchon früh am Morgen, als ſie ſich auf einige Stunden zur Ruhe zurückzogen. Wie jedoch Hayes zum Frühſtück herabkam, ſchrie Roſa vor Erſtaunen faſt laut auf, ſo ſehr hatte ſich dieſer verändert. Sein vom hohen Alter gebleichtes Haar war über Nacht ſchwarzbraun geworden und um die Wangen herum lief ein dichter Bart, der ſeinem Geſicht einen ganz andern Ausdruck gab. Der alte Mann war plötzlich um zwanzig Jahre jünger geworden, und ſein Anzug entſprach dieſer Veränderung vollkommen, denn derſelbe war mehr ſtutzermäßig, als ſich für einen Mann von mehr als ſiebenzig Jahren ſchickte.

„Aber wie ſeht Ihr aus, Vater Hayes!“ rief Roſa. „Man kennt Euch ja gar nicht mehr!“

„St! St!“ erwiederte Hayes mit Lächeln. „Ihr verkennt mich. Mein Name iſt nicht Hayes. Im Gegentheil ich heiße Grower, Martin Grower und bin ein Bekannter von Euch, der in Pottsville ſeinen Wohnſitz hat und auf Beſuch zu Euch kam. Merkt Euch das und vergeßt's keinen Augenblick. Meine Geſchäfte werden mich nun in der nächſten Zeit viel in dieſer Gegend feſthalten; ſomit, wenn Euch Jemand fragt, wer ich ſey, ſo antwortet friſchweg: Martin Grower von

Pottsville. Und verschnappt Euch nur nicht, wenn Ihr mich anredet! Ich gebe jetzt auf keinen andern Namen mehr Antwort!"

Von jetzt an sah man den alten Hayes, oder vielmehr den Martin Grower aus Pottsville den ganzen Tag die Gegend durchstreifen. Heute war er vielleicht in New-York und lief den Broadway auf und ab oder pflanzte er sich wie ein ächter Tagdieb in dem Kaffeehause dem gräflich Plocki'schen Hause gegenüber auf. Morgen sah man ihn, eifrig mit Angeln und Fischfang beschäftigt, Stunden lang am Harlemflusse sitzen. An einem andern Tage kam er gar nicht aus den Wirthshäusern heraus, die in der Umgegend auf viele Stunden zerstreut lagen, und schien ein grundloser Zecher zu seyn. Jedenfalls war's ein sonderbarer Kautz, der Martin Grower, denn das eine Mal hatte er's auf die Mädchen und Weiber abgesehen und scherzte und herzte mit diesen, als ob es für ihn nichts Werthvolleres in der Welt gebe, als eine Schürze; das andere Mal bekümmerte er sich wieder keinen Pfifferling um die Weiber, sondern liebte es blos mit den jungen und alten Burschen der Gegend zu schlemmen und zu zechen und tractirte Jeden freigebig, der Lust hatte, bei ihm sitzen zu bleiben. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß bald ein großer Theil der Umwohner den Martin Grower kannte, und weil er so gar viel mit Vater Gutbrod verkehrte, so meinten einige schon, es handle sich da um eine Freierschaft mit der lieblichen Rosa; allein noch mehr, als man den Martin Grower kannte, kannte Er die Leute, mit denen er verkehrte, und bald gab's in der ganzen Nachbarschaft keine Seele, deren nähere Verhältnisse er nicht anzugeben vermocht hätte. Auch was im Graf Plocki'schen Hause vorging, würdigte er seiner besondern Aufmerksamkeit und auf ein Trink-

geld an den Bedienten oder die Köchin des Hauſes kam es ihm ganz und gar nicht an. So war er auch hier immer auf dem Laufenden.

Doch dauerte es faſt volle vier Wochen, ehe er ſich ſelbſt geſtehen konnte, ſeiner Sache ziemlich gewiß zu ſeyn. Und auch da noch fehlte ihm aller und jeder factiſche Beweis! Sein beſtimmter Verdacht ruhte auf dem alten O'Neill nebſt ſeinen Söhnen, und vor Allem auf Graf Plocki; aber dieſe Männer waren viel zu vorſichtig geweſen, um ihn in ihre Karten ſehen zu laſſen. Er ging ihnen nach, heimlich und offen, aber — ertappen konnte er ſie nie.

„Ich muß jetzt meinen letzten Trumpf ausſpielen," ſagte er zu ſich ſelbſt, „und ich glaube, daß dieß Mittel hilft. Ich müßte mich ganz in dem Grafen da täuſchen, oder er beißt an und geht in die Falle. Und habe ich Einen, ſo habe ich ſie Alle. Morgen Abend iſt wieder ihr Tag im Bloomingdaleroadwirthshauſe; auf morgen Abend will ich's alſo feſtſetzen. Länger kann ich nicht zaudern, denn übermorgen beginnt ja die Schwurgerichtsverhandlung gegen Ludwig Wagner und Roſa würde verzweifeln, wenn ich nicht vorher noch reuſſirte."

---

Während dieſer Zeit ward die ganze Stadt durch die große Maſſe falſchen Geldes, das curſirte, in großen Schrecken geſetzt. Es waren nun nicht mehr hauptſächlich kleinere Silbermünzen von einem Viertels- oder Halbenthalerwerth, die in Umlauf kamen; auch die kleineren falſchen Bills von einem oder zwei Thalern ſah man nicht mehr ſo viel. Nein — es kamen falſche Banknoten in Cours, die den Werth von fünfzig oder hundert Thalern repräſentirten. Es hat nämlich jede Bank, die

vom Staate genehmigt ist, das Recht so viel Papiergeld zu machen, als sie Werth dafür hinterlegt, bestehe nun dieser Werth aus Gold- und Silberwaaren oder aus Obligationen und Staatspapieren. Natürlich machen die Landbanken, d. h. die Banken, die nicht in den größten Städten liegen, weniger Papiergeld, als die großen Stadtbanken, da die letzteren über größere Kapitalien verfügen können. Ebendaher kommt es auch, daß die cursirenden Bills der Landbanken meist Ein-, Zwei-, Drei- und Fünfthalerscheine sind. Man kann auf dem Lande keine höheren Banknoten brauchen. In den Städten dagegen, wo die Kaufleute einander große Zahlungen oft von vielen, vielen Tausenden auf einmal zu machen haben, da nähme das Zählen der kleineren Banknoten zu viele Zeit weg. Es ist viel geschickter, dreißig oder vierzigtausend Thaler mit Hunderthalernoten zu bezahlen, als mit Einthalerbills. Deßwegen creiren die Stadtbanken auch, neben den kleineren Bills, die so zu sagen die Scheidemünze bilden, große Bills von fünfzig, hundert, ja von fünfhundert und tausend Dollars. Letzteres können natürlich nur die allergrößten Banken wagen, welche zugleich Millionen von Baargeld daliegen haben, weil jedes Bill, das eine Bank ausgiebt, und das man ihr nachher vorlegt, von derselben auf Verlangen in Gold oder Silber verwandelt werden muß.

Man kann sich nun den Schrecken der Handelswelt denken, als auf einmal falsche Fünfzig- und Hunderthalerscheine zu cursiren anfingen. Solche Banknoten haben natürlich ihren Umlauf nicht unter dem gewöhnlichen Volk, unter den Arbeitern, Taglöhnern, Knechten und andern Bedienstteten. Auch unter den kleineren Bäckern und Metzgern oder sonstigen Handwerkern cursiren sie nicht. Für diese Leute sind Hunderthalerbills zu

hoch. Der Hauptumsatz solcher Noten ist unter den Reichen, den Vornehmen. Und jetzt sollten diese auch einmal gebrandschatzt werden? Das war gegen alle bisherige Gewohnheit und Ordnung. Geringe Falschmünzereien konnte man sich noch gefallen lassen; die erstreckten sich meist nur auf die ärmere Volksklasse; aber ein großes Etablissement der Art, das nur mit den Reichen zu thun haben wollte, — das konnte man doch nicht dulden! Da mußte doch ein Beispiel statuirt werden!

Das Traurigste bei der ganzen Sache war, daß man die falschen Bills von den ächten gar nicht herausfand. Die Aehnlichkeit war so groß, daß die besten Banknotenkenner getäuscht wurden. Ja sogar die Angestellten der betreffenden Bank selbst fanden sich nicht zurecht und die Existenz der Falschheit wurde nur dadurch constatirt, daß mehrere Hundertthalerbills mit derselben Nummer zugleich auf die Bank zum Einlösen gebracht wurden. Es hat nämlich jede Banknote ihre Nummer und deßhalb kann es z. B. nicht zwei Zehnthalerbills von derselben Bank geben, die gleiche Nummer hätten. Ebenso ist's bei den Zwanzigthaler- und Fünzigthalerbills u. s. w. — Was war nun in dieser Calamität zu machen? Wenigstens zwei oder drei Tausend Stück solcher falschen Hundertthalerscheine mußten im Umlaufe seyn, aber kein Mensch wußte, ob er ein ächtes in der Hand habe oder nicht. Nur wenn man das Duplikat mit derselben Nummer bekommen konnte, wußte man, daß eine Bill ächt, die andere unächt war. Welches aber die ächte und welches die unächte sey, das wußten am Ende die Bankdirektoren selbst nicht.

So konnte es nicht fehlen, daß von allen Seiten auf Abhülfe gedrungen wurde. Besonders aber drang man in den

Staatsanwalt, an dem Falschmünzer, den man einmal in Händen hatte, ein Exempel zu statuiren. Gab man auch zu, daß dieser die jetzt erst cursirenden höhern Banknoten nicht gemacht haben könne; zweifelte man auch nicht daran, daß Er der bei weitem weniger Schuldige sey, als die Andern, seine Complicen, die man noch nicht gefangen; so dachte man umgekehrt, es werde eine strenge Strafe, die man ihm dictire, ein gutes Abschreckungsmittel für die Andern seyn. Und überdieß, warum gestand er seine Mitverbrecher nicht ein! Warum beharrte er hartnäckig auf dem Läugnen!

Der Distriktsattorney konnte daher nicht umhin, den Prozeß des Ludwig Wagner viel früher anzusetzen, als er vorher im Sinn gehabt hatte. Er mußte seinerseits Etwas thun, um der öffentlichen Meinung Genüge zu leisten. Auch hatte er noch einen geheimen andern Grund, der ihn hiezu trieb.

Er war nämlich schon seit einiger Zeit fast täglicher Besucher des Graf Plocki'schen Hauses geworden. Wie so manchen Andern, zog auch ihn die Schönheit Minettens an und fesselte ihn am Ende so ganz und gar, daß er in ihren Schlingen sich kaum mehr rühren konnte. Zudem war es so unterhaltend bei den kleinen Spielparthien, die der Graf gab! Man verlor und gewann sein Geld da mit einer wahren Lust, denn sogar der Verlierende ward durch einen Blick der Frau Gräfin entschädigt, der schon seine hundert Thaler werth war; der Gewinnende aber setzte sich natürlich drüber hinweg, wenn unter seinem Gewinnste auch ein paar Stücke von den berüchtigten falschen Fünfzigthalerscheinen sich befanden! — So gefiel sich der Staatsanwalt immer mehr in dem Plocki'schen Hause und wenn ihn Frau Minette um Etwas bat, so konnte er es ihr

nicht abschlagen. Der schien aber besonders viel daran zu liegen, daß der Ludwig Wagner bald abgeurtheilt wurde. Viel lieber wäre es ihr natürlich gewesen, wenn man die Aburtheilung nur so mir nichts, dir nichts vorgenommen hätte, denn als Zeugin zu figuriren, wollte ihr ganz und gar nicht behagen; allein da dieß einmal nicht anders zu machen war, so wollte sie die Sache wenigstens schnell abgemacht sehen. Ueberdieß drängte ihr Mann besonders auf eine schnelle Verurtheilung. So lange Ludwig nicht im Gefängniß war, fühlte er sich nicht sicher; im Zuchthause konnte letzterer ihm nichts mehr schaden! So ward denn der Prozeß nach Abfluß von etwa vier Wochen seit Ludwig's Verhaftung auf einen bestimmten Tag festgesetzt, und ganz New-York war auf seinen Ausgang gespannt. Nicht etwa, daß Jemand daran zweifelte, Ludwig Wagner werde verurtheilt und sogar des Beispiels wegen sehr streng verurtheilt werden; allein man erwartete während der Geschwornen-Verhandlungen neue Aufschlüsse und Entdeckungen; man zweifelte nicht daran, daß Ludwig, wenn er sehe, daß es Ernst sey, noch Geständnisse machen werde.

Dieß war der Eindruck, den die Festsetzung des Tags, an dem der Prozeß beginnen sollte, auf das große Publikum machte. Ganz anders war der Eindruck auf die einzelnen näher Betheiligten.

Ludwig selbst war wohl der ruhigste von Allen. Fast alle Tage hatte ihn Rosa besucht, und ihm die feste Versicherung gegeben, daß Alles einen guten Ausgang nehmen werde. Je länger aber die Zeit sich hinzog, um so unruhiger wurde Rosa. Zuletzt kam es so weit, daß sie von Ludwig getröstet werden mußte, statt daß sie ihm ein Trost hätte seyn sollen.

In der That, je näher der Tag der Entscheidung heranrückte, um so freudiger wurde der Letztere. Er fühlte sich unschuldig und hoffte mit Zuversicht, daß seine Unschuld auch erkannt werden müsse.

„Sey gefaßt, mein Mädchen," sagte er zu Rosa, als sie ihn zum letzten Male im Gefängniß besuchte. „Gott hat mir das Glück beschceert, daß ich dich als meine Geliebte umfassen darf, und dieses Glück ist mir blos durch das Gefängniß zu Theil geworden, denn ohne diese meine Verhaftung wären wir einander noch lange nicht, vielleicht gar nie so nahe gekommen. Soll ich nun meine Verhaftung nicht lobpreisen? Gerade so kann's auch mit dem Urtheilspruche der Geschwornen gehen. Es ist möglich, daß sie mich für schuldig finden, denn es sind nur Menschen und Menschen sind kurzsichtig; aber sollte auch dieses geschehen, wer weiß, welches Glück Gott auch aus diesem Unglück entstehen läßt? Doch ich hoffe bestimmt, daß ich siegreich aus dem Kampfe hervorgehe. Das Recht wird die Oberhand erhalten, das Unrecht aber unterliegen. Darum, wenn du und dein Vater übermorgen hereinkommen, um bei den Verhandlungen anwesend zu seyn, so zeige mir eine freundliche Stirne, und mache mich nicht verzagt durch verweinte Augen."

So dachte und sprach Ludwig Wagner. Rosa aber konnte sich doch nicht so leicht über die Gefahr wegsetzen, in der ihr Geliebter schwebte. Die Unruhe und die Angst stieg mit jedem Tage, besonders als Hayes, auf den sie doch ihr volles Vertrauen gesetzt hatte, mit der Sprache nicht herausrücken wollte. Auch Vater Gutbrod ließ den Kopf hängen, und blickte nicht mehr so zutrauensvoll in die Zukunft, als er vor wenigen

Tagen noch gethan. Als aber gar der Vorabend des Prozeßtages herankam, und noch immer kein Hayes ſich blicken ließ, da wollte Roſa faſt verzweifeln, und das tiefſte Leid bemächtigte ſich ihrer. Sie griff bald nach dieſem, bald nach jenem Geſchäft, aber Nichts konnte ſie zerſtreuen. Sie gieng jetzt in den Garten und eine Minute darauf wieder in's Haus, aber ſie konnte an Nichts feſthalten. Es war eine fieberhafte Ungeduld, die ihr ganzes Weſen durchglühte. Kein Wunder, daß ſie ſogar unfreundlich wurde, wenn ihr Etwas überzwerch in den Weg kam, und daß die Leute, die an dieſem Tage mit ihr zu thun hatten, nicht mit der gewohnten Zuvorkommenheit von ihr behandelt wurden.

Dieß begegnete auch einem alten Peddler, der um die Zeit des Zwielichts in den Garten Vater Gutbrod's trat. Peddler ſind nämlich in Amerika Handelsleute, die ihre Waare in einem Kaſten auf dem Rücken mit ſich tragen und damit von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Farm zu Farm hauſiren gehen. Solche Leute werden meiſt freundlich aufgenommen und ſind faſt ſtets willkommen, weil ſie einem wirklichen Bedürfniſſe abhelfen. Führen ſie doch der Waaren gar vielerlei, Bänder wie Fingerhüte, Nadeln wie Faden, Seife wie Kämme! Dazu noch der andern Artikel eine hundertfältige Auswahl! Sollten die nicht auf einer einſamen Farm oder Gärtnerei willkommen ſeyn, wo ſie doch Einem einen weiten Gang in die Stadt erſparen? — Demnach wurde ſonſt jeder Peddler auf Vater Gutbrod's Gärtnerei freundlich und herzlich aufgenommen. Man kaufte ihm ab, was man gerade nöthig hatte, und bewirthete ihn mit Cider und Brod und Käſe. Gegen dieſen Peddler aber war Roſa in der That unfreundlich.

„Ich brauche Nichts,“ ſagte ſie, ihn etwas ſchnell abfertigend, „geht nur gleich wieder weiter.“

„Nun, eine Kleinigkeit werdet Ihr denn doch wohl kaufen,“ entgegnete der Hauſirer ſanft. „Ihr ſeyd ja heute gar zu kurz angebunden.“

„Gott im Himmel verzeihe mir die Sünde,“ ſagte Roſa; „aber ich wollte, ich läge im Grabe.“

„Dazu iſt's noch ſpäter Zeit,“ meinte der Peddler luſtig, aber mit ganz anderer Stimme, denn zuvor. Und kaum hatte Roſa dieſe Stimme gehört, ſo drehte ſie ſich um und flog auf den Hauſirer zu und hätte ihn bald in ihre Arme geſchloſſen.

„Ihr ſeyd's,“ rief ſie. „Gott ſey gelobt. Nun kann noch Alles gut werden. Aber warum denn in dieſer neuen Verkleidung, Vater Hayes?“

„Das hat ſeine guten Gründe,“ erwiederte Hayes, „wie Ihr gleich erfahren ſollt. Und ſchlecht iſt mein neuer Aufzug nicht, da nicht einmal Ihr mich erkanntet. Aber kommt hinein in's Haus, und ruft mir Euern Vater. Ich habe mit Euch zu reden.“

Die Unterredung zwiſchen dieſen Dreien dauerte ziemlich lange; und es ſchien, als ob Vater Gutbrod und ſeine Tochter Inſtruktionen erhielten, welche ſie genau zu befolgen verſprachen.

„'s iſt keine Zeit zu verlieren,“ ſagte zum Schluß der alte Hayes, ſeinen Kaſten aufnehmend. „Um Mitternacht, Mädchen, müßt Ihr an Ort und Stelle ſeyn und Euer Vater muß alſo gleich daran gehen, wenn er den kleinen Floß, worauf Ihr campiren müßt, noch zu rechter Zeit fertig bringen will. Und vergeßt mir die Kleidung nicht, denſelben Rock, in dem Maria aus dem Waſſer gezogen wurde. 's muß ſo ſeyn,

als ob Ihr Maria geworden wärt. Und verliert nur den Muth nicht, wenn Ihr etwa ein paar Stunden in Eurer Einsamkeit warten müßt."

„Oh, Herr Hayes, verlaßt Euch auf mich," erwiederte Rosa; „wenn ich drei Nächte auf dem Fluß warten müßte, ich wollt's ja gerne thun, wenn nur Ludwig gerettet wird. Ich bin nicht so hasenfüßig, daß mich eine Eule bei Nacht schrecken könnte."

„Nun, Gott gebe seinen Segen zu unserem Vorhaben," meinte Hayes, als er der Thüre zugieng. „Gelingt's, so sind die Missethäter entlarvt, und der Ludwig'sche Prozeß muß ein lustiges Ende nehmen. Spielt nur Euere Rolle gut, so kommen wir sicher an's Ziel."

Zu derselben Zeit, als Hayes mit Vater Gutbrod und seiner Tochter zusammensaß, hielten auch Minette und ihre Mutter eine kleine Berathung. Graf Plocki war ausgegangen und wurde erst spät in der Nacht zurückerwartet.

„Ich wollte, der morgige Tag wäre vorüber," bemerkte die frühere Schulmeisterin. „Ich lieb's gar nicht, vor Gericht herumzufahren."

„Ei, was thut's?" meinte die Frau Gräfin. „Ihr überlaßt Alles mir, und bestätigt blos meine Aussage. Ich will Ihnen schon eine Geschichte ausmalen, daß sie Maul und Nase aufsperren sollen. Der Ludwig mag dann sagen, was er will. Kein Mensch glaubt ihm und Zeugen hat er keinen. Und Gott und Welt soll mich bewundern, denn ich lege meine neue Sammtrobe an, die dem Attorney so gut gefällt. Ich werde Aufsehen machen, und die Zeitungen werden voll von mir seyn."

„Aber der Gegenadvokat!" warf die Schulmeisterin ein.

„Ei, das iſt kein lumen mundi,“ lachte Minette. „Der Staatsanwalt wird ſchon dafür ſorgen, daß wir durch keine Querfragen in Verlegenheit kommen. Iſt die Geſchichte vorüber, ſo ſind wir den Ludwig für immer los. Es hätte mich doch geniert, wenn ich ihm begegnet wäre; iſt er im Zuchthaus, ſo hat's mit dem Begegnen ein Ende. Und der Staatsanwalt hat mir verſprochen, auf zwanzig Jahre anzutragen.“

So ſprach Minette, die frühere Braut Ludwig's; dieſelbe, für die er drei oder vier Jahre lang ſich geſchunden und geplagt hatte, um das Ueberfahrtsgeld aufzubringen. Nicht auch nur ein einziges Mal kam es ihr in den Sinn, daß ſie einen Meineid begehe, daß ihre Ehre, wenn nicht vor den Menſchen, doch vor Gott auf ewig verloren ſey! Nicht ein einziges Mal ſchauderte ſie vor dem Gedanken zurück, einen Nebenmenſchen durch eine Lüge auf Zeitlebens in's Elend zu ſtürzen, einen Unſchuldigen durch abſichtlichen Meineid auf immer zu verderben! Sie dachte nur an ſich, an ihre ſammtne Robe und hie und da vielleicht an den Staatsanwalt, der ihr nicht übel zu behagen anfieng. Wenn ein Weib zu ſinken anfängt, ſo ſinkt es ſchnell und tief.

---

An demſelben Abend gieng's im Bloomingdaleroad-Wirthshaus lebhaft genug zu. Eine große Anzahl von Gäſten hatte ſich eingefunden, die alle den andern Morgen in aller Früh nach New-York wollten, um dem Ereigniſſe des Tages, dem großen Falſchmünzerprozeſſe, anzuwohnen. Natürlich war dieſer Prozeß der einzige Gegenſtand der Unterhaltung, und alle und jede Einzelnheiten, die bis dahin aus den Zeitungen bekannt geworden waren, wurden eifrig verhandelt. Intereſſirt

ſich der Amerikaner überhaupt gerne für Mord-, Skandal- und Verbrechergeſchichten, ſo iſt dieß natürlich noch weit mehr bei der Schichte des Publikums der Fall, welche gewiſſermaßen zu der Verbrecherwelt gehört oder wenigſtens an deren Gränze ſtreift. Und ſolches konnte man faſt von Allen ſagen, welche das Bloomingdaleroad-Wirthshaus zur Abendſtunde beſuchten.

Gieng es aber in der großen Wirthsſtube lebhaft genug zu, ſo war es um ſo ſtiller in dem Geheimſtübchen, wo Graf Plocki mit ſeinen drei Verbündeten gewohntermaßen Platz genommen hatte. Sie ſprachen zwar den Getränken wie immer lebhaft zu, aber das Geſpräch ſtockte oft und viel und beſonders Graf Plocki war's, der finſter und trübe d'reinſchaute.

„Ihr ſteckt uns noch Alle mit Eurer milzſüchtigen Laune an," ſagte Daniel, welcher noch der Aufgeräumteſte war.

„Ich kann nicht anders," erwiederte Graf Plocki, „es iſt, als ob mir Etwas das Herz zuſammenſchnürte. Ihr glaubt nicht an Ahnungen und Vorgefühle, aber ſo oft ich noch eine ſolche Beklemmung empfand, iſt mir nachher etwas Widerwärtiges paſſirt."

Noch hatte er nicht ausgeſprochen, ſo ſollte ſich ſchon ſeine Ahnung erfüllen; denn der Wirth des Hauſes ſchlüpfte herein und ſeine Miene verkündete nichts Gutes.

„O'Neill," ſagte er, „es wird gut ſeyn, wenn Ihr heute noch nach New-York hineingeht, um morgen früh gleich bei der Hand zu ſeyn und Unglück zu verhüten. Der Billy ſcheint den Verräther ſpielen zu wollen."

„Was iſt's? Was iſt's?" riefen ſie Alle.

„Kommt in die große Wirthsſtube, dann könnt Ihr's ſelber mit anhören," war die Antwort.

Die vier Verbündeten brachen auch gleich auf und traten in das Wirthszimmer, als wenn ſie eben erſt von der Straße hereinkämen. Sie waren einem großen Theil der Anweſenden perſönlich bekannt und man winkte ihnen alſo von allen Seiten Grüße zu. Allein das Geſpräch, das gerade im Gange war, nahm deßhalb keine andere Wendung und wurde auch nicht unterbrochen.

Unter den manchen Gäſten dieſes Abends oder vielmehr dieſer Nacht, denn es war wohl nicht mehr ſehr weit von Mitternacht entfernt, befand ſich auch ein alter Peddler, oder Hauſirer, der mit ſeinem Kram auf dem Buckel hier eingekehrt war. Er hatte es im Anfang verſucht, Einiges von ſeinen Waaren an den Mann zu bringen, ſtand jedoch bald davon ab, entweder weil er die Vergeblichkeit ſeiner Mühe bei dieſem Publikum einſah, oder weil ihn das Geſpräch über den großen Falſchmünzerprozeß zu ſehr intereſſirte, um nicht lieber an dieſem ſich zu betheiligen, ſtatt ſeine Waaren anzupreiſen. Ein Peddler iſt gewöhnlich der Verbreiter und Herumträger der neueſten Neuigkeiten, und wird auch von Jedermann als ſolcher angeſehen. Kommt doch ſo ein Hauſirer überall hin, in jede Gegend und jedes Haus, und ſchnappt bald da einen Brocken auf, bald dorten! So war es denn ganz natürlich, daß der Peddler, der gerade von New-York kam, von dem Publikum hier angegangen wurde, das Neueſte zu erzählen, was er über den Prozeß wiſſe. Die Leute hatten ſich nämlich darum geſtritten, wie hoch das Strafmaaß ausfallen könne, welches dem Billy und Tom zufalle, und hierüber gab der Peddler gerade ſeine Meinung preiß, wie O'Neill mit ſeiner Geſellſchaft eintrat.

„Wie ich Euch ſage“ fuhr der Peddler in ſeiner Rede fort. „Der Tom kann ſo ſein Jahr wegkriegen, aber der Billy geht frei aus, wie der Vogel in der Luft, wenn's nämlich ſo kommt, wie ich Euch vorhin erzählt habe.“

„Wenn's wie kommt?“ frug O'Neill. „Ich habe das Vorige nicht gehört, da ich gerade erſt angekommen bin.“

„Oh, es iſt noch nicht ganz ſicher, daß es ſo kommt,“ erwiederte der Peddler, ohne ſich umzuſehen. „Aber ich hab's von einer Quelle, die ſonſt ſicher genug iſt. Dem Billy hat nämlich der Staatsanwalt angetragen, ihn zum Staatszeugen zu machen, wenn er etwas mehr von den Falſchmünzern angebe, als er bisher gethan, und von anderer Seite hat man ihm eine hübſche runde Summe verſprochen, wenn er auf die Spur der ganzen Bande helfe, da der Dutchman, der morgen prozeſſirt wird, doch nicht all' das falſche Geld gemacht und unter die Leute gebracht haben kann. Und da will nun der Billy morgen beichten, wenn's öffentliche Verhör angeht.“

„Könnt Ihr mir Eure Quelle nennen, woher Ihr dieſe Nachricht habt?“ fragte O'Neill mit einem ſo gleichgültigen Tone, als er nur immer annehmen konnte. „Es wird wohl ein gewöhnliches Altweibergeklatſch ſeyn!“

„Ja, da käme ich ſchön an,“ meinte der Peddler lachend, „wenn ich meine Quelle preiß gäbe. Da wär's für alle Zukunft mit dem Anvertrauen aus. Uebrigens, ich will Euch ja nicht überreden, daß Ihr's glauben ſollt. Das kann Jeder nach Belieben halten.“

Das Geſpräch ward nun ziemlich lebhaft, denn es gab Solche, die meinten, Billy werde ſich nie dazu hergeben, zu beichten. Dafür habe er zu viel Ehre im Leibe. Andere aber

meinten, es könnte doch so weit kommen, denn der Antrag sey gar zu verlockend.

Die vier Verbündeten flüsterten eine Zeit lang leise zusammen und gleich darauf verließ O'Neill das Zimmer. Er folgte dem Rath des Wirthes, sogleich nach New-York abzugehen, um zu sehen, was an der Sache wahres sey, und wo möglich noch morgen früh vor Beginn der Schwurgerichtssitzung Alles wieder in's Blei zu bringen. Er durfte dem Billy ja nur eine doppelt so große Summe bieten, so würde er wohl „vom Beichten" abstehen! Auch die andern Drei machten Miene, aufzubrechen; da ließ sich der Peddler wieder vernehmen.

„Eine interessante Sitzung wird's," sagte er, „auch wenn der Billy nicht beichtet, denn es kommt eine deutsche Gräfin Koppel oder Plocki, oder wie sie sonst heißt, vor und die wollen die Advokaten tüchtig in's Gebet nehmen."

Graf Plocki horchte hoch auf, wie er seinen Namen hörte. Er sah scharf hin auf den Peddler, wie dieser die doppelten Namen „Plocki und Koppel" ganz ruhig und anscheinend ohne Absicht nebeneinander aussprach. Als daher Daniel und Paddy zum Aufbruch aufstanden, da sie morgen in aller Frühe in die Stadt hineinwollten, erklärte er, noch eine Weile bleiben zu wollen, da er ja doch nicht denselben Weg mit ihnen nach Hause gehe.

„Ich muß den Kerl da, den alten Peddler beobachten," murmelte er vor sich hin. „Der Mensch hat die zwei Namen nicht umsonst zusammen ausgesprochen."

Der Peddler bekümmerte sich anscheinend ganz und gar nicht darum, wer abgieng oder nicht. Aber doch, wie der alte

O'Neill und die beiden Söhne desselben sich entfernt hatten und nur Graf Plocki allein dablieb, glitt ein Lächeln der Befriedigung über seine Züge. Kurze Zeit darauf schnallte er seinen Kasten um, zahlte seine Zeche und schickte sich an zu gehen.

„Wohin wollt Ihr noch bei so später Nacht?" rief ihm Einer zu. „Da bliebe ich doch lieber hier und bräche morgen um eine Stunde bälder auf."

„Oh, 's ist Mondschein," sagte der Peddler, „und der Weg nach Harlem ist ja keine Ewigkeit. Der Harvey Armstrong hat jedenfalls noch offen, denn dessen Gäste verlassen ihn nie vor Hahnenkrähen. Dem muß ich doch heute noch die Neuigkeit mittheilen, daß sein alter Schatz, die Kate Hastings, wieder kommt."

„Was, die famose Bordellwirthin?" schrieen ein Paar lachend. „Die hat ja einen deutschen Grafen genommen und ist mit ihm auf seine Güter gereist."

„Darin liegt's ja eben," erwiederte der Peddler. „Der Herr Graf, den sie heirathete, nahm ihr das Geld und die Juwelen ab und verduftete sofort, und wie man ihn nachher fieng, als das Geld verputzt war, stellte sich's heraus, daß seine Güter im Mond lagen, und daß der Herr Graf ein liederlicher Friseur war, der den Titel blos angenommen. Jetzt kommt die Käte wieder zurück, und fängt vielleicht ihr altes Handwerk wieder an."

Dieß Alles erzählte der Peddler mit lachendem Munde; wie er jedoch von dem Grafen sprach, der sich in einen Friseur verwandelte, sah er dem Grafen Plocki voll in's Gesicht, und abermals sagte dieser zu sich selbst: „Der Mensch kennt mich."

Als daher der Peddler das Zimmer verlassen hatte, verließ auch Graf Plocki nach wenigen Augenblicken das Wirthshaus und gieng dem Peddler nach. Er hatte ihn bald eingeholt und sie giengen eine Zeit lang schweigend neben einander her.

„Ihr kennt mich," hob endlich Graf Plocki an.

„Ich Euch?" fragte der Peddler wie verwundert. „Hab' Euch meines Wissens in meinem Leben nicht gesehen."

„Aber wie kamt Ihr denn dazu, vorhin die Namen Koppel und Plocki zu verwechseln?" forschte der Graf weiter.

„Oh, was das anbelangt," erwiederte der Peddler; „mein Gedächtniß läßt furchtbar nach. 's kommt vom Alter her, sagen die Leute; ich weiß aber wohl, wo's herkommt. Seit mir meine selige Frau erschien und ich ohnmächtig wurde, hat mein Gehirn einen Stoß erlitten, der sich nicht mehr repariren läßt. Doch, — Ihr glaubt wohl nicht an Geistererscheinungen?"

„Wenigstens habe ich noch keinen Geist gesehen," sagte der Graf mit Verachtung, „und ein altes Weib, das an Gespenster glaubt, bin ich auch nicht."

„Spottet nicht," versetzte jetzt der alte Peddler mit feierlichem Ernst. „Spottet nicht, denn Ihr könntet es schwer büßen müssen. Es ist jetzt die Geisterstunde, und die Seelen der Abgeschiedenen verfolgen Jeden, der sie mit Verachtung behandelt."

Indem waren sie ganz in die Nähe des Harlemflusses gekommen, ungefähr an dieselbe Stelle, wo Ludwig Wagner die arme Maria aus dem Wasser gezogen hatte. Der Mond schien hell und klar und sie konnten die ganze Gegend übersehen.

Plötzlich ſchrie der Peddler laut auf und ſein Stock deutete auf eine Stelle im Fluſſe. Hier mitten im Strome, der breit und ſtill, faſt ohne Wellen, dahinfloß, erhob ſich eine Geſtalt. Langſam hob ſie ſich empor, als ob ſie dem Waſſer entſtiege; kein Nachen war ſichtbar, nur ein ſchwarzer Punkt ſchien's, auf dem ſie emporragte. Immer größer und höher wurde die Geſtalt und langſam ſtreckte ſie einen Arm aus gegen die beiden Männer zu, welche keine paar hundert Schritt, vom Ufer entfernt ſtanden. Ein lichtes Gewand umfloß die Glieder des Weſens, das wie ein Geſpenſt über dem Waſſer ſchwebte. Die Haare hiengen aufgelöst herab.

„Mörder, Mörder, Mörder, bekenne!“ ertönte es plötzlich in ſchauriger Weiſe. Und eine Weile darauf noch einmal: „Mörder, Mörder, Mörder, bekenne!“

Die Wirkung, welche dieſe Erſcheinung auf den Grafen Plocki hatte, war eine außerordentliche. Schon bei dem erſten Aufſchrei des Peddlers ſtand er wie in eine Bildſäule verwandelt. Und wie die Geſtalt ſich immer mehr aus dem Waſſer emporhob und endlich ein Weib ſichtbar wurde, das ſeine Hand drohend gegen ihn ausſtreckte, da fieng ſein ganzer Körper an, zu zittern; die Haare ſträubten ſich empor; die Augen ſtarrten, wie verrückt. Ein tödtliches Grauſen hatte den Mann erfaßt. Und wie zum dritten Male der Ruf ertönte: Mörder, Mörder, Mörder, bekenne;“ da ſank er auf die Knie und fiel gleich darauf wie vernichtet zu Boden. Nur Ein Schrei war's, der ihm entfuhr: „es iſt Maria, die Erſchlagene. Die Gräber öffnen ſich, die Todten ſtehen auf.“ Dann umfieng ihn eine tiefe Ohnmacht.

Als er wieder zum Bewußtſeyn kam, hatte er Hand-

schellen an den Armen und seine Füße waren so gefesselt, daß er wohl langsam gehen, aber nicht schnell laufen konnte.

„Glaubt Ihr jetzt an Erscheinungen von Todten?“ fragte ihn der Peddler mit tiefem Ernste.

Graf Plocki erhob sich und betrachtete bald den alten Mann, bald sah er auf seine Handschellen. Wie er jedoch seinen Blick auf das Wasser hinschweifen ließ, schüttelte ihn von neuem ein Schauder. Es war keine Erscheinung mehr zu sehen; das Wasser war so glatt wie ein Spiegel. Und doch murmelte der Graf halb laut: „sie war's, Maria war's! Alles ist entdeckt.“

Geduldig ließ er sich von dem Peddler weiter führen, ohne zu wissen, wohin es gieng. Er fragte nicht einmal darnach. Doch nach und nach hob sich sein Geist wieder. Der freche Muth kehrte zurück.

„Wer seyd Ihr?“ fragte er den Peddler, stehen bleibend.

„Man nennt mich William Hayes,“ erwiederte der Peddler in kalter Ruhe.

Abermals schauderte der Graf zusammen, wie er den Namen dieses berühmten Diebsfängers hörte. Doch nach einiger Zeit nahm er sich gewaltsam zusammen.

„Mit welchem Rechte verhaftet Ihr mich, William Hayes,“ fragte er abermals stehen bleibend.

„Mit welchem Rechte?“ erwiederte Hayes. „Oh, da könnt Ihr wählen! Wollt Ihr lieber wegen Bigamie oder wegen Brandstiftung oder wegen Falschmünzerei oder wegen Mords verhaftet seyn? Wie gesagt, Ihr könnt wählen, Herr Graf Plocki, oder vielmehr Herr Jakob Koppel!“

Jakob Koppel oder Graf Plocki, wie er sich in neuerer

Zeit hieß, fuhr zusammen und sprach lange Zeit kein Wort mehr. Endlich, wie sie schon ganz in der Nähe von Vater Gutbrod's Besitzthum waren, stand plötzlich der Graf still, und schaute den Officer lange an. „Hayes," sagte er endlich, „ich habe Geld, viel Geld. Wie viel wollt Ihr, wenn Ihr mich laufen laßt?"

„Ihr solltet wissen, daß derlei Anerbietungen für mich Nichts sind," erwiederte Hayes. „Aber ich sehe schon, Ihr meint, es gehe Euch an's Leben, weil Ihr Eure Frau ermordetet. So will ich Euch denn das Leben versprechen, wenn Ihr mich heute Nacht noch in Eure Falschmünzerwerkstätte führt. Vom Zuchthause kann ich Euch freilich nicht retten, wenn ich auch wollte."

Sie standen jetzt vor Vater Gutbrod's Hause. Da war noch Licht, und Hayes und sein Gefangener schienen erwartet worden zu seyn. Nur wenige Minuten vorher war Rosa heimgekehrt, und sogleich auf Mariens Zimmerchen geeilt. „Maria, meine Freundin, wache auf," rief sie ihr zu und weckte sie mit einem Kusse. Dann half sie ihr beim Ankleiden und warf ihr dasselbe Kleid um, das sie noch so eben selbst am Leibe gehabt, aber bereits mit einem andern vertauscht hatte; d'rauf löste sie der armen geduldigen Maria die Haare, daß sie lang und lose über Gesicht und Schultern herabhiengen, und nun führte sie dieselbe, ihr ein brennendes Licht in die Hand gebend, die Treppe hinab. Sie selbst blieb oben zurück. Eben war Maria am Fuße der Treppe angelangt, als die Hausthüre geöffnet wurde. Das Licht fiel grell auf ihre abgemagerten, erbleichten Züge, auf die starren, glanzlosen Augen, die in Wahnsinnsnacht umfangen waren. Hayes schob seinen

Gefangenen zur Thüre hinein, aber in demselben Moment stieß dieser einen gräßlichen Schrei aus. „Das Gespenst! Huh, das Gespenst! Hayes, ich will Euch führen, wohin Ihr wollt! Ich will Alles bekennen, aber erlöset mich von dem Gespenst.“ — Die Haare sträubten sich bei ihm empor, wie starre Federn, die Kniee schlotterten und bebten, als wären sie fahles Laub, das vom Winde hin- und hergeschaukelt wird. Er sank auf den Boden nieder, wie ein vom Blitze getroffener Baum, und verbarg sein Gesicht in seine Hände, und vergrub Hände und Gesicht im Boden.

Maria war inzwischen langsam vorwärts geschritten. Sie sah den Gefangenen nicht, weil das Licht in ihrer Hand nicht auf ihn, sondern auf sie selbst fiel. Jetzt hörte sie seine Stimme und ein Schauder durchrieselte ihren ganzen Leib. Wie der Blitz drehte sie das Licht, daß sein Strahl auf den Grafen fiel, und in demselben Augenblicke, als dieser zu Boden sank, hatte sie ihren Mann erkannt.

„Ehebrecher, Brandstifter, Falschmünzer,“ rief sie mit hohler Stimme, denn die Worte, die sie einstens gegen ihn gebraucht, schwirrten noch immer in ihrem Gedächtniß. „Mörder, Mörder, Mörder!“ schrie sie mit noch grausigerem Tone, und sank wie vernichtet zu Boden.

Graf Plocki hörte und sah Nichts mehr. Er hatte sein Antlitz in die Erde gegraben, um dem schrecklichen Anblick zu entgehen. Er hielt beide Hände vor die Ohren, um die grausigen Worte nicht mehr zu vernehmen. Inzwischen trug Vater Gutbrod mit Rosa die ohnmächtige Maria fort, und wiederum herrschte Finsterniß der Nacht in dem Eingang zu Vater Gutbrod's Wohnung. Hayes rüttelte seinen Gefangenen.

„Wollt Ihr bekennen?“ flüsterte er ihm in's Ohr. „Wollt Ihr mich in Eure Werkstätte führen? Wollt Ihr mir zeigen, wie Ihr die Platten und falschen Banknoten in Ludwig Wagner's Behausung geschafft habt?“

„Ich will! Ich will! rief der schwer geängstigte Mann, den alle Furien der Hölle plagten. „Nur erlöst mich von dem Gespenste!“

Noch in derselben Nacht fuhren sie auf Gutbrod's Wägelchen und von diesem begleitet, der Höhle zu, wo die Falschmünzer bisher vor der ganzen Welt verborgen operirt hatten. Dutzendmal war William Hayes als Martin Grower verkleidet in der Nähe herumgestreift; dutzendmale hatte er nur fünfzig Schritte von dem Felsen entfernt gesessen, unter dem Anschein, seine Angel nach Aalen auszuwerfen, und doch nie etwas Verdächtiges gemerkt! So gut hatte O'Neill seinen Versteck angelegt, den jetzt sein Mitschuldiger, von Todesängsten und Höllenqualen ergriffen, dem Polizeiofficer entdeckte!

Für Maria sorgte Rosa. Sollte diese mächtige Erschütterung vielleicht den Einfluß auf ihren Geist haben, von dem der Arzt als einer Möglichkeit gesprochen? Fast schien es so. Denn als sie erwachte, erkannte sie Rosa, aber — von Allem, was seit vier Wochen vorgegangen, wußte sie keine Silbe. All' die grausigen Ereigniſse und schweren Verbrecherthaten waren für sie in's Dunkel der Nacht verhüllt.

---

Der Tag, an welchem der berühmte Falschmünzer-Prozeß abgehandelt, an welchem Ludwig Wagner von den Geschwornen abgeurtheilt werden sollte, war erschienen. Schon am frühen Morgen drängten sich die Neugierigen in dem großen Gerichts-

ſaale des Courthauſes hinter der Cityhall von New-York, und um acht Uhr waren alle Räume dicht gefüllt. Natürlich beſtand die größte Anzahl der Zuſchauer aus Solchen, welche ein beſonderes Intereſſe an dieſem Falle nehmen: aus Tagedieben und Loafern, die zu Tauſenden die Straßen dieſer großen Weltſtadt unſicher machen, und deren Erwerb in Stehlen und Betrügen beſteht. Aber auch von den höheren Ständen hatten ſich Viele eingefunden; beſonders Damen in feinſtem Putze waren erſchienen, da bekannt war, daß die ſchöne Ausländerin, die Gräfin Plocki, deren engere Kreiſe von der faſhionablen Männerwelt ſo ſehr geſucht waren, dieſen Morgen auf dem Zeugenſtande erſcheinen werde. Auch O'Neill mit ſeinen zwei Söhnen war da, und ſie ſtanden lange flüſternd beiſammen.

„Billy wird nicht beichten," raunte ihnen O'Neill zu. „Es war ein falſches Gerücht, das der Peddler geſtern Nacht Preiß gab. Ich habe ihm und Tom baare tauſend Thaler verſprochen, wenn ſie feſt auf ihrer erſten Ausſage beharren, und um tauſend Thaler kann ſo ein Burſche wohl ein Jahr lang brummen. Zu mehr können ſie ja nicht verurtheilt werden."

Ein Lächeln der Zufriedenheit glitt über ihre Züge.

„Iſt der Prozeß erſt entſchieden," flüſterte Paddy, „und der Dutchmann auf ein Dutzend Jahre im Gefängniß, ſo denkt kein Menſch mehr an die Falſchmünzerei-Geſchichte. Dann können wir von Neuem operiren und unſere Geſchäfte nach Baltimore und Philadelphia ausdehnen. Wir lenken dadurch die Augen der Polizei von hier ab und in Philadelphia und Baltimore mögen ſie vergebens nach einer Falſchmünzer-Werkſtätte ſuchen. Aber wo bleibt denn der Graf? Ich war ſchon in ſeinem Hauſe; er iſt die ganze Nacht nicht heimgekommen."

„Wollt Ihr bekennen?“ flüsterte er ihm in's Ohr. „Wollt Ihr mich in Eure Werkstätte führen? Wollt Ihr mir zeigen wie Ihr die Platten und falschen Banknoten in Ludwig Wagner's Behausung geschafft habt?“

„Ich will! Ich will! rief der schwer geängstigte Mann, den alle Furien der Hölle plagten. „Nur erlöst mich von dem Gespenste!“

Noch in derselben Nacht fuhren sie auf Gutbrod's Wägelchen und von diesem begleitet, der Höhle zu, wo die Falschmünzer bisher vor der ganzen Welt verborgen operirt hatten. Dutzendmal war William Hayes als Martin Grower verkleidet in der Nähe herumgestreift; dutzendmale hatte er nur fünfzig Schritte von dem Felsen entfernt gesessen, unter dem Anschein, seine Angel nach Aalen auszuwerfen, und doch nie etwas Verdächtiges gemerkt! So gut hatte O'Neill seinen Versteck angelegt, den jetzt sein Mitschuldiger, von Todesängsten und Höllenqualen ergriffen, dem Polizeiofficer entdeckte!

Für Maria sorgte Rosa. Sollte diese mächtige Erschütterung vielleicht den Einfluß auf ihren Geist haben, von dem der Arzt als einer Möglichkeit gesprochen? Fast schien es so. Denn als sie erwachte, erkannte sie Rosa, aber — von Allem, was seit vier Wochen vorgegangen, wußte sie keine Silbe. All' die grausigen Ereignisse und schweren Verbrecherthaten waren für sie in's Dunkel der Nacht verhüllt.

---

Der Tag, an welchem der berühmte Falschmünzer-Prozeß abgehandelt, an welchem Ludwig Wagner von den Geschwornen abgeurtheilt werden sollte, war erschienen. Schon am frühen Morgen drängten sich die Neugierigen in dem großen Gerichts-

laſſenheit laut aufweinen mögen; aber nein, er bezwang ſich; er wollte ſein Elend gefaßt ertragen.

Jetzt wurden die Geſchwornen gezogen. Bald war die Zahl „zwölf“ voll, und der Prozeß nahm ſeinen Anfang. Der Staatsanwalt verlas die Anklageakte. Lautlos lauſchte Alles dem klaren Vortrag, der über die Schuld des Angeklagten faſt keinen Zweifel mehr obließ. Sagten die Zeugen wirklich ſo aus, wie der Staatsanwalt angenommen und wie die Vorunterſuchung zeigte, ſo konnte kein Gott denſelben retten!

Der Staatsanwalt hatte geendet und empfieng die Glückwünſche ſeiner Freunde über ſeine herrliche Rede, an der man eben ſo ſehr die kurze Präciſheit, als die klare Schärfe bewunderte. Die Vernehmlaſſung des Gefangenen begann. Doch auch ſie nahm kaum eine halbe Stunde Zeit weg. Ein Dollmetſcher war dem Ludwig Wagner beigegeben; doch er bedurfte deſſelben nicht. Er drückte ſich gut genug im Engliſchen aus, um verſtanden zu werden. Seine Worte der Vertheidigung enthielten nichts Neues. Sie waren die einfache Wiederholung Deſſen, was er von Anfang an angegeben, kein Jota mehr, kein Jota weniger. Die hundert und fünfzig Thaler, die in ſeinem Schreibpult gefunden worden waren, behauptete er, von den hier anweſenden zwei Damen, der Gräfin Plocki und deren Mutter, erhalten zu haben. Von den übrigen Gegenſtänden, den Platten ſowohl, als den falſchen Bills und dem nachgeprägten Silber wußte er nicht, wie ſie in ſein Haus gekommen waren. „Ich ſehe es,“ ſchloß er ſeinen ruhigen, ergebenen Vortrag, „der Schein iſt gegen mich. Gott allein kennt meine Unſchuld, und wenn Er will, ſo wird ſie auch zu Tage kommen. Auf Ihn baue ich, wenn alle Menſchen mich verlaſſen

Sie sahen ringsum, aber vergebens sandten sie ihre Blicke nach ihm aus. Er kam nicht zum Vorschein, trotzdem daß sie abgemacht hatten, sich hier heute Morgen ein Stelldichein zu geben.

Jetzt schlug es neun Uhr. Der Gerichtshof hatte sich versammelt. Der Zeugenstand war besetzt und es fehlten weder Billy, noch Tom, noch die Gräfin Plocki, noch deren Mutter. Auch der Angeklagte wurde unter Bewachung auf seinen Posten geführt. Er sah blaß und angegriffen aus, doch seine Haltung war fest, und sein Blick schweifte ruhig hinüber auf den Zeugenstand, wo Minette in allem Glanz ihrer prächtigen Garderobe saß. Dieser Blick mochte sie geniren, denn sie ließ den dreifachen Schleier über ihr Gesicht fallen und nur dem Staatsanwalt, der einige verbindliche Worte mit ihr wechselte, zeigte sie ein verstecktes, freundliches Lächeln. Dagegen schaute ihre Mutter, die Schulmeisterin, mit frechem Blick um sich, und suchte den Angeklagten durch ihre stolze Siegesmiene niederzudonnern.

Neben dem Angeklagten saß sein Advokat, ein Mann ohne Bedeutung und Namen, denn die Obrigkeit hatte ihn bestellt. Vergebens aber schaute sich Ludwig Wagner nach andern Freunden um. Nicht Einer war da, ihn zu trösten, ihn aufzurichten. Wo hat ein armer Einwanderer Freunde in dieser fremden, herzlosen Stadt? Sogar der alte Vater Gutbrod und seine Rosa fehlten, und von Hayes war keine Spur zu entdecken. Hatten auch Diese seine Sache als eine verlorne aufgegeben? Mochten auch Diese nichts mehr von dem armen Deutschen wissen, der heute sein Schicksal besiegeln sollte? Ein trauriges Gefühl beschlich den jungen Mann, und er hätte ob seiner Ver-

Polizeidienern besetzt und kein Mensch mehr hinein- oder hinausgelassen. Natürlich machte dieß in einem so dichtgedrängten Saale, wo die Menschen gewohnt sind, stromweise aus- und einzugehen, kein geringes Aufsehen. Der Richter bemerkte die Störung augenblicklich und indem er die Sitzung auf eine Minute unterbrach, fragte er, was es gebe. In demselben Momente trat aber ein alter Mann vor den erhöhten Sitz, auf dem der Richter und seine Schreiber Platz genommen. Er hatte den Hut abgenommen, wie sich's vor Gericht gebührt, drängte sich aber so ungeniert vorwärts, als sey er hier zu Hause.

„Wer seyd Ihr, Mann?" rief der Richter zornig. „Wie könnt Ihr es wagen, das Gericht zu unterbrechen?"

„Oh, Euer Ehren," versetzte der alte Mann ruhig, indem seine Züge ein schwaches Lächeln überzog; „ich wollte blos einiges neue Zeugniß in diesem Prozesse beibringen. Aber es scheint, Euer Ehren kennen mich nicht mehr, sonst würdet Ihr mich wohl etwas glimpflicher behandeln."

Damit nahm er eine Perrücke ab, die bis jetzt seine grauen Haare bedeckte, auch die falschen Augenbrauen wurden entfernt, und ein Gesicht erschien, das wohl fast Niemanden in diesem Saale nicht bekannt gewesen wäre. Es entstand eine allgemeine Bewegung; Alles stand von den Bänken auf und Viele drängten sich gegen die Ausgangsthüre, die jedoch von der Polizei so gut bewacht wurden, daß Niemand hinauszuschlüpfen vermochte.

„Ich habe noch nicht Zeit gehabt, meine Toilette zu machen," fuhr der alte Mann mit viel Ruhe und Humor fort; „sonst wäre ich vor Euer Ehren in meinem gewöhnlichen Habit

erschienen und nicht in der Verkleidung, in die ich mich seit gestern Abend gesteckt habe."

Natürlich erkannte auch der Richter den alten Mann sogleich. „Ihr seyd's, Hayes," rief er in ganz verändertem Tone. „Was führt Euch hieher? Das muß eine ganz besondere Veranlassung seyn!"

„Oh das ist's auch!" erwiederte Hayes gutmüthig lachend. „Ich möchte gerne Zeugniß ablegen für meinen jungen Freund hier auf der Anklagebank, und einige Andere für ihn hinsetzen, die den Platz besser zieren werden. Aber wahrhaftig, Euer Ehren müssen mir dazu behülflich seyn und einige Verhaftsbefehle unterzeichnen, die das Ding zu Ende bringen werden."

Er flüsterte nun lange mit dem Richter, und man sah diesem wohl an, daß der Fall ein außerordentlicher war; denn so sehr er auch seine Züge zu beherrschen verstand, so lagerte sich doch ein unendliches Erstaunen darauf, als der alte Hayes mit seiner Erzählung zu Ende war. Er nahm jedoch keinen Anstand, die Verhaftsbefehle zu unterzeichnen.

Hayes ließ nun seine Augen im ganzen Saale herumschweifen und bald hatte er die entdeckt, welche er suchte. Es war O'Neill mit seinen beiden Söhnen. O'Neill setzte keinen Widerstand entgegen, auch Daniel nicht. Beide waren zu sehr überrascht und ließen sich ruhig abführen. Nicht so Paddy. Er riß aus und schlug ein Paar nieder, um die Thüre zu gewinnen; allein im Nu war er überwältigt und hatte Hand- und Fußschellen an. Alle Drei brachte man in abgesonderte Zellen in den Tombs.

„Nun muß ich mich auch ungalant gegen das schöne Geschlecht zeigen," sagte Hayes, als er sich den beiden Damen,

der Gräfin Plocki und ihrer Mutter, näherte. „Ich hoffe jedoch nicht, daß ich hier Handschellen nöthig haben werde."

Minette erblaßte bis in den Tod. „Ihr werdet mich doch nicht im Ernste verhaften wollen?" fragte sie bebend.

„Ja, Spaß ist's freilich keiner," meinte Hayes, „nicht einmal für ein Mannsbild, viel weniger für ein so zartfühlendes Wesen, als Ihr seyd. Ihr wolltet ja aus lauter Zartgefühl so eben einen Unschuldigen nach Singsing hinschwören! Kommt, kommt, macht keine Umstände."

„Frauen unseren Standes!" schrie jetzt die Schulmeisterin mit schrillender Stimme. „Wie könnt Ihr es wagen, eine Gräfin anzutasten?"

„Eine schöne Gräfin!" lachte Hayes. „Wo liegt denn die Grafschaft Plocki? Im Monde, oder sonst wo in jener Gegend herum. Jetzt ist's ausgegraft, und der Herr Graf heißt jetzt wieder, wie er vorher hieß: Jakob Koppel von Newhaven. Die Frau Gräfin wird aber auch den Titel „Madame Koppel" nicht einmal annehmen dürfen, denn die erste Frau Koppel lebt noch, und zwei Weiber sind in Amerika nicht erlaubt, so wenig als der Grafentitel für uns einen Werth hat. Allons, vorwärts, Frau Concubine nebst Schwiegermutter. Im Gefängniß habt Ihr Zeit genug, über alle diese Dinge nachzudenken."

„Herr Staatsanwalt," kreischte jetzt Minette, als man Anstalt machte, sie mit Gewalt fortzuführen. Aber dieser nahm keine Notiz von ihr, die er noch vor wenigen Minuten als das Muster adeliger Gesinnung dem Publikum hingestellt hatte. Er war in einem ernsten Gespräche mit dem Richter begriffen, und legte den Polizeidienern keinerlei Hinderniß in den Weg, als auch die beiden Zeuginnen in die Tombs abgeführt wurden.

Wie das übrige Publikum, so war auch Ludwig Wagner sprachlos vor Erstaunen, als alle diese Dinge vor sich gingen. Allein es stand nicht lange nach dem Eintritt des William Hayes an, so schob sich ein Arm sanft unter Ludwig's Arm und eine süße Stimme flüsterte fröhliche Worte in sein Ohr. Es war Rosa, die sich ihm zur Seite gestellt hatte. An der andern Seite stand Vater Gutbrod und sah mit seligem Lächeln auf das Paar neben ihm. „Gott hat doch noch Alles gut gemacht," sagte er halblaut, dem Ludwig die Hand drückend. „Wer auf ihn vertraut, bei dem wendet sich am Ende alles Unglück in Glück um."

Endlich wurde die Ordnung wieder hergestellt, nachdem die fünf Gefangenen entfernt waren; die Thüren wurden wieder geöffnet und die Polizei entfernte sich. Mit größter Spannung sah das Publikum den Enthüllungen entgegen, welche William Hayes dem Richter bereits gemacht hatte und nun vor den Geschwornen laut wiederholen mußte. Ehe aber der berühmte Diebsfänger mit seiner Erzählung begann, trugen vier starke Männer eine Maschine in den Saal, welche nichts anders war, als die Prägmaschine der Falschmünzer; und dann brachten sie die Druckmaschine und endlich die Platten und sonstigen Werkzeuge und das falsche Geld, das in der Höhle gefunden worden war. Es war eine Wucht zusammen von wenigstens vierzig Centnern, und man brauchte fast den vierten Theil des Saales, um Alles aufzustellen.

„Das ist das Corpus delicti," sagte Hayes. „Ich brauchte zwei Karrenleute, um die Sachen alle hierher zu bringen und das hielt mich so lange auf, daß ich nicht schon zum Beginne des Prozesses erscheinen konnte. Denn ich wollte nicht hier-

her kommen ohne die vollgültigsten Beweise. Nun aber kann ich gegen Jeden die Thatsache feststellen, daß die eigentlichen Falschmünzer keine andern sind, als der Gutsbesitzer O'Neill und seine beiden Söhne, Daniel und Paddy, sowie endlich ein Mann, Namens Jakob Koppel, hier bekannt unter dem Namen Graf Plocki. Der aber, der hier auf der Anklagebank sitzt, ist so unschuldig, als ich selbst, und von jenen Vieren blos untergeschoben, um einen Sündenbock für sich zu haben. Freilich ist jetzt Alles klar und einfach genug, da Jakob Koppel, genannt Graf Plocki, ein vollständiges Geständniß ablegte und alle die Falschmünzerapparate aufgefunden sind; allein mir ward's doch nicht so leicht, hinter die Schliche der Spitzbuben zu kommen. Denn verdammt pfiffig hatten sie's angegriffen, und in der Beziehung hab ich allen Respekt vor ihnen. Doch ich will Alles ordnungsgemäß erzählen und es so kurz machen, als es mir möglich ist."

„Zuerst erfuhr ich also, daß in Gärtner Gutbrod's Haus eine Frau lebe, mit Namen Maria Koppel. Diese Frau war in derselbigen Nacht, da Ludwig Wagner verhaftet wurde, von ein Paar Schurken in's Wasser geworfen, von Ludwig aber gerettet worden. Darüber hatte sie den Verstand verloren und phantasirte verworrenes Zeug. Aus dem verworrenen Zeug heraus merkte ich mir aber die Ausdrücke: Falschmünzer, Brandstifter, Ehebrecher. Auch Mörder kam hie und da vor. Dann nannte sie wieder die Nummer 495 Broadway und faselte viel von einer „Andern." Schließlich lispelte sie schaudernd, sie müsse stille seyn, sonst werde Er gehängt. Um diese Gegenstände drehte sich der ganze Wahnsinn Maria's."

„Wer ist der „Er?" dachte ich nun. Jedenfalls Ein

der mithalf, die Maria in's Waſſer zu werfen und wahrſcheinlich ein Falſchmünzer, Ehebrecher und Brandſtifter. Die „Andere“ wird wohl eine Concubine oder ſo was ſeyn. Wo finde ich aber dieſen „Er?“ — Nun wußte ich von Ludwig Wagner, daß Maria auf dem Fultonmarkte wenige Tage vor ſeiner Verhaftung ihren Mann, den ſie ſchon lange ſuchte und der ihr durchgegangen war, geſehen zu haben glaubte. Ludwig mußte ſogar dem Manne, den Maria für ihren Gemahl anſah, nacheilen, um zu wiſſen, wo er wohne. Das that denn auch Ludwig, und fand den Mann richtig. Dieſer nannte ſich aber Graf Plocki und nicht Jakob Koppel, und lebte mit einer Gräfin auf hohem Fuße.“

„Ei, dachte ich, der Graf Plocki und der Jakob Koppel beide in Nro. 495 Broadway wohnend, ſcheinen recht nahe mit einander verwandt zu ſeyn, näher noch als zwei Brüder; denn die Gräfin iſt offenbar die „Andere.“ Willſt doch ſehen, meinte ich, welches die wirkliche Ehefrau iſt. Schrieb deßhalb nach New-Haven und ſah in der Familienbibel der Maria nach. Es war aber in Richtigkeit. Die Maria war die angetraute Frau; ſomit konnte die Gräfin blos das Kebsweib ſeyn.“

„Nun ſtellte es ſich weiter heraus, daß die Frau Gräfin früher die Braut des Angeklagten in Deutſchland war, daß ſie von ihm das Reiſegeld für ſich und ihre Mutter bekam — dieſelben 150 Thaler, die ſie ihm ſpäter wieder zurückgab — und daß ſie erſt auf dem Schiffe bei der Herreiſe mit dem Herrn Grafen intim wurde. Woher bekommen die das Geld zum Großthun? dachte ich, wenn ſie ſo arm war wie eine Kirchenmaus und Er ſich erſt vor einiger Zeit in Deutſchland, wohin er vor etwa einem Jahre gereist war, in einen Grafen

verwandelte, von einer Grafſchaft ſelbſt alſo keine Rede war! So nahm ich mir vor, der Sache ein wenig mehr auf die Spur zu kommen und lugte den Leuten ein Bischen unter die Naſe."

„Dazu erfuhr ich, daß die zwei Hauptzeugen gegen Ludwig, der Tom und der Billy, einen recht ordentlichen und geſcheidten Rechtsbeiſtand hatten, der zufällig aber auch der Rechtsfreund O'Neill's war, des Gutsherrn Ludwig's, von deſſen Haus aus man leicht alles Mögliche in Ludwig's Behauſung ſchaffen konnte. Mußt doch nach dem Advokaten lugen, ſagte ich zu mir ſelbſt, und fand bald, daß die Beiden, der Tom und der Billy, keinen Knopf beſaßen, denſelben zu bezahlen. Und daß der nichts umſonſt thut, wußte ich ſchon längſt! So merkte ich denn, daß O'Neill das Geld vorſchieße! Der mußte alſo ein beſonderes Intereſſe haben für die beiden Schlingel, den Tom und den Billy. So gieng ich denn dem O'Neill auf Schritt und Tritt nach, und in mancherlei Geſtalt, damit er nicht merke, daß ich ihm aufpaſſe. Natürlich fand ich bald aus, wie innig die vier Männer zuſammenhingen, O'Neill mit ſeinen zwei Söhnen und Graf Plocki. Nach einiger Zeit fand ich ſogar, daß O'Neill das anonyme Billet an den Polizeichef geſchrieben hatte, worin der Ludwig Wagner denuncirt worden war; denn ich wußte mir eine Handſchrift O'Neill's durch einen Handwerksmann zu verſchaffen. Da wußte ich nun natürlich genug. Nur fehlte es mir an poſitiven Beweiſen. Leider konnte ich mich nicht in ſo vornehmer Geſellſchaft bewegen," fuhr Hayes mit einem luſtigen Seitenblick auf den Staatsanwalt fort, „um zu den Spielgeſellſchaften des Herrn Grafen zugelaſſen zu werden, wo die Frau Gräfin durch ihre Schönheit den falſchen Fünfzigthalerbills Cours verſchaffte. Somit konnte ich Niemanden

auf der That ertappen. Auch ſonſt waren ſie mir zu vorſichtig, ob ich ihnen gleich in ihre Höhlen in der Albanyſtreet und im Bloomingdaleroadwirthshaus folgte. So, dachte ich, ich wolle die Roſa, die Tochter des Gärtners Gutbrod, die Rolle der Maria, d. h. der erſten Frau des Jakob Koppel ſpielen laſſen, welche, wie wir wiſſen, die vier Falſchmünzer halb todtgeſchlagen und dann in's Waſſer geworfen hatten, und von der ſie nun glaubten, ſie ſey todt. Die Roſa ſpielte ihre Rolle ausgezeichnet. Wenn nun einer den Geiſt ſeiner Frau ſieht und ſie wirft ihm als Geſpenſt vor, ſie ermordet zu haben, ſo giebt's wohl kaum Einen, der dem Eindruck nicht unterliegt. Jakob Koppel's Nerven waren auch nicht von Stahl und Eiſen. Er unterlag; und als ich ihn nun gar ſeiner wirklichen wahnſinnigen Frau gegenüber ſtellte, da wurde er vor Schreck und Gewiſſensangſt beinahe wahnſinnig, und geſtand Alles ein. Ja, wir brachen noch in derſelbigen Nacht in die Falſchmünzerhöhle, und — da fanden wir nun die ganze Beſcheerung, die Preſſen, die Platten, das falſche Geld, kurz Alles, den ganzen Apparat. Die paar Platten, welche die Bande vor vier Wochen in Ludwig's Scheune hinübergeſchafft hatte, waren von ihnen längſt ausrangirt geweſen."

„Was ſoll ich nun noch weiter ſagen? Jakob Koppel ſitzt in den Tombs, und iſt bereit ſein Zeugniß abzulegen. Gärtner Gutbrod hat übrigens ſein Geſtändniß mit angehört, und, wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo werden Tom und Billy jetzt nicht mehr auf Ludwig Wagner, ſondern auf den ausſagen, von dem ſie die falſchen Bills in der That und Wahrheit erhielten!"

So endete William Hayes ſeine Rede, die längſte, die er je in ſeinem Leben gehalten. Der Eindruck, den ſie auf's Pu-

blikum machte, war ein außerordentlicher. Manche Dame, die bis jetzt auf den Dutchman auf der Anklagebank mit stolzer Verachtung hingesehen hatte, wischte sich eine Thräne aus dem Auge, und die Männer schauten auf die Rosa, deren Antlitz vor Lust und Seligkeit ganz verklärt aussah, wie auf eine Heldin. Der Staatsanwalt selbst verzichtete auf alle weiteren Zeugen, denn der Beweis von Ludwig's Unschuld sey auch in seinen Augen constatirt genug.

Plötzlich ließ sich von der Zeugenbank ein lautes Stöhnen und Schluchzen hören. Es waren Billy und Tom, denen die Thränen faustdick über die Wangen liefen und die in Jammer ganz aufgelöst schienen.

„Ach, Euer Ehren," heulten sie, „nur dießmal laßt Gnade für Recht ergehen. Wir hätten ja selbst nicht daran gedacht! Es wäre ja Keinem von uns auch nur eingefallen, auf den Ludwig Wagner auszusagen! Aber O'Neill überredete uns zu Allem."

„Still, Ihr Hallunken," versetzte der Richter. „Euer Urtheil sollt Ihr später erhalten. Beinahe wäret Ihr Schuld gewesen, daß ein Unschuldiger hätte vielleicht auf viele Jahre in's Gefängniß wandern müssen, denn so sehr sprach Alles gegen Euch, Ludwig Wagner, daß Ihr ohne diese besondere Fügung Gottes und ohne den Beistand des trefflichen Hayes ohne allen Zweifel wäret verurtheilt worden. Die Gerechtigkeit ist blind, sagt man nicht mit Unrecht; ich aber danke meinem Schöpfer, daß er mich vor einem falschen Urtheilsspruch gewahrt hat. Wenn ich nun den Geschwornen die üblichen Fragen vorlege, so geschieht es nicht, weil ich noch den geringsten Zweifel in Eure Unschuld hätte, sondern es geschieht, damit Ihr förmlich

vor aller Welt für frei von der Anklage daſteht, die fälſchlich gegen Euch erhoben wurde."

Den Geſchwornen wurden auch in der That die nöthigen Fragen vorgelegt; ſie verließen aber ihre Sitze gar nicht; ſondern nachdem ſie ſich einige Minuten leiſe beſprochen, erklärten ſie durch ihren Obmann ihr „Nichtſchuldig," ohne ſich in ihr Berathungszimmer zurückgezogen zu haben.

So endete dieſer berühmte Falſchmünzerprozeß ganz anders, als Jedermann erwartet hatte. Ludwig verließ den Saal unter dem Halloh des Publikums, das ſich zu Hunderten vor dem Gerichtsgebäude eingefunden hatte. Um aber alles Aufſehen zu vermeiden, hatte Hayes eine Droſchke requirirt, in welcher er mit Ludwig, Roſa und Vater Gutbrod Platz nahm. Er ließ es ſich nicht nehmen, daß ſie Alle bei ihm das „Auferſtehungsfeſt von den Tombs" feiern mußten. Und wie ſelig ſaßen dieſe Vier zuſammen!

„Nun, Vater Gutbrod," ſagte Hayes, als ſeine drei Gäſte Abſchied nahmen. „Nun, alter Kamerad, ſind wir quitt. Wenn ich heute in die Grube fahre, ſo gehe ich heim mit dem Bewußtſein, wenigſtens meine Schuld gegen Euch abgetragen zu haben. Mit meinen andern Schulden wird's Gott auch nicht ſo genau nehmen."

Der Mann hatte keine Schulden vor Gott. Wohl aber ſchuldeten ihm viele Menſchen: Ehre, Leben und Vermögen.

Wie die Roſa ihm dankte und ſich dem alten ſiebzigjährigen Mann an den Hals hing, als wäre es ihr zweiter Vater, das kann ich wohl ſagen, aber nicht näher beſchreiben."

Wir ſind nun am Schluſſe unſerer Erzählung angelangt. Es endet Alles, wie ſich's gebührt und gehört: das Unrecht erleidet ſeine Strafe, das Recht erhält ſeinen Lohn. Denn wie der Prozeß der vier Falſchmünzer ausgieng, das kann ſich Jeder denken. Trotzdem, daß ſie den geſchickteſten Advokaten hatten oder wenigſtens den raffinirteſten, trotzdem, daß die Anklage auf Brandſtiftung gar nicht erhoben wurde, weil dieſer Theil des finſtern Drama's ganz im Dunkeln blieb, trotz allem dem wurden ſie ſämmtlich Einer wie der Andere wegen Mordverſuchs und Falſchmünzerei zu zwanzig Jahren Staatsgefängniß verurtheilt, und gleich darauf nach Singſing abgeführt. O'Neill und Daniel ertrugen ihr Schickſal zwar nicht mit Ergebenheit, aber doch mit einer gewiſſen Ruhe, einem gewiſſen brütenden Hinſtarren, wie ſolches durch die fortwährende Hoffnung auf Begnadigung erzeugt wird. Alle Jahre nämlich bringen ſie es dahin, daß Einige ihrer Bekannten Geld und gute Worte opfern, um denſelben beim Gouverneur des Staates einen Nachlaß ihrer Strafe oder ihre gänzliche Freilaſſung zu bewirken. Wahrſcheinlich bringen ſie es auch noch ſo weit, denn Geld und gute Worte helfen viel in Amerika, Geld noch mehr als gute Worte. Bis jetzt aber war Alles vergebens.

Der zweite Sohn O'Neill's, Paddy, konnte ſich nicht ſo in Geduld faſſen. Er war immer eine wilde, unbändige Natur und ſo wurde er eines Tages, als ihn der Aufſeher vielleicht ſtrenger, als es ſich gebührt, behandelte, ſo wüthend, daß er über denſelben herfiel und ihn auch ohne die Dazwiſchenkunft anderer Bedienſteten ohne Zweifel getödtet haben würde. Natürlich legte man den Widerſpenſtigen ſogleich in

Eisen und es erwarteten denselben die schwersten körperlichen Strafen. Dieß wußte er, und — am andern Tag fand man ihn in seiner Zelle an seinem eigenen Halstuche erhängt. Zu diesem Zwecke mußte er aufstehen und seine eiserne Pritsche, die eine Art Hängmatte bildet, welche alle Abende herabgelassen und alle Morgen wieder hinaufgezogen wird, so daß sie den Tag über platt an der Wand anliegt, — er mußte diese Pritsche aufziehen, um sein Halstuch daran zu befestigen, weil in keiner Zelle ein Nagel befindlich ist. Ja sogar seine Füße mußte er an sich ziehen, weil sie sonst den Boden berührt hätten, und er that es, bis ihn Bewußtlosigkeit umfieng! So streng und eisern war sein Wille!

Graf Plocki oder vielmehr Jakob Koppel war der ruhigste von Allen. Die Erscheinung seiner todtgeglaubten Frau hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er dem Wahnsinn nahe war. Ja, als er später erfuhr, daß sie noch lebe, ja als er sie sogar selbst wieder sah, wollte doch der Geist nicht weichen, der sich seiner bemächtigt, der Geist der stillen Verzweiflung. Nach seiner andern Frau, der Gräfin, fragte er nie. In wenigen Jahren erlöste ihn der Tod von seinen Leiden.

Frau Minette und ihre Mutter giengen vor Gericht frei aus. Es wurde zwar bewiesen, daß sie dem Ludwig die hundertfünfzig Thaler gegeben hatten, welche man bei ihm fand, und die sammt und sonders falsch waren. Es wurde auch bewiesen, daß sie in vielen Läden und Stores, wo die vornehme Welt verkehrte, große Summen falschen Geldes in Fünfzig- und Hundert-Thalerbills, die man im Anfang für ächt hielt, ausgegeben hatten. Ja man bewies ihnen sogar,

daß auf den verſchiedenen kleinen Reiſen, die ſie machten, wie in den Abendſoiréen, die ſie gaben, viel falſch Geld in Umlauf geſetzt worden war. Allein dieß Alles reichte nicht hin, ſie zu verurtheilen. Sie behaupteten ſteif und feſt, nicht gewußt zu haben, daß das Geld falſch ſey. Im Gegentheil, ſie hätten es von Graf Plocki bekommen, und daher annehmen müſſen, daß es ächt ſey. So wurden ſie denn freigeſprochen, wie ſich auch bei dem Eindrucke, den die Schönheit Minettens auf den Staatsanwalt gemacht hatte, nicht anders erwarten ließ. Freilich den Grafentitel, oder gar das gräfliche Vermögen, konnte ihr weder der Staatsanwalt, noch irgend Jemand anders retten, weil Beides gar nicht vorhanden war. Aber Minette tröſtete ſich damit, daß ſie der Staatsanwalt als „Freundin" zu ſich nahm und ihr die Mittel verſchaffte, ſich ſo ſchön und luxuriös zu kleiden, als ſie nur wollte, und die Mutter Minettens, die Schulmeiſterin, fand eine Erleichterung darin, daß ſie auf den Jakob Koppel all den Geifer losließ, den ſie in ihrer Erbitterung finden konnte. Da war kein Schimpfwort in deutſcher wie engliſcher Sprache, das ihm nicht ertheilt wurde. Nur Schade, daß er die Titel, welche ihm die alte Keiferin beilegte, nicht auch hörte! Nach einem halben Jahre änderte ſich freilich Vieles. Der Staatsanwalt wurde Minettens ſatt und überließ ſie einem Dritten, und nach kurzer Zeit dieſer Dritte wieder einem Vierten. Jetzt iſt Minette in einem Hauſe in der Mercerſtreet, und was das für ein Haus iſt, das kann ſich der geneigte Leſer denken. Sie kleidet ſich immer noch in Sammt und Seide, und bei Nacht beſonders, beim trügeriſchen Gaslicht, meint man, ihre Schönheit habe kaum nachgelaſſen. Ihre Gefährtinnen auf dem Pfade der Sünde

Eisen und e[illegible] erwarteten d[illegible]
Strafen. Di[illegible] wußte er,
ihn in seiner [illegible]elle an sei[illegible]
diesem Zwecke [illegible]mußte er
die eine Art [illegible]ängmatte
und alle Morg[illegible]en wie[illegible]
Tag über plat[illegible] an
Pritsche aufzieh[illegible]en,
in keiner Zelle [illegible]ein
mußte er an [illegible]
hätten, und er
streng und eise[illegible]
Graf [illegible]
von Allen.
einen solch[illegible]
nahe wa[illegible]
als er [illegible]
weichen
zweifl[illegible]
nie.
Leit[illegible]

a[illegible]

nehm[illegible]
Fünfzig- und [illegible]
ächt hielt, ausgegeben [illegible]

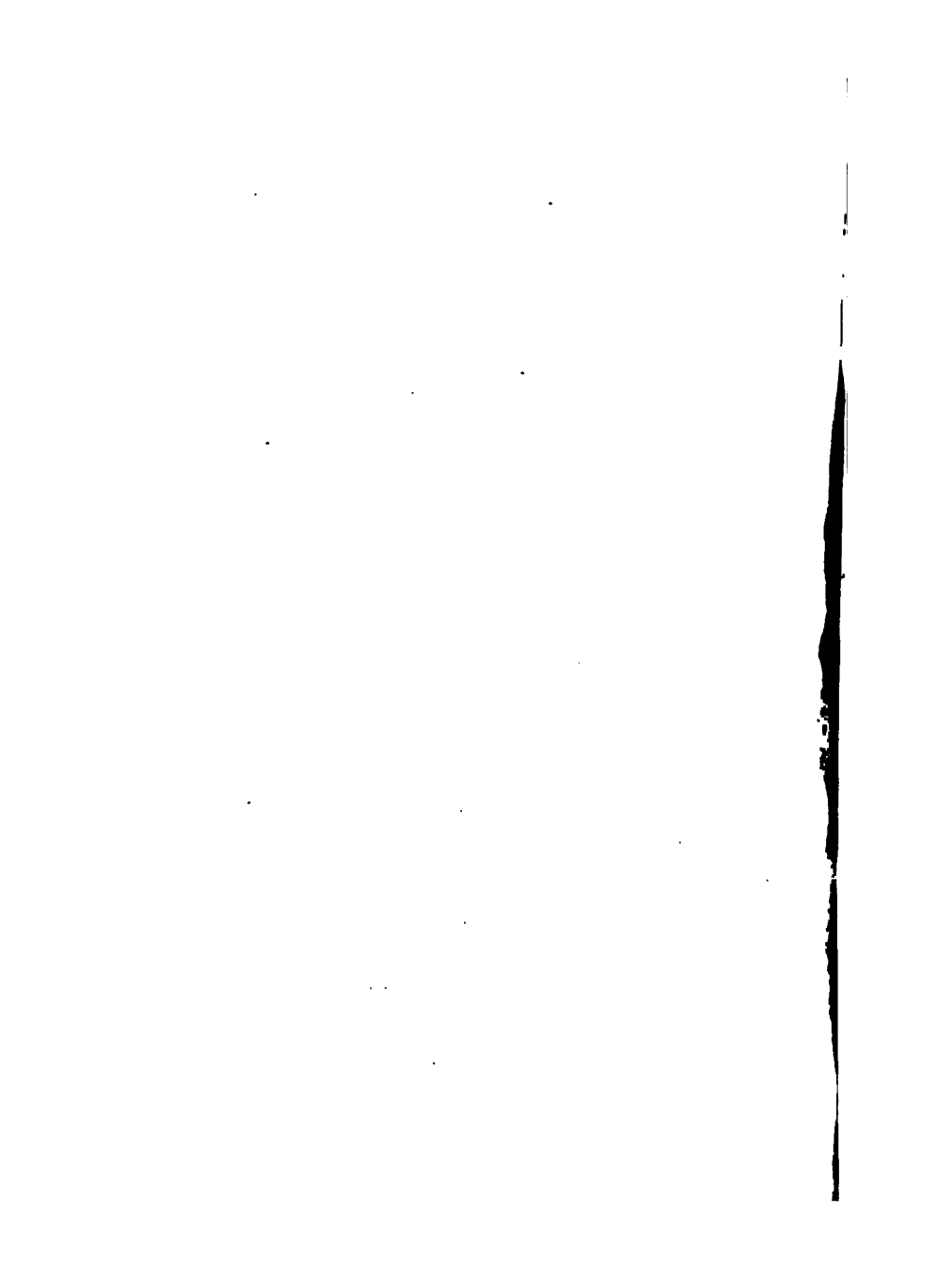
[illegible] Zwei [illegible]
[illegible] Ihre Mutter [illegible]
[illegible] Dramas. [illegible]
[illegible] nach der Freisprechung [illegible]
[illegible] ihnen [illegible]
[illegible] aber immer noch rathe[illegible]
[illegible] die er nunmehr zu
[illegible] so viel oder noch
[illegible] unter Ludwig's Pflege
[illegible] aber auch kein Wunder,
[illegible] und blühen, denn die Ro[illegible]
den [illegible] Tag im Haus und Garten
[illegible] Pflanze in Trübsinn und [illegible]
[illegible] Ludwig's Ernst ist einer stil[illegible]
können. Selbst Ludwig's Ernst ist einer stil[illegible]
[illegible] in ein fröhliches Lachen über[illegible]
[illegible] nur ansieht. Und ich fürchte fast
in einer Woche mehr und öfter an, als er Min[illegible]
ganzen Jahre betrachtet hätte.

Frau Maria ist aus dem Irrsinn, in den sie
war, wieder erwacht. Die Erschütterung, den der Anb[illegible]
Mannes auf sie hervorbrachte, hatte diese glückliche [illegible]
zur Folge. Aber doch erstarkte ihr Geist nie so, daß
der Ereignisse klar wurde, welche ihren Wahnsinn zur [illegible]
gehabt hatten. Nach und nach brachte man ihr die K[illegible]
von dem Schicksal ihres Mannes bei und sie besuchte ihn [illegible]
nun an bis zu seinem Tode alle Jahre einmal in Singsing[illegible]
Ein öfterer Besuch wurde nicht gestattet. Ihr stilles Wirken

ige Ergebenheit in ihr Schickſal haben ihr auf
od's Gärtnerei eine zweite Heimath erworben.
hwerer Schlag war es für die Familie, als ſie
den Tod von William Hayes erfuhren. Ein
hatte ſeinem thätigen Leben ein Ende gemacht und
ihn Morgens todt in ſeinem Bette. Bis dahin,
Jahr lang, hatte er es ſich zur Gewohnheit ge-
lle Monate einmal einen Tag bei ſeinen Freunden in
tnerei am Hudſon zuzubringen, und ein fröhlicher
r's jedes Mal, wenn der alte Hayes erſchien, und
nen vielen Erlebniſſen erzählte. Doch — Einmal muß
en ſeyn!

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Vorrede . . . . . | III |
| I. Der reiche Vetter in Amerika . . . . . | 1 |
| II. Fahrten und Abenteuer eines Marineſoldaten . . . | 58 |
| III. Der Hochzeiter wider Willen . . . . . | 139 |
| IV. Zwei Weiber und falſch Geld . . . . . | 190 |



E
184
.G3.G
v.1

Stanford University Libraries
3 6105 007 034 643

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

E
184
.G3.G8
v.1

Stanford University Libraries
3 6105 007 034 643

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305